Theodor Lipps

Leitfaden der Psychologie

150
L668l

BOOK 150.L668L c.1
LIPPS # LEITFADEN DER PSYCHOLOGIE

3 9153 00003446 4

BF
123
.L5
1903

LEITFADEN

DER

PSYCHOLOGIE

VON

THEODOR LIPPS

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1903

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

VORWORT.

Dieser »Leitfaden der Psychologie« ist zunächst bestimmt für die Hörer meiner psychologischen Vorlesungen. Ich hoffe aber, er wird auch Anderen dienen. Die Absicht des Buches ist nicht, einzuleiten, sondern Grundlinien zu geben. Auf historische und kritische Exkurse ist grundsätzlich verzichtet.

Einigen Absätzen ist ein Sternchen vorgesetzt. Diese Absätze wird der Anfänger vielleicht gut tun, zunächst zu überschlagen.

München, im November 1903.

Theodor Lipps.

INHALT.

Erster Abschnitt.

Grundlegung.

Seite

I. Kapitel: Einleitung. Aufgabe und Methoden 1
Das Bewußtsein 1
Die Aufgabe 4
Das psychisch Reale 7
Gehirn und Seele 9
Die Methoden 12
Komparative Psychologie 15

II. Kapitel: Die Bewußtseinsinhalte 16
Empfindung und Gefühl; »Ich« und der Körper 16
Sonstige Bewußtseinsinhalte 18
Verhältnis der Inhalte und Vorgänge 21
Allgemeines über Empfindungsinhalte 23
Der Gesichtssinn 24
Der Gehörssinn 29
Die übrigen Sinne 30

III. Kapitel: Aufmerksamkeit und Bewußtsein 33
Aufmerksamkeit 33
Psychische »Kraft« und »Energie« 36
»Unbewußte Empfindungen« und »Vorstellungen« 37
Bedingungen der »psychischen Energie« 41

IV. Kapitel: Assoziation und Gedächtnis 42
Psychische Einheitsbeziehungen 42
Assoziation der Ähnlichkeit und der Erfahrung 43
Zusätze zu den Assoziationsgesetzen 46
Das Gedächtnis 49

Zweiter Abschnitt.

Die Apperzeption.

V. Kapitel: Apperzeption und Gegenstand 53
Apperzeption und Gegenstand überhaupt 53
Inhalt und Gegenstand 55

Seite

Die »Forderungen« des Gegenstandes 58
Qualitative Apperzeption und Gegenstandsforderung 60
Empirische und Wertapperzeption. Beziehungsapperzeption 61

VI. Kapitel: Arten der Apperzeption 63
Einzel- und Einheitsapperzeption 63
Numerische und komplexe Einheitsapperzeption 65
Verwebung und Verflechtung 68
Psychische Gesamtvorgänge. Gesetz der Vereinheitlichung 71
Assimilation. Relativitätsgesetz 74
Weitere Beispiele der Assimilation. Gesetz der Gewohntheit . . . 77

VII. Kapitel: Arten der Verwebung 79
Intensive Verschmelzung 79
Klänge und Geräusche 79
Extensive Verschmelzung. Die Anschauungsform der Zeit 83
Der Gesichtsraum 85
Das Tiefenbewußtsein. Größenschätzung. Optische Täuschungen . 88
Der Tastraum. Bewegungsempfindungen 91
Qualitativ-extensive Verschmelzung 94

VIII. Kapitel: Die Gliederung des komplexen Ganzen 95
Differenzierung eines Gemeinsamen 95
»Monarchische Unterordnung« 97
Besondere Wirkungen der monarchischen Unterordnung. Größenkontrast 99
Die Absorption 103
Gesetz der Kraftüberlassung und Dissoziation 105
Fortgang der apperzeptiven Bewegung. Gesetz der Linearität . . . 108
Gesetz der Stauung 109

IX. Kapitel: Analyse und Synthese 111
Arten der Analyse 111
Abstraktion 115
Allgemeinste Abstrakta. Grundkategorien 118
Substrat und Substanz 119
Bedingungen der Abstraktion 122
Synthese 124

Dritter Abschnitt.

Die Erkenntnis.

X. Kapitel: Die Relationen 128
Allgemeines 128
Numerische Relationen 129
Vergleichsrelationen und Vergleich 131
Arten der komplexen Relationen 135
Logische Relationen 137

Seite

Symbolische Relationen 139
Psychologische Relationen 140

XI. Kapitel: Das Urteil 141
Grundarten der Urteile. Subjekt und Prädikat 141
Urteilsakt und Struktur der Urteile 144
Möglichkeitsurteile 146
Negative qualitative Urteile 148
Empirische Möglichkeits- und negative Urteile 149
Empirische Wahrscheinlichkeitsurteile 153
Die »Erklärung« 155
Gesetze des Wirklichkeitsbewußtseins 156
Nichtwirklichkeit. Bedingungen der »Erscheinung« 158

XII. Kapitel; Die Erfüllung der Gegenstandsforderungen 163
Die Erfüllungstendenz überhaupt 163
Subjektiv bedingtes Glauben 166
Subjektiv bedingte Möglichkeiten des Urteilens. Autosuggestionen . 168
Halluzinationen 170
Fremdsuggestionen. Urteilsfälschungen. Illusionen 173
Wertungsforderung und Wertung 175

XIII. Kapitel: Erscheinung und Reales 177
Erscheinung und Erscheinendes überhaupt 177
Das physisch Reale und seine Erscheinung 179
Psychische Erscheinung und psychisch Reales 181
Apriorische Gegenstände 185
Erscheinender und objektiver Wert 186

XIV. Kapitel: Die Einfühlung 187
Einfühlung überhaupt. Allgemeine apperzeptive Einfühlung 187
Stimmungseinfühlung. Empirische apperzeptive Einfühlung 190
Einfühlung in die sinnliche Erscheinung »Anderer« 191
Die Sprache 195
Einfühlung als Erkenntnisquelle 198
Ästhetische und ethische Einfühlung 200

Vierter Abschnitt.

Der Wille.

XV. Kapitel: Allgemeines über Streben und Wollen 202
Das Streben 202
Streben und Widerstreben 203
Aktivität und Passivität des Strebens 206
Das Streben in Bewegung. Das Wollen 210

XVI. Kapitel: Arten des Strebens 213
Unterscheidung der Arten 213
Das Perzeptionsstreben 214
Das Apperzeptionsstreben 216

Seite

Das assoziative Streben 217
Das Wirklichkeitsstreben 218
Besondere Bedingungen des Wirklichkeitsstrebens 220
Wirklichkeitsstreben und »Interesse« 222
Das Wirklichkeitsstreben und die »Gegengründe« 224
Intellektuelle Typen des Wirklichkeitsstrebens 227
Affektive Typen des Wirklichkeitsstrebens 230
Intellektuale und affektive Typen 233
Das Streben nach vollem Erleben 234

XVII. Kapitel: Zweck und Mittel. Das Wollen 235
Zergehen des »nackten« Strebens 235
Zweck und Mittel 238
Das Wollen 239
Erkenntnistätigkeit 241
Äußere Willenshandlungen 244
Instinktbewegungen 246

Fünfter Abschnitt.

Die Gefühle.

XVIII. Kapitel: Gegenstandsgefühle 249
Logische Gefühle 249
Logische und affektive Gegenstandsgefühle 252
Gegenstandswertgefühle 255

XIX. Kapitel: Affektive Gefühle 257
Einteilung der affektiven Gefühle 257
Gesetz des Lustgefühls 259
Unlustgefühle 264
Lust, Unlust und psychische Energie 266
Lust-, Unlust- und Größengefühle 268
Mischgefühle 271
Heim- und Fremdgefühle 272
Allgemeine Zustandsgefühle 277

XX. Kapitel: Das Strebungsgefühl und die höheren Gefühle 278
Strebungs- und Selbstgefühl 278
Billigung und Mißbilligung 281
Objektive Wertungen 283
Ethische und ästhetische Wertung 287
Die Pflicht und das ideale Ich 289
Das religiöse Gefühl 290

Sechster Abschnitt.

Besondere psychische Zustände.

XXI. Kapitel: Affekte, Temperamente, »Typen« 292
Affekte 292

Seite
Temperamente 295
Sonstige psychische Charaktere 298

XXII. Kapitel: Schlaf, Traum und Hypnose 301
Der Schlaf 301
Der Traum 308
Hypnose und hypnotische Suggestion 313

XXIII. Kapitel: Pathologische Zustände 318
Allgemeines zur Psychopathologie 318
Arten psychischer Abnormität 323
Spezielleres über Arten des Abnormen 327
Abnorme Verschiebungen des Gleichgewichts 331
Störungen und Zerstörungen 333

Anhang: Metaphysisches 335
Grenzen der Erkenntnis 335
Jenseits der Erkenntnisgrenzen 339

Register 346

Erster Abschnitt.

Grundlegung.

I. Kapitel: Einleitung. Aufgabe und Methoden.

Das Bewußtsein.[1])

Die Psychologie ist die Lehre von den Bewußtseinsinhalten oder Bewußtseinserlebnissen als solchen. Es ist dasselbe, wenn ich sage: Sie ist die Lehre von den Bewußtseinserscheinungen oder Bewußtseinsphänomenen. Doch ist dabei zu bedenken: »Erscheinungen« setzen jedesmal etwas voraus, das in ihnen erscheint. Davon sogleich.

»Bewußtseinsinhalte« lassen sich nicht definieren; nur andere Ausdrücke können dafür gesetzt werden: Sie sind das unmittelbar Vorgefundene oder Erlebte, das mir unmittelbar Gegenwärtige oder Vorschwebende; die »Bilder«, die ich habe; das mit den Sinnen oder innerlich von mir Gesehene, Gehörte usw.; das von mir Empfundene, Wahrgenommene, Vorgestellte, Gefühlte.

Völlig bestimmt aber können wir sagen, was die Bewußtseinsinhalte für uns oder für unser Bewußtsein zu solchen macht, oder als solche charakterisiert, welches Erlebnis etwa ich meine, wenn ich von einem Blau, das ich sehe oder vorstelle, nicht nur sage, es sei blau, hell oder dunkel, mehr oder minder gesättigt, sondern außerdem, es sei Bewußtseinsinhalt.

Dies Erlebnis ist eben jenes Vorfinden oder Vorgefundensein. Es ist das mir Vorschweben der Inhalte oder Bilder, oder mein inneres Haben derselben. Es ist das »Empfinden« oder »Vorstellen«.

---

[1]) Vgl. hierzu die Schrift »Das Selbstbewußtsein; Empfindung und Gefühl«. Wiesbaden 1901.

D. h. es besteht in der mit jedem Inhalt zugleich miterlebten oder mitvorgefundenen, jedermann bekannten, aber nicht näher beschreibbaren Beziehung der Inhalte zu dem Zentralpunkte des Bewußtseinslebens, »Ich« genannt, die ich eben mit jenen Namen bezeichne. Es ist das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu mir oder zu diesem Ich; das Bewußtsein des »Meinseins«, wie es in den Wendungen »mein Bewußtseinsinhalt«, »meine Empfindung oder Vorstellung« ausgesagt ist.

Dabei betone ich: Das Ich, von dem ich hier rede, ist das unmittelbar erlebte, das unmittelbare Bewußtseins-Ich, oder, wie wir Späterem vorgreifend auch sagen können, das Gefühls-Ich oder Ich-gefühl. Nicht minder ist das Empfinden und Vorstellen, von dem hier die Rede ist, das unmittelbar erlebte Empfinden und Vorstellen. Es ist der phänomenale »Akt« des Empfindens und Vorstellens, das Bezogensein der Inhalte auf das Ich als unmittelbares Bewußtseinserlebnis.

Dies Bezogensein auf das Ich eignet allen Bewußtseinsinhalten oder Bewußtseinsphänomenen als solchen; es ist ein Teilphänomen derselben, eine Seite der Phänomene, nämlich eben diejenige Seite derselben, um derentwillen ich die »Bewußtseinsinhalte« als solche bezeichne. Zu jedem Bewußtseinsinhalt gehört dies Bezogensein auf das Ich. Es gehört also auch zu jedem Bewußtseinsinhalt das unmittelbar erlebte Ich, das Bewußtseins-Ich, oder Gefühls-Ich, oder Ich-Gefühl.

Im Bezogensein aller Bewußtseinsinhalte auf diesen Zentralpunkt, oder in der Zugehörigkeit aller Bewußtseinsinhalte zu dem einen Bewußtseins-Ich, besteht die Einheit des Bewußtseins.

Reden wir ganz allgemein von einem »Bewußtsein«, so können wir damit ein Dreifaches meinen. Nämlich einmal die Tatsache, daß etwas bewußt ist. Hier ist das »Bewußtsein« die Zugehörigkeit zu mir. Zum zweiten das Bewußtsein, dem ein Inhalt zugehört. Jetzt ist das »Bewußtsein« jenes Bewußtseins-Ich. Man redet etwa von Bewußtseinszuständen und meint damit unmittelbar erlebte Ich-Zustände. Drittens versteht man unter dem Bewußtsein auch wohl den Gesamtbewußtseinsinhalt eines Momentes, nimmt also das Wort als Kollektivum.

Alle diese Bedeutungen des Wortes Bewußtsein sind zulässig.

Hüten sollte sich dagegen die Psychologie vor einem vierten Gebrauch des Wortes, nämlich demjenigen, der das Bewußtsein »funktionieren«, etwas »leisten« oder »aus sich hervorgehen« läßt usw. Hier ist das Bewußtsein ein leicht irreführender Name für das reale Ich oder die Seele.

Was oben über die Einheit des Bewußtseins gesagt wurde, sei noch im Bilde gesagt: Ein Bewußtseinserlebnis ist eine Linie mit zwei Endpunkten. Der eine Endpunkt ist der so oder so beschaffene Inhalt, der andere Endpunkt, besser der Anfangspunkt, ist das Ich. Die Linie zwischen beiden Punkten ist das »Meinsein«, das Bezogensein auf mich oder mein Bewußtsein, mein unmittelbar vorgefundenes »Empfinden« oder »Vorstellen«. Dies Ich ist ein einziger Punkt. Ich sage also genauer: Bewußtseinserlebnisse sind Linien, die von einem einzigen Punkte, dem Ich, ausgehen und am andern Ende einen Inhalt tragen. Die Einheit des Bewußtseins besteht im Zusammentreffen aller der Linien in dem einen Punkte, dem Ich.

Dazu muß gleich noch hinzugefügt werden: Das Ich der verschiedenen Momente stellt sich mir unmittelbar dar als identisch. Ich habe das Bewußtsein, daß eben das Ich, das jetzt dies empfindet oder vorstellt, vorhin dies oder jenes Andere empfand oder vorstellte. Diese unmittelbar erlebte Identität des Ich ist eine eigenartige und letzte, wiederum nicht beschreibbare, noch weniger auf irgend etwas sonst zurückführbare Bewußtseinstatsache. Sie läßt sich auch nicht erläutern durch andere Identitäten, da in dieser Identität des Ich der letzte Sinn aller Identität überhaupt besteht.

Ziehen wir diese Identität mit in Betracht, so müssen wir sagen: Auch die Bewußtseinserlebnisse der verschiedenen Zeiten bilden eine Bewußtseinseinheit. Es gibt eine Einheit des Bewußtseins auch in der Sukzession. Die Bewußtseinsinhalte der verschiedenen Zeiten sind gebunden an das in den verschiedenen Zeiten identische Ich.

*[1]) Da die Bewußtseinsinhalte für mich oder für mein Bewußtsein zu solchen werden, oder als Bewußtseinsinhalte charakterisiert sind durch die Beziehung auf das Ich, oder die Zugehörigkeit zu ihm, oder da die Zugehörigkeit zum Bewußtsein die Zugehörigkeit zum Ich ist, das »Meinsein«, so ist das jetzt unmittelbar erlebte Ich oder

[1]) Wegen der Bedeutung dieser Sternchen s. das Vorwort.

das gegenwärtige Bewußtseins-Ich für mein gegenwärtiges Bewußtsein nicht »Bewußtseinsinhalt«. Dies hieße ja, das Ich ist sein eigener Inhalt oder gehört sich selbst zu; steht für mein Bewußtsein zu sich selbst in Beziehung, ist also zweifach da.

* Dies schließt nicht aus, daß das jetzt unmittelbar erlebte Ich dennoch gleichfalls Bewußtseinsinhalt ist. Das Ich, das ich soeben erlebt habe, ist jetzt für mich gegenständlich, steht mir gegenüber, ist also mein »Inhalt«. Und das jetzt erlebte Ich ist Inhalt für das Ich des folgenden Momentes. Und sofern das Ich der verschiedenen Momente unmittelbar erlebt wird als identisch, so kann ich, das vorhin Gesagte korrigierend, auch sagen, es besteht die sonderbare Tatsache, daß allerdings das Ich für sich selbst Inhalt ist.

* Mit dem Ich zugleich ist aber auch das Bezogensein der Inhalte auf das Ich für das Ich Inhalt, oder ist »Bewußtseinsinhalt«.

Die Aufgabe.

Durch das Vorstehende ist die Psychologie bereits auf das bestimmteste geschieden von der Naturwissenschaft, und nicht minder von der Mathematik, insbesondere der Geometrie. Daß es um die Arithmetik gleichartig bestellt ist, wird sich später ergeben.

Die Naturwissenschaft, oder die Physik im weiteren Sinne, hat es nicht zu tun mit Bewußtseinsinhalten als solchen, sondern mit denjenigen Inhalten, die und sofern sie zugleich als etwas vom Ich oder vom Bewußtsein Unabhängiges, für sich oder an sich Daseiendes sich darstellen, oder mit den Inhalten, in welchen und sofern in ihnen zugleich unmittelbar ein realer Gegenstand gedacht ist. Genauer gesagt, sie hat es zu tun mit diesen Gegenständen. Solche Inhalte sind die Empfindungsinhalte und die sinnlichen Wahrnehmungsinhalte. Die Physik hat es nicht zu tun mit dem Ton, diesem mir vorschwebenden Bilde, sondern mit dem Ton, sofern er sich mir unmittelbar darstellt als etwas, das da ist, unabhängig davon, ob das zugehörige Bild in meinem Bewußtsein sich findet. Der Ton fällt außerhalb des Bereiches der Physik, sobald sich herausstellt, daß er nur Bild, und jenes Dasein unabhängig vom Bewußtsein Schein ist.

Und die Geometrie hat es zu tun nicht mit dem mir in irgend-

einem Moment vorschwebenden Bilde des Raumes, sondern mit dem darin gedachten Gegenstande, dem unendlichen und unendliche Teile in sich schließenden dreidimensionalen Raum. Das mir vorschwebende Bild des Raumes ist ja weder unendlich, noch werden von mir unendlich viele Teile in ihm gefunden, noch hat es drei Dimensionen.

Daß die Psychologie es mit den Bewußtseinsinhalten als solchen zu tun hat, dies kann auch so ausgedrückt werden: Die Psychologie ist die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung (Wundt).

Die Psychologie hat aber gegenüber den Bewußtseinsinhalten eine doppelte Aufgabe. Die eine Aufgabe ist die der Registrierung, Analyse, Vergleichung, systematischen Ordnung der vorgefundenen Inhalte, und der Aufzeigung der etwa in ihnen selbst unmittelbar auffindbaren Gesetzmäßigkeit. Die andere ist die Einordnung derselben in einen Kausalzusammenhang. Jene Aufgabe ist die phänomenologische oder die rein beschreibende; diese die erklärende.

Die letztere Aufgabe nun führt die Psychologie sofort über die Bewußtseinsinhalte hinaus. Ich finde, solange ich die Bewußtseinserlebnisse nur einfach betrachte, so wie ich sie erlebe oder unmittelbar finde, zwischen ihnen keine Kausalbeziehungen. Ich finde kein notwendiges Hervorgehen des einen aus dem anderen, sondern statt dessen Willkür. Ich gewinne insbesondere aus der bloßen Betrachtung meines Vorstellens nicht das Bewußtsein, daß unter der Voraussetzung solcher oder solcher anderweitiger Bewußtseinserlebnisse dies oder jenes bestimmte Vorstellen stattfinden müsse, und kein anderes stattfinden könne. Sondern ich habe das Bewußtsein, frei zu sein in meinem Vorstellen; statt dessen, was ich vorstelle, auch beliebig oder willkürlich Anderes vorstellen zu können. Die Kausalbeziehung aber ist eine Notwendigkeitsbeziehung, das Bewußtsein derselben ein Bewußtsein, daß unter bestimmten Voraussetzungen dies geschehen müsse, und ein anderes Geschehen an seiner Stelle unmöglich sei.

Und die Kausalbeziehung ist außerdem eine Notwendigkeitsbeziehung zwischen objektiv Wirklichem. Irgend etwas, ein A, ist Ursache eines Andern, eines B, dies heißt: Wenn ich annehme, daß A sei, so muß ich das B — nicht vorstellen, sondern ich muß es als unabhängig von meinem Bewußtsein daseiend denken oder

anerkennen. Das kausale Denken führt also seiner Natur nach über die Bewußtseinserlebnisse hinaus. Es liegt im Sinne der Kausalbeziehung, daß sie nicht Beziehung zwischen Bewußtseinserlebnissen als solchen sein kann. — Der Sinn dieses Satzes wird später deutlicher werden.

Dennoch besteht die Forderung der kausalen Verknüpfung auch der Bewußtseinserlebnisse oder Bewußtseinsphänomene. Aber diese kann nun eben nur geschehen durch ein objektiv Wirkliches, oder ein Reales hindurch, d. h. nur so, daß die Bewußtseinserlebnisse ihrerseits an ein Reales geknüpft werden. Die kausale Verknüpfung von Bewußtseinserlebnissen ist m. a. W. nichts anderes, und kann nichts anderes sein, als die kausale Verknüpfung eines Realen, das ihnen zugrunde gelegt wird, oder als dessen »Erscheinungen« sie gedacht werden.

Man beachte hier, daß auch der Physiker auf seinem Gebiete die Kausalbeziehungen nicht zwischen demjenigen knüpft, was er in der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar vorfindet. Ich empfinde etwas, das ich Blitz, und etwas anderes, das ich Donner nenne, und ich nehme unmittelbar eine zeitliche Aufeinanderfolge beider wahr. Und nun statuiere ich einen Kausalzusammenhang. Aber nicht zwischen diesen Erscheinungen, so wie ich sie unmittelbar finde, sondern zwischen einem von ihnen verschiedenen, aber in ihnen mitgedachten Realen. Dasselbe ist in diesem Fall ein bestimmt geartetes mechanisches Geschehen. Erst im Gegensatz zu diesem Realen heißt das Empfundene ein physisches »Phänomen«, oder eine physische »Erscheinung«.

So besteht die Herstellung des Kausalzusammenhanges zwischen den Erscheinungen überall in der Physik in der Herstellung eines Kausalzusammenhanges zwischen einem von ihnen verschiedenen Realen, das in den Erscheinungen gedacht oder mitgedacht wird. Die Herstellung jenes Zusammenhanges schließt das Denken dieses Realen, d. h. dieses unabhängig vom Bewußtsein Daseienden, notwendig in sich. Alles physikalische Erklären besteht in der Verwandlung des unmittelbar gegebenen Zusammenhanges der Erscheinungen in einen Kausalzusammenhang des darin erscheinenden oder den Erscheinungen »zugrunde liegenden« Realen. Das Reale wird gedacht, oder die Erscheinungen werden in dasselbe umgedacht, so wie es

einerseits von den Erscheinungen und ihrem unmittelbar vorgefundenen Zusammenhang, andererseits durch das Kausalgesetz gefordert ist. Auch davon wird weiter unten noch zu reden sein.

Eben diesen Sinn nun hat auch das psychologische »Erklären«. Es ist die Verwandlung des unmittelbar vorgefundenen Zusammenhanges der Bewußtseinsinhalte als solcher, oder des unmittelbar erlebten »Empfindens«, »Vorstellens« usw. und ihrer unmittelbar vorgefundenen zeitlichen Beziehungen in den Kausalzusammenhang eines darin erscheinenden Realen. Und diese Verwandlung geschieht auch hier, indem — oder schließt in sich, daß — die Bewußtseinsphänomene als solche oder nach ihrer Bewußtseinsseite, daß also das unmittelbar vorgefundene Empfinden oder Vorstellen samt dem Ich und seinen Bestimmtheiten gedacht wird als Erscheinung eines solchen Realen. Dadurch erst werden die »Bewußtseinserlebnisse als solche« zu »psychischen Erscheinungen«.

Das psychisch Reale.

Hiermit ist zugleich der Sinn des »psychisch Realen« festgestellt. Dies psychisch Reale ist das Reale, das wir in den Bewußtseinserlebnissen als solchen mitdenken, und um der Notwendigkeit willen, den unmittelbar vorgefundenen Zusammenhang derselben, oder kurz den phänomenalen psychischen Zusammenhang, als einen Kausalzusammenhang zu begreifen, denken müssen. Wie das physisch Reale, so wird auch das psychisch Reale gedacht, so wie es gemäß der Natur der Erscheinungen und ihres »phänomenalen »Zusammenhanges und um der Notwendigkeit der kausalen Verknüpfung willen gedacht werden muß. Zugleich darf es, als psychisch Reales, nur so gedacht, oder nur mit denjenigen Bestimmungen ausgestattet werden, die eben die psychischen Phänomene, als psychische, erfordern.

Hier ergibt sich nun aber alsbald dies: Den physischen Erscheinungen muß zugrunde gelegt oder es muß in ihnen mitgedacht werden ein dauerndes Etwas, ein »Substrat«. Dies Substrat heißt Materie. So muß auch den psychischen Erscheinungen zunächst ein dauerndes Etwas, ein Substrat, zugrunde gelegt werden. Dies heißt Psyche oder Seele, oder dies »psychische Individuum«, diese

»Persönlichkeit«, dies »reale Ich«, dies einzelne empfindende, vorstellende, fühlende usw. »Wesen«.

Und mit jenem physischen Substrat, oder in ihm, muß etwas geschehen; dasselbe muß aus der Ruhe aufgestört sein, wenn das Auftreten der physischen Phänomene verständlich sein soll. So muß auch in der Seele etwas geschehen; es müssen psychische Vorgänge, Erregungen, wenn man lieber will, »Erregungszustände« statuiert werden, wenn die psychischen Phänomene verständlich werden sollen. Solche Erregungen sind die Erregungen durch die physiologischen Reize, und die reproduktiven Erregungen.

Dazu kommen dann noch als weitere realpsychische Faktoren die Gedächtnisspuren oder Gedächtnisdispositionen; und die realen Beziehungen zwischen den psychischen Vorgängen, insbesondere die Assoziationen.

*Es besteht aber nicht ein weiter abliegender, sondern ein unmittelbarerer Anlaß für den Gedanken eines dauernden Substrats bei den psychischen, als bei den physischen Erscheinungen. Ich finde mich, dies eine mit sich identische Ich, jetzt diesen, jetzt jenen Inhalt empfindend oder vorstellend. In dieser Bewußtseinstatsache ist ein unmittelbarer Zusammenhang gegeben zwischen einem Etwas, das in allem Wechsel der Bewußtseinserlebnisse und, so müssen wir hinzufügen, in allen seinen eigenen Wandlungen eines und dasselbe bleibt, einerseits, und diesen wechselnden Erscheinungen andererseits. Indem wir diesen unmittelbar gegebenen Zusammenhang verwandeln in einen Kausalzusammenhang, denken wir eo ipso in dem unmittelbar erlebten Ich und andererseits in seinem wechselnden Empfinden oder Vorstellen ein Reales mit, oder betrachten jenes und dieses als Erscheinung eines solchen.

*Und das Reale nun, welches in jenem Ich erscheint, nennen wir, eben deswegen, das reale Ich; das Reale, das in diesem phänomenalen Empfinden oder Vorstellen erscheint, eben deswegen, das reale Empfinden bzw. Vorstellen oder den realen Empfindungs- bzw. Vorstellungsvorgang. Und wir müssen zunächst, d. h. solange nicht etwa weitere Erfahrung eine Korrektur fordert, jenes Ich denken als so sich selbst gleichbleibend oder so verharrend wie das phänomenale Ich, diese Vorgänge als so wechselnd wie ihre Erscheinungen.

*Und indem wir den phänomenalen Zusammenhang als Erscheinung

eines kausalen Zusammenhanges des Realen denken, wird das reale Ich notwendig zur ersten Bedingung, oder zum bleibenden realen Grunde für das Dasein der Vorgänge. Es wird zu ihrem Substrate. Dies aus keinem andern Grunde, als weil — wie wir oben sahen — alle Bewußtseinserlebnisse an das gleichbleibende phänomenale Ich, als Bedingung ihres Daseins, unmittelbar gebunden erscheinen. Dies Substrat ist die »Seele«.

Das »reale Ich« kennt schon das gemeine Bewußtsein. Ich sage: »Ich« bin dumm, musikalisch, philosophisch begabt, gedächtnisschwach. Damit sind keine Qualitäten bezeichnet, die ich in dem unmittelbar erlebten Ich vorfinde. Sondern dies alles sind Qualitäten eines Realen, nämlich des realen Ich. Sie bestehen auch, wenn ich kein Bewußtsein davon habe. Und nicht minder operiert die wissenschaftliche Psychologie überall mit diesem realen Ich oder dieser Seele. Eine »Psychologie ohne Seele« kann man fordern, aber niemand hat je solche Psychologie getrieben. Daß die Bestimmungen, die wir diesem realen Ich zuerkennen, nichts anderes sind und sein können, als reale Möglichkeiten oder Dispositionen, beweist nichts gegen die Notwendigkeit, das reale Ich zu denken. Auch das reale Substrat der physischen Erscheinungen, die Materie, kann in keiner anderen Weise bestimmt werden.[1])

Gehirn und Seele.

Wie das reale Ich zum Gehirn sich verhält, ist eine außerhalb der Psychologie liegende Frage. Wie gesagt, die Psychologie bestimmt dies Ich einzig auf Grund der Bewußtseinserlebnisse, in denen es erscheint. Keines dieser Bewußtseinserlebnisse aber weist aus sich selbst heraus hin auf ein Gehirn. Ebenso liegt außerhalb der Psychologie die Frage, wie die psychischen Vorgänge sich zu den Gehirnvorgängen verhalten. Gesetzt, jemand identifiziert die Seele

[1]) Das Obige hat vorläufige Bedeutung. Es findet seine Ergänzung im Kapitel über »die Erscheinung und das Reale« und im Schlusse des Kapitels über »Abstraktion«; vor allem in den Schlußbemerkungen dieses Buches. Hier sei einstweilen bemerkt, daß das Vorgebrachte zu der richtig verstandenen »Aktualitätstheorie« Wundts, welcher zufolge »die Seele das psychische Geschehen selbst« ist, scheinbar, aber auch nur scheinbar, in einem prinzipiellen Gegensatze steht.

mit dem Gehirn, so wird er freilich nicht umhin können, auch die psychischen Vorgänge mit den Gehirnvorgängen zu identifizieren.

Doch soll einiges darauf Bezügliche hier nicht unerwähnt bleiben. Zunächst einige einfache Tatsachen. Zweifellos ist das Bewußtseinsleben des Menschen, soweit wir wissen, oder soweit dasselbe unserer Erfahrung zugänglich ist, jederzeit an das Dasein und das Funktionieren des Gehirns, insbesondere der Großgehirnrinde, gebunden. Es ist daran gebunden, d. h. es setzt dasselbe voraus. Die Vorstellung eines räumlichen Gebundenseins an dasselbe ist widersinnig.

Und wir wissen, daß bestimmte Empfindungsgattungen irgendwie in besonderer Weise an das Dasein und die Funktionsfähigkeit bestimmter Teile der Großgehirnrinde gebunden sind. Gesichtsempfindungen können nicht mehr entstehen, wenn ein Bezirk des Hinterhauptslappens; Tastempfindungen nicht mehr, wenn ein Bezirk des Scheitellappens; Gehörsempfindungen nicht mehr, wenn ein Bezirk des Schläfenlappens zerstört ist. Geruchsempfindungen scheinen, in gleichem Sinne des Wortes, an die Rinde des Ammonshorns »gebunden«.

Die Fasern, die von den verschiedenen Teilen des Gehirns nach allen Richtungen laufen und Erregungen übertragen, dienen, einer verbreiteten Anschauung zufolge, irgendwie — auch hier ist das »Wie« völlig dunkel — dem Zusammenhang der psychischen Vorgänge.

Diese Fasern sind Ausläufer von Zellen. Aus solchen Zellen mit den dazu gehörigen Ausläufern besteht das Gehirn. Man nennt dieselben Neuronen. Diese Neuronen sind in eine tragende oder stützende Substanz eingelagerte Einheiten, ohne anatomischen Zusammenhang.

Die Art des Zusammenhanges zwischen Physischem und Psychischem, oder zwischen den mechanischen Gehirnprozessen und dem Bewußtseinsleben, suchen zwei Theorien auf eine Formel zu bringen. Die eine ist die Theorie der psycho-physischen Wechselwirkung; die andere die Theorie des psycho-physischen Parallelismus. Jener zufolge erzeugen die mechanischen Gehirnprozesse Bewußtseinsleben, und läßt dieses wiederum mechanische Prozesse entstehen. Der zweiten Theorie zufolge hängen die mechanischen Gehirnprozesse unter sich und mit der physikalischen Außenwelt

lückenlos nach rein mechanischen Gesetzen zusammen. An gewisse Punkte oder Glieder dieses Zusammenhanges aber ist Bewußtseinsleben gebunden, oder es läuft solches mit ihnen notwendig parallel.

Diese beiden Anschauungen erwecken gleichartige Bedenken. Das Gehirn besteht aus Stoffen, die auch sonst in der Welt sich finden. Das Gehirngeschehen ist für die rein naturwissenschaftliche Betrachtung Bewegung, die aus eben denjenigen Bewegungselementen sich zusammensetzt, oder in sie aufgelöst gedacht werden kann, die auch sonst in der Welt überall sich finden. Außerhalb der lebenden Wesen nun erzeugt der gemeinen Annahme nach ein mechanisches System nach mechanischen Gesetzen ein bestimmtes mechanisches Geschehen, und weiter nichts. Ein anderes mechanisches System erzeugt ein anderes mechanisches Geschehen. Aber immer erzeugt es dasjenige mechanische Geschehen, das durch die mechanischen Gesetze vorgeschrieben ist, und weiter nichts. Dann muß auch das mechanische System, das im Gehirn gegeben ist, dasjenige mechanische Geschehen ins Dasein rufen, das ihm nach mechanischen Gesetzen zugehört, und weiter nichts. Es ist ein Widerspruch, zu sagen, daß hier das völlig Neue, das wir Bewußtseinsleben nennen, auftrete und, sei es an die Stelle des mechanischen Geschehens trete, sei es zu demselben als »Parallelerscheinung« hinzutrete, und doch die Gesetzmäßigkeit, nach welcher dies geschehe, keine neue sei. Neue Gesetzmäßigkeit aber ist Eintreten neuer Bedingungen. Diese neuen Bedingungen wären eine vom Körper unterschiedene »Seele«.

Gesetzt, wir wollen dieser Konsequenz und dem darin liegenden Dualismus entgehen, so bleibt nur die Annahme, daß allgemein an mechanisches Geschehen Bewußtseinsleben gebunden sei, oder daß alles Physische zugleich ein Psychisches sei. Es bleibt nur der universelle psycho-physische Parallelismus oder der Panpsychismus.

Aber auch unter dieser Voraussetzung scheint noch Eines vollkommen rätselhaft. Gesetzt, es wäre verständlich, wie an dies Gehirngeschehen dies, an jenes jenes Bewußtseinserlebnis gebunden sein könne, so bliebe noch die Frage bestehen, wie denn die Bewußtseinserlebnisse, die an die verschiedenen Teile und nebeneinander hergehenden mechanischen Prozesse meines Gehirnes gebunden sind, es anfangen, mit Ausschluß aller anderen Bewußtseinserlebnisse,

die sonst in der Welt vorkommen, zur Einheit des einzigen Bewußtseins, das ich mein Bewußtsein nenne, sich zusammenzuschließen.

Doch hier leuchtet ein: Solches »Sichzusammenschließen« ist ein widersinniger Gedanke. Einheit eines Bewußtseins, Beschlossensein in einem einzigen Ich, gehört mit zum Wesen der Bewußtseinserlebnisse. Diese Einheit wird nicht aus vorher, oder an sich getrennten Teilen; sie ist nicht Ergebnis, sondern sie ist das Erste, die Voraussetzung. Einzelne Bewußtseinserlebnisse ohne das Beschlossensein in einem Ich sind ein völlig leeres Wort, wie ein Klang, der nicht klingt, oder eine Fläche ohne Ausdehnung.

Gleichzeitig aber wird uns bewußt, daß auch das an das Weltgeschehen außerhalb unserer selbst überall gebundene Bewußtseinsleben, wie es jener Panpsychismus statuiert, ein leeres Wort ist, wenn es nicht in einem Ich zusammengeschlossen gedacht wird.

Und nun dürfen wir sagen: So gewiß ein Sichzusammenfinden vorher oder an sich getrennter Bewußtseinserlebnisse zu einem Ich widersinnig ist, so wenig widersinnig ist der Gedanke, daß das eine Welt-Ich in die einzelnen Iche, oder daß das eine Weltbewußtsein in die individuellen Bewußtseinseinheiten auseinandergehe, sich in dieselben, ohne doch selbst als das Allumfassende aufzuhören, differenziere.

Die Methoden.[1])

Wie es nun aber damit sein mag, in jedem Falle geht es nicht an, um jenes Gebundenseins des Bewußtseinslebens an die Großgehirnrinde willen auf die Kenntnis des Gehirns die psychologische Erkenntnis aufbauen zu wollen. Jede Kenntnis vom Zusammenhang zwischen dem Bewußtseinsleben und dem Physischen, woran es »gebunden« ist, setzt die volle Kenntnis des Psychischen, das man an das Physische binden will, voraus; d. h. die Psychologie ist die notwendige Führerin für jede Psychophysiologie.

[1]) Wenige Andeutungen müssen hier genügen. Für das Weitere, insbesondere für die »experimentelle« Methode im engeren Sinn, ihre Hilfsmittel, auch ihre einzelnen Ergebnisse, ist auf Wundts »Grundzüge der physiologischen Psychologie«, 5. Aufl., zu verweisen. Wundt hat diese experimentelle Methode zur umfassenden psychologischen Methode gemacht.

Es gibt keine physiologische Methode, Psychologie zu treiben. Die einzige Methode der Psychologie ist die psychologische, d. h. die Betrachtung der Bewußtseinserlebnisse und der Schluß daraus.

Diese Betrachtung kann man allgemein als »innere Wahrnehmung« bezeichnen. Mitunter freilich fällt dieselbe mit der äußeren Wahrnehmung des Physikers zusammen. Beide, der Psychologe und der Physiker, können in gleicher Weise sich bemühen, zu erfahren, was in einem gegebenen Fall gesehen oder gehört werde, welche Übereinstimmungen in dem Empfundenen oder sinnlich Wahrgenommenen zu entdecken seien, welche Unterscheidungen gemacht werden müssen. Nur geht ihr Interesse nach verschiedenen Richtungen.

Im übrigen ist die psychologische Beobachtung Festhaltung der Bewußtseinserlebnisse, die dem Psychologen zuteil geworden sind, in der unmittelbar zurückschauenden Betrachtung, oder sie ist Reproduktion des irgend einmal Erlebten.

Der Vorwurf, daß psychische Erlebnisse, indem sie Gegenstand der Beobachtung werden, sich verändern, trifft bei solcher Beobachtung nicht zu. Was einmal erlebt wurde, ist eine fertige Tatsache, die der Erinnerung ebenso standhält, wie die physikalischen Tatsachen, die jetzt eben beobachtet wurden. Und die Möglichkeit solcher Festhaltung des Erlebten und die Möglichkeit der Erinnerung ist ja Voraussetzung der Naturwissenschaft, genau so gut wie sie Voraussetzung der Psychologie ist.

Solche psychologische Beobachtung wird von selbst überall experimentell werden, zunächst im Sinne des reinen und eigentlichen psychologischen Experimentes: Ich realisiere in mir gewisse Gedanken oder Vorstellungsbedingungen und überzeuge mich davon, was daraus folgt. Die Möglichkeit solchen Experimentierens gibt der psychologischen vor jeder sonstigen Beobachtung einen spezifischen Vorzug.

Neben dieses rein psychologische Experiment tritt dann aber das psycho-physische, und zwar in dreifacher Gestalt. Einmal: Ein Objekt wird meinen Sinnen vorgeführt; ein Reiz wirkt auf mich; und nun stelle ich fest, welche psychische Wirkung daraus sich ergibt. Soweit dabei das äußere Objekt oder der auf mich wirkende Reiz exakt bestimmbar ist, gewinne ich hieraus einen Zusammenhang zwischen qualitativ bestimmten Bewußtseinserlebnissen

und Verschiedenheiten solcher Erlebnisse einerseits, und exakt bestimmten äußeren Daten andererseits.

Zweitens: Ich beobachte die körperlichen Begleit- oder Folgeerscheinungen psychischer Vorgänge. Wiederum können diese letzteren exakt bestimmbar sein. Dann gewinne ich weitere exakt bestimmte Gesetzmäßigkeiten. An dieser Stelle ist der mystische Gedanke abzuwehren, als könne uns jemals das Studium der körperlichen Begleiterscheinungen neue psychische Tatsachen finden lassen. Die Zusammenhänge zwischen dem Psychischen und diesen körperlichen Begleiterscheinungen, also auch die psychischen Tatsachen selbst, müssen uns schon bekannt sein, wenn wir von den Begleiterscheinungen auf das zugehörige Psychische sollen schließen können. Ist der Zusammenhang einmal bekannt, dann mögen allerdings Änderungen in der psychischen Sphäre aus den Änderungen in den Lebensäußerungen erschlossen werden.

Endlich können psychische Vorgänge oder Prozesse irgendwie von einem in die sinnliche Erscheinung tretenden Tatbestand ihren Ausgang nehmen, und wiederum in einen solchen münden. Und diese beiden sinnlichen Tatbestände können exakt bestimmbar sein. Ein psychischer Vorgang etwa wird ausgelöst durch einen Reiz, und sein Abschluß wird angezeigt durch eine Reaktion. Dabei ist zugleich die verflossene Zeit meßbar. Und nun erlaubt die Änderung der Zeitgröße unter veränderten Bedingungen Schlüsse auf die Gesetzmäßigkeit des zwischen den beiden äußeren Daten liegenden psychischen Geschehens. Hier eröffnet sich das weite Feld der psychischen Zeitmessungen.

Mit Recht ist gesagt worden: wo auf psychischem Gebiete nicht gemessen werden könne, könne doch gezählt werden. Ich zähle etwa die Anzahl der Überlesungen einer Wort- oder Silbenfolge, die erforderlich ist, damit ich mir die Folge einpräge. Ich zähle dann nach einer bestimmten Zeit die Fehler, welche ich bei der Reproduktion begehe. Oder ich verfahre »statistisch« in dem Sinne, daß ich feststelle, wie viele Personen unter einer bestimmten Anzahl das unter diesen oder jenen Umständen Aufgefaßte nach einer bestimmten Zeit noch zu reproduzieren vermögen usw.

Soll das psycho-physische Experiment Nutzen bringen, so ist die Sicherheit der Fragestellung vor dem Experiment, und die Mög-

lichkeit sicherer Interpretation der Ergebnisse vorausgesetzt. Man wird also erfolgreich experimentieren in dem Maße, als man als geübter Psychologe an das Experiment herantritt.

Komparative Psychologie.

Nichts ist selbstverständlicher, als daß ich nur von meinen eigenen Bewußtseinserlebnissen unmittelbar Kenntnis habe. Ich weiß von der fremden Psyche und kann sie verstehen lediglich nach Maßgabe meiner Kenntnis und meines Verständnisses von der eigenen. Komparative Psychologie setzt also die Psychologie des eigenen Bewußtseinslebens voraus. Es wächst aber bei jener die Schwierigkeit und die Gefahr der Täuschung in dem Maß, als das betrachtete psychische Leben primitiver Art ist, also in zunehmendem Grade bei der Psychologie der auf niedrigerer Kulturstufe Stehenden, der Psychologie des Kindes, endlich der des Tieres.

Aber diese komparative Psychologie stellt relativ neue Aufgaben Auch die Erscheinungen, die hier sich auftun, müssen verständlich werden. Was die Individualpsychologie, d. h. diejenige Psychologie, die aus der Betrachtung des eigenen Bewußtseinslebens des Psychologen schöpft, gefunden hat oder gefunden zu haben glaubt, muß hier sich bewähren. Die komparative Psychologie hat demnach die Bedeutung einer Nutzanwendung und einer Probe. Sie hat andererseits heuristische Bedeutung. Sie kann auf Lücken hinweisen, welche die Individualpsychologie gelassen hat, und zu ihrer Ausfüllung antreiben und die Wege weisen. Finden muß doch immer die Individualpsychologie das, was dieselben ausfüllen soll. Besonders hervorzuheben ist (mit Wundt) die Bedeutung der Völkerpsychologie, des Studiums der Massenerscheinungen, insbesondere der Sprache, die einen Niederschlag psychologischer Erfahrungen von Jahrhunderten und Jahrtausenden in sich trägt, der Sitten, der Lebensanschauungen, Kunstübungen, Religionen, in welchen psychische Kräfte und Bedürfnisse und Weisen der Wechselwirkung von solchen im großen sich darstellen.

Zur komparativen Psychologie gehört auch und vor allem die Psycho-Pathologie oder die Psychologie der abnormen Erscheinungen. Das Verständnis derselben kann sich uns nur ergeben

aus dem Verständnis der normalen Erscheinungen. Doch vermag eben die Notwendigkeit, sie daraus verständlich zu machen, mit besonderer Deutlichkeit hinzuweisen auf die Bedingungen, die im normalen psychischen Leben wirksam sind.

Man nennt die nicht unmittelbar auf das eigene Individuum gerichtete psychologische Betrachtung auch wohl die objektive. In Wahrheit ist in der Psychologie, wie überall, die objektive Methode diejenige, welche sich möglichst unmittelbar durch die letzte Quelle, die »Objekte«, beraten läßt. Demgemäß ist in der Psychologie die eigentlich objektive Methode die Betrachtung des eigenen Bewußtseinslebens. Jede andere Methode ist ohne diese eine subjektive, d. h. eine Methode der willkürlichen Interpretation und der Bestätigung vorgefaßter Meinungen.

II. Kapitel: Die Bewußtseinsinhalte.

Empfindung und Gefühl; »Ich« und der Körper.[1])

Die Unterscheidung der allgemeinsten Gattungen der Bewußtseinsinhalte ergibt als erste Gattung die Empfindungsinhalte. Ihnen stehen unmittelbar gegenüber die Gefühle. Ich betone ausdrücklich, daß ich hier von Empfindungsinhalten rede. Es ist eine Grundbedingung für die Psychologie, daß jederzeit und an jedem Punkt aufs bestimmteste unterschieden werden: die Empfindungsinhalte und die Empfindungen; ebenso die Vorstellungsinhalte und die Vorstellungen. Der empfundene Ton ist ein Empfindungsinhalt. Die Empfindung des Tones ist, phänomenologisch gefaßt, die unmittelbar erlebte Beziehung zwischen mir und dem Ton, und sie ist für die über die phänomenologische Betrachtung hinausgehende Betrachtung der reale Empfindungsvorgang. Gleichartiges gilt von der Vorstellung.

Empfindungsinhalte und die ihnen entsprechenden Vorstellungsinhalte werden erlebt als ein schlechthin von mir Unterschiedenes und mir Gegenüberstehendes. Sie sind absolut »gegenständliche« Inhalte. Gefühle dagegen sind unmittelbar erlebte Qualitäten oder

[1]) Vgl. die Schrift »Das Selbstbewußtsein; Empfindung und Gefühl«. Wiesbaden 1901.

Bestimmtheiten des Ich. Sie sind also absolut subjektiv, sowie das Ich selbst das absolute Subjekt ist. Jedes Gefühl ist Ichgefühl. Empfindungsinhalte konstituieren die Mannigfaltigkeit der Sinnendinge, d. h. der Dinge, so wie sie den Sinnen sich unmittelbar darstellen. Gefühle dagegen konstituieren das einheitliche, unmittelbar erlebte Ich, das »phänomenale« Ich oder das Ichphänomen. Dabei ist doch dies Ich nicht etwas von den Gefühlen Unterschiedenes, sondern es steckt in jedem Gefühl. In jedem Gefühl fühle ich das eine und selbe nur einmal vorhandene Ich. Ich fühle »mich« erfreut, traurig, einer Sache gewiß, strebend oder widerstrebend, so gewiß ich nicht mich warm, kalt, blau, süß usw. fühle, sondern von mir unterschiedene Objekte als mit diesen Bestimmungen ausgestattet empfinde oder sinnlich wahrnehme.

Zur weiteren Unterscheidung der Empfindungsinhalte und der Gefühle kann noch hinzugefügt werden: Manche Empfindungsinhalte sind räumlich ausgedehnt, und alle haben für uns, sei es an sich, sei es vermöge der Verknüpfung mit anderen Inhalten, einen Ort. Das Ich dagegen wird erlebt als schlechthin raum- und ortlos.

Diese strenge Unterscheidung zwischen Empfindungsinhalten und Gefühlen ist dem gemeinen Sprachgebrauche fremd. Um so strenger muß in diesem Punkte der psychologische Sprachgebrauch sein. Dabei sind besonders die Fälle zu beachten, in welchen der gemeine Sprachgebrauch Gefühlen und Empfindungsinhalten gleiche Namen gibt. Er tut dies, wo eine bestimmte Empfindungsart von einem bestimmten Gefühle beständig begleitet erscheint. Man nennt etwa die eigentümlichen Empfindungen, die aus der Kontraktion der Muskeln entstehen — eine Art der inneren Druckempfindung — Spannungsempfindungen, zweifellos darum, weil sie aus einer Willensanstrengung zu entstehen und demgemäß von einem Gefühle der Anstrengung oder Anspannung des Willens, kurz von einem Spannungsgefühle, begleitet zu sein pflegen. Man nennt gewisse Körperempfindungen, z. B. des Stechens, des Bohrens und Reißens, des heftigen Druckes, Schmerzempfindungen, und spricht andererseits von seelischem Schmerz und meint mit letzterem eine starke Unlust. Dies zweifellos darum, weil Schmerzempfindungen von einem Gefühl der Unlust begleitet zu sein pflegen.

Der Sprachgebrauch bezeichnet, außer den unmittelbar erlebten

Ichbestimmtheiten, als Gefühle speziell noch die Körperempfindungsinhalte, d. h. diejenigen Empfindungsinhalte, welche, wie Hunger, Durst, Spannungen in den Muskeln usw., das Sinnending konstituieren, das ich meinen Körper nenne. Damit zugleich bezeichnet er diesen Körper als Ich.

Der Grund für letzteres liegt in der einzigartigen Beziehung des Körpers zu mir. Ich erlebe die Lagen und Bewegungen des Körpers und seiner Glieder als unmittelbar hervorgehend aus meinem Willen, also aus mir. Ich habe das Bewußtsein der unmittelbaren Macht über den Körper. Dadurch erscheint der Körper zunächst in ganz besonderer Weise als »mein«. Ich fühle dann weiter mich — nicht nur angesichts des Körpers oder ihm gegenüber, sondern in ihm und durch ihn tätig. Ich erlebe den Körper unmittelbar als Organ meines Willens. Was ich durch ihn leiste, ist seine und ist doch zugleich meine Leistung. Dies macht die begriffliche Identifizierung des Körpers und des Ich verständlich.

Der Körper ist die erste Außenzone des Ich. Eine zweite Außenzone sind die Kleider, die ich trage. Auch wenn meine Kleider sich bewegen, fühle ich mich als den Bewegenden. Darum sage ich, ich bin bestaubt, wenn meine Kleider bestaubt sind. Kurz ich identifiziere, wiederum begrifflich, mich mit meinen Kleidern.

Weitere Außenzonen des Ich sind die Dinge oder Personen, die in ihrem Verhalten mehr oder minder unmittelbar meinem Willen unterworfen sind und relativ als Organe meines Willens erscheinen.

Der Stock, den ich in der Hand trage, berührt die Wand, weil ich will; oder: — Ich berühre sie durch den Stock. Jetzt ist der Stock = Ich. Oder jemand leistet etwas in meinem Auftrage. Dann habe ich das Bewußtsein: Ich leiste es durch ihn. Sein Tun ist mein Tun. Also er = ich.

So verschieden alle diese »Iche« auch sein mögen, das Ich in ihnen allen ist doch immer eines und dasselbe, nämlich — ich, d. h. das in jedem Gefühle erlebte Ich.

Sonstige Bewußtseinsinhalte.

Wie die Empfindungsinhalte, so sind, wie schon gesagt, die entsprechenden Vorstellungsinhalte, das vorgestellte Weiß, Hart usw.,

absolut gegenständlich. Allem diesem Gegenständlichen steht gegenüber das unmittelbar erlebte Ich.

Zwischen das Ich und das absolut Gegenständliche treten aber weiter in die Mitte die unmittelbar erlebten Beziehungen meiner auf Gegenständliches, von welchen oben die Rede war, und, allgemeiner gesagt, alle Ich-Beziehungen. Es ist aber hier sogleich zu bemerken, daß die Beziehungen, in welche das Ich verflochten erscheint, im einzelnen in mannigfacher Weise sich näher bestimmen. Umgekehrt sind alle im Bewußtsein vorgefundenen Beziehungen oder »Relationen« irgendwie Ich-Beziehungen. Sie haben das Ich zum Anfangs- oder Endpunkt, oder sind durch das Ich vermittelt. Davon später ein Genaueres. — Diese Beziehungen oder Relationen sollten weder als gefühlt noch als empfunden bezeichnet werden. Sie sind einfach »erlebt«.

Die Komplexe von Empfindungsinhalten bezeichnet der Sprachgebrauch nicht mehr als Empfindungs-, sondern als sinnliche Wahrnehmungsinhalte. Ebenso weiß derselbe nichts von einer Empfindung, sondern nur von einer »Wahrnehmung« räumlicher und zeitlicher Formen und Anordnungen. Da kein Gegengrund besteht, so bequemen wir uns diesem Sprachgebrauch an.

Nur diejenigen Vorstellungsinhalte, die den Empfindungsinhalten, bzw. sinnlichen Wahrnehmungsinhalten entsprechen, sind absolut gegenständlich. Im übrigen können aber auch, wie oben bereits bemerkt, das Ich und die Beziehungen des Ich zum Gegenständlichen mir gegenständlich werden. Sie werden es immer, wenn sie vorgestellt sind. Vorgestellt und damit gegenständlich kann überhaupt jedes Bewußtseinserlebnis werden.

Von der beliebigen Vorstellung des Ich und seiner Bestimmtheiten, Beziehungen und Inhalte — in der Erinnerung oder Phantasie — ist zu unterscheiden diejenige Vergegenständlichung oder Vergegenwärtigung derselben, die ich in der unmittelbar rückschauenden Betrachtung übe. Jede Selbstbetrachtung oder Selbstbeobachtung ist solche rückschauende Betrachtung. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn diese als innere Wahrnehmung bezeichnet wird. Dieselbe ist, eben als Erfassung und Betrachtung des Erlebten, deutlich unterschieden von dem Erleben selbst; zugleich, als unmittelbare Erfassung, unterschieden von der Erinnerung. Sie ist

ein eigentümlich Mittleres zwischen Beidem, ein Nochhaben und Festhalten des soeben Gehabten. Im weiteren Sinne kann aber freilich jedes Erfassen und Betrachten des Subjektiven, oder der Bewußtseinserlebnisse als solcher, auch das Betrachten in beliebig weit zurückgreifender Erinnerung, innere Wahrnehmung heißen.

Im vorstehenden sind die Gattungen der Bewußtseinserlebnisse erschöpft. Inhalte des Bewußtseins sind: das unmittelbar erlebte Ich mit seinen Bestimmtheiten, den Gefühlen; die Empfindungs- und die sinnlichen Wahrnehmungsinhalte, d. h. die einfachen Empfindungsinhalte, die Komplexe von Empfindungsinhalten, und die räumlichen und zeitlichen Formen und Weisen der Anordnung; weiter die unmittelbar erlebten Beziehungen meiner zum Gegenständlichen, und die Ich-Beziehungen oder »Relationen« überhaupt; endlich die allen diesen Bewußtseinsinhalten entsprechenden Vorstellungsinhalte. Es gibt keine weiteren Bewußtseinserlebnisse.

Keiner besonderen Erwähnung bedarf das Selbstverständliche, daß alle diese Bewußtseinserlebnisse nur durch einen Akt der Abstraktion aus der Einheit des Bewußtseinslebens herauslösbar sind. Zugleich findet sich in dieser Einheit alles in fortwährendem Fluß und Übergang.

Die Vorstellungsinhalte sind Erinnerungs- oder Phantasieinhalte. Dieselben pflegen von den ihnen entsprechenden Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalten charakteristisch verschieden zu sein. Der bloß vorgestellte Ton ist ein eigentümlich abgeblaßtes, wesenloses, schattenhaftes, blutleeres, verschwommenes und schwankendes Nachbild des gehörten Tones. Er entbehrt der sinnlichen »Frische und Lebhaftigkeit«, welche diesem eignet. Ebenso verhält sich das vorgestellte Haus zum jetzt wahrgenommenen usw.

Doch bestehen hinsichtlich dieser Verschiedenheit erhebliche Unterschiede. Ein Vorstellungsinhalt kann sich dem entsprechenden Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalt hinsichtlich der sinnlichen Frische und Lebhaftigkeit mehr oder minder nähern. Er kann schließlich vollen Empfindungs- oder Wahrnehmungscharakter annehmen. In diesem Falle heißt er eine Halluzination.

Solche Halluzinationen sind ihrem Charakter nach nicht mehr Vorstellungsinhalte. Sie bleiben es aber ihrer Herkunft nach.

Dies führt auf die Herkunft der Bewußtseinsinhalte überhaupt. Empfindungsinhalte verdanken ihr Dasein der Wirkung physiologischer Reize auf die Seele. Vorstellungsinhalte entstehen aus der Erregung der Gedächtnisspuren, die von allem psychischen Erleben nachbleiben. Gefühle endlich sind die Bewußtseinssymptome der Weise, wie sich psychische Vorgänge zueinander und zur Seele, oder zur Natur oder Verfassung derselben, stellen oder verhalten. Auch das Verhalten der psychischen Vorgänge zueinander ist notwendig zugleich ein Verhalten zur Natur der Seele. Wir können also auch allgemein sagen: Gefühle sind die begleitenden Phänomene für die Beziehung der Vorgänge zur Seele oder für die Reaktion der Seele auf die Vorgänge.

Damit sind die Gefühle zugleich in gewisser Weise »Erscheinungen« der psychischen Vorgänge.

Verhältnis der Inhalte und Vorgänge.

Empfindungsvorgänge, ebenso Vorstellungsvorgänge, haben, so kann diese letzte Bemerkung weiter ausgeführt werden, jederzeit ein doppeltes Gesicht. Sie entstammen einem äußeren oder inneren Reiz, aber sie spielen sich doch eben ab in der Seele. Sie sind die Antwort auf jenen Reiz, und sie sind zugleich bestimmte psychische Erregungen, bestimmte Arten der seelischen Bewegung oder der Betätigung der Seele. Sofern sie jenes sind, sind sie der Welt des Gegenständlichen, sofern sie dieses letztere sind, sind sie der Seele zugekehrt. Jene Seite ist die objektive, diese die subjektive. Jene Seite kann auch die repräsentative genannt werden. Diese, d. h. die nach innen gekehrte Seite, nennen wir die affektive. Die objektive oder repräsentative Seite des psychischen Vorganges ist der Vorgang, sofern er Empfindung oder Vorstellung von etwas ist, einen Inhalt hat, oder auf einen solchen zielt. Die affektive Seite, oder, wie ich auch wohl sage, der affektive Charakter des Vorganges ist der Vorgang, sofern er eine bestimmt geartete psychische Bewegung oder Erregung ist, und demgemäß zur Seele, der diese Erregung zuteil wird, oder in welcher diese Bewegung stattfindet, eine bestimmte Stellung einnimmt, oder sich dazu in bestimmter Weise verhält. Jene Seite kommt im Bewußtsein zu ihrem Rechte oder

»erscheint« in dem empfundenen oder vorgestellten Inhalt; diese offenbart sich oder »erscheint« in dem begleitenden Gefühl.

Hierzu füge ich aber eine für später wichtige Bemerkung. Die beiden soeben unterschiedenen Seiten der psychischen Vorgänge sind zwei Seiten einer und derselben Sache. Damit ist doch nicht gesagt, daß diese beiden Seiten sich völlig decken müßten. D. h. insbesondere: Es ist an sich denkbar, daß nicht das ganze Wesen oder die ganze Eigenart eines psychischen Vorganges in der repräsentativen Seite desselben sich ausspricht, also im Inhalt »erscheint«. Sondern der psychische Vorgang kann ein Moment in sich tragen, das nur ihm, als einer Weise der seelischen Erregung, eignet, in dessen Natur es aber liegt, zur Besonderheit des Inhaltes nichts beizutragen. Dann ändert sich zwar notwendig mit dem Inhalte der affektive Charakter. Aber es kann einer geringeren Verschiedenheit des Inhaltes eine größere, einer größeren eine geringere Verschiedenheit des affektiven Charakters entsprechen.

So nun ist es in der Tat. Ich empfinde etwa erst ein Weiß mit geringer bläulicher, und dann ein Weiß mit geringer gelblicher Färbung. Hier stehen sich beide Inhalte in der Skala der Inhalte sehr nahe. Seinem Charakter nach aber ist, was ich in beiden Fällen erlebe, etwas völlig Anderes und Gegensätzliches. Ich erlebe dort etwas Kaltes, hier etwas Warmes. Oder ich sehe eine »tiefe Farbe« und höre einen »tiefen Ton«. Hier sind die Inhalte vollkommen disparat. Es wird in der Farbe nichts von dem gesehen, was im Tone gehört wird. Dennoch erscheinen mir die beiden in gewisser Weise als Eines und Dasselbe. Ebenso scheinen mir hohe Töne und helle Farben etwas Identisches in sich zu schließen. Ich finde mich in ihnen in analoger Weise innerlich erregt.

Vielleicht sagt man, in allen solchen Fällen sei die Gleichheit nichts anderes als die Gleichheit der begleitenden Gefühle. In Wahrheit habe ich das Bewußtsein der Übereinstimmung nicht, wenn ich die Gefühle, sondern wenn ich die Empfindungs- bzw. Vorstellungserlebnisse vergleiche. In jedem Fall aber muß die Gleichheit des Gefühles in einer Gleichheit dessen, wodurch das Gefühl geweckt wird, ihren Grund haben.

Allgemeines über Empfindungsinhalte.

Empfindungen und Gefühle sind unendlich mannigfach. Doch lassen sich Grundgattungen beider unterscheiden. Von den Gattungen der Gefühle später. Die Grundgattungen der Empfindungsinhalte sollen im folgenden unterschieden werden.

Voran gehen aber gewisse allgemeine Bemerkungen. »Sinn« in der weiteren Bedeutung des Wortes ist jede psychische Fähigkeit. »Sinn« in engerer Bedeutung ist die gesamte psychische und physische Organisation, welche die Möglichkeit einer bestimmten Empfindungsgattung in sich schließt.

Zum »Sinn« gehört erstens das peripherische Sinnesorgan; zweitens das System der Nerven, welche die Reizungen dieses Organes zum Gehirn leiten; und drittens der Ort oder Bezirk im Gehirn, in welchem diese Reizungen münden, oder kurz das Zentralorgan der Empfindungsgattung. Die Nerven, welche jene Leitung vollbringen, heißen sensorische oder sensitive Nerven. Die einzelnen Nervenfasern sind so beschaffen, daß sie den peripherischen Reiz, der sie trifft, isoliert zum Gehirn leiten können. Daraus ergibt sich die Möglichkeit gesonderter, den gesonderten Reizen entsprechender Empfindungen.

Nicht alle Empfindungsgattungen haben aber ein aufzeigbares peripherisches Sinnesorgan. Sondern einige scheinen Reizungen zu entstammen, die unmittelbar in den Zentralteilen des Nervensystems entstehen. Diese pflegen wohl ausdrücklich als »Empfindungen aus zentraler Reizung« bezeichnet zu werden. Dahin gehören Hunger, Durst usw.

Die Sinnesreize, d. h. die Reize, welche den Empfindungen zugrunde liegen, sind allgemeine oder spezifische Reize; d. h. sie vermögen entweder auf mehrere Sinne zu wirken, oder sie gehören einem einzigen Sinne spezifisch zu. Allgemeine Reize sind Druck, Temperatur, Elektrizität. Die spezifischen Reize für den Gesichtssinn sind die Lichtwellen, für den Gehörssinn die Schallwellen, für den Geruchssinn chemische Wirkungen luftförmiger, für den Geschmackssinn chemische Wirkungen flüssiger Körper, für den Temperatursinn Wärme und Kälte usw.

Mögen auf das Auge, genauer auf die Fasern des Optikus, Licht-

wellen treffen, oder mag ein Druck auf sie ausgeübt werden, immer ergibt die Erregung des Organes eine Lichtempfindung. So ergibt überhaupt jeder Sinn, durch welchen Reiz er auch in Tätigkeit versetzt werden mag, immer Empfindungen der ihm zugehörigen Gattung. Diese Tatsache bezeichnen wir, ohne auf gewisse Streitfragen, die hier schweben, einzugehen, mit dem Namen der »spezifischen Sinnesenergien«.

Man unterscheidet an den Empfindungsinhalten Qualität und Intensität oder Quantität. Die Lautheit eines Tones etwa wird als Intensität des Tones bezeichnet. Dies geschieht mit gutem Recht. Auch diese Lautheit ist freilich zunächst eine Qualität. Aber sie ist eine solche, in der ich unmittelbar zugleich ein Mehr oder Minder des Gleichartigen erlebe; in dem bezeichneten Fall ein Mehr oder Minder dessen, was ich als »Tönen« bezeichne. Darauf ist später zurückzukommen.

Da ein einfaches Empfindungserlebnis qualitativ Verschiedenes in sich tragen kann, oder verschiedene Seiten desselben von mir unterschieden werden können, so kann ein und derselbe Empfindungsinhalt als intensiver und als minder intensiv erscheinen, je nach der Betrachtungsweise. Dunkles Schwarz etwa ist der mindest intensive Lichteindruck, aber es schließt in sich ein Mehr desjenigen, was es mit dem Grau gemein hat. Es ist also ein intensives Schwarz. Oder: Der Unterschied der Höhe und Tiefe der Töne ist ein qualitativer Unterschied. Aber sehr hohe Töne schließen ein Mehr desjenigen in sich, was hohen Tönen gemein ist; sehr tiefe Töne ein Mehr dessen, was tiefe Töne charakterisiert. Und so sind Höhe und Tiefe zugleich quantitative Begriffe.

Der Gesichtssinn.

Bei den Gesichtsempfindungsinhalten unterscheiden wir die Farbe im engeren Sinne, die »bunte« Farbe, einerseits, und das Schwarz und Weiß und die Stufen des Grau andererseits. Bei jenen wiederum unterscheiden wir drei qualitative Dimensionen; erstlich den Farbenton, d. h. das, was Rot, Rotgelb, Gelb, Grün usw. voneinander unterscheidet; zweitens den Sättigungsgrad, d. h. den Grad der Entfernung von der farblosen, oder der Weiß-, Schwarz- und

Grauempfindung; und drittens die Helligkeit. Diese drei Dimensionen stehen aber unter sich in Abhängigkeitsbeziehung. Gesättigtes Gelb ist heller als gesättigtes Rot, und die minder gesättigte Farbe ist, wenn die mindere Sättigung gleichbedeutend ist mit Annäherung an Weiß, zugleich größere Helligkeit, wenn sie Annäherung ist an Schwarz, zugleich mindere Helligkeit.

Unter den bunten Farben treten vier als Grundfarben heraus, nämlich Rot, Gelb, Grün und Blau. In Rotgelb, Gelbgrün usw. unterscheide ich Rot und Gelb, bzw. Gelb und Grün. Dagegen kann ich im reinen Rot, Gelb, Grün, Blau keine solche Unterscheidung vornehmen.

Die Ausnahmestellung, die oben den bunten Farben zugewiesen worden ist, ist nicht psychologisch, sondern physiologisch und physikalisch begründet. Vom rein psychologischem Standpunkt aus sind auch Schwarz und Weiß Farbentöne. Sie sind zugleich Grundfarben. Und Weiß ist möglichst gesättigt, wenn es möglichst reines Weiß, Schwarz, wenn es möglichst reines Schwarz ist. Zugleich fällt hier die Sättigung mit dem Grade der Helligkeit bzw. Dunkelheit in Eines zusammen.

Hinsichtlich des Farbentones ordnen sich die »bunten« Farben in eine Linie, die sich zu ihrem Anfangspunkte zurückwendet. Rot geht durch Rotgelb in Gelb, dies durch Grüngelb in Grün usw. über. Schließlich kehrt die Reihe von Blau durch Violett und Purpur wiederum zum Rot zurück.

Die Farben des Spektrums verdanken ihr Dasein Ätherwellen, die mit der Geschwindigkeit von rund 450—800 Billionen Schwingungen in der Sekunde sich folgen, oder Wellenlängen von rund 700—400 milliontel mm besitzen. Die Rotempfindung entsteht aus den am langsamsten, die Violettempfindung aus den am raschesten sich folgenden Wellen, oder was dasselbe sagt, jene entsteht aus den längsten, diese aus den kürzesten Wellen. Die Farben zwischen Violett und Rot entstehen nicht aus Wellen von einheitlicher Wellenlänge, sondern aus dem gleichzeitigen Einwirken von Rotstrahlen, d. h. Strahlen größter Wellenlänge, und Violettstrahlen, d. h. Strahlen geringster Wellenlänge, auf dieselbe Stelle der Netzhaut. Schwarz entsteht, wenn keine Lichtreize aufs Auge wirken; Weiß, wenn Lichtstrahlen aller Wellenlängen in bestimmtem Ver-

hältnis gleichzeitig dieselbe Stelle der Netzhaut treffen, oder wenn zwei in jenem Farbenring am weitesten voneinander abstehende Farben — Rot und Grünblau, Gelb und Blau usw. —, auch wenn die drei Farben Rot, Grün und Violett in geeigneten Stärkeverhältnissen im Auge sich mischen. Jene in der Farbenskala am weitesten voneinander abliegenden Farben heißen aus dem bezeichneten Grunde Komplementärfarben. Die Lichtstärke der Farben ist abhängig von der Amplitude oder Ausschlagsweite der Schwingungen.

Das eigentliche peripherische Organ der Lichtempfindungen ist die Netzhaut des Auges, oder, genauer gesagt, die Schicht der in ihr nebeneinander gelagerten Endgebilde der Fasern des optischen Nervenbündels, der Stäbchen und Zapfen. Die Reizung jener soll nach Einigen nur die Schwarzweiß- oder die reine Helligkeitsempfindung, und erst die Reizung dieser auch die Empfindung der bunten Farben ergeben. Ungefähr in der Mitte der Netzhaut findet sich der »gelbe Fleck« mit der Netzhautgrube. Hier drängen sich die Zapfen am engsten — 400 auf einen mm — zusammen. Vermöge dieses Umstandes ist diese Stelle die »Stelle des deutlichsten Sehens«. Ihr steht gegenüber die Eintrittsstelle des Sehnerven, der »blinde Fleck«. Diese Stelle ist für Licht jeder Art unempfindlich[1]).

Die seitlichsten Teile der Netzhaut sind zapfenlos. Aus diesem Umstande leiten Einige die Tatsache ab, daß in den seitlichsten Teilen des Sehfeldes nur Hell und Dunkel unterschieden wird. Die fraglichen Netzhautteile nennt man total farbenblind. Manche Menschen sind mit dem ganzen Auge »total farbenblind«.

Das Licht dringt von einem objektiven Punkt aus als Strahlenkegel durch die Pupille ins Auge ein. Die Strahlen werden schon durch die Hornhaut, dann vor allem durch die Linse gebrochen, so daß sie bei richtiger Akkommodation des Auges in einem Punkte der Netzhaut sich vereinigen und demnach die Empfindung eines — natürlich nicht mathematischen — Punktes ergeben. Jener Punkt der Netzhaut wird bezeichnet als der dem objektiven Punkte zu-

[1]) Über die Art der Ausfüllung der dem blinden Fleck entsprechenden Stelle des Sehfeldes s. »Psychologische Studien«, Heidelberg 1885, S. 46 ff.

gehörige »Bildpunkt«. Die gerade Verbindungslinie eines objektiven Punktes mit seinem Bildpunkte heißt Richtungslinie. Alle Richtungslinien schneiden sich in einem und demselben Punkte des Auges, dem sogenannten Knotenpunkt.

Objekte, deren zugehörige Bildpunkte der Stelle des deutlichsten Sehens angehören, sind »direkt«, die übrigen »indirekt gesehen«. Einen Punkt »fixieren«, heißt das Auge so wenden, daß derselbe seinen zugehörigen »Bildpunkt« in der Mitte des gelben Fleckes oder in der Netzhautgrubenmitte hat.

Auch bei geschlossenem Auge und im völligen Dunkel haben wir jederzeit eine, vor allem, wenn das Auge ausgeruht ist, deutlich erkennbare Lichtempfindung. Sie stammt aus den nie fehlenden inneren Reizungen des Auges, und stellt sich dar als ein eigentümlich wogender grauer Lichtnebel.

Von den mehrfachen subjektiven, d. h. nicht unmittelbar durch von außen kommende Reize bedingten Licht- und Farbenerscheinungen sind die wichtigsten diese:

Erstens die Nachdauer der Netzhauterregung, und die dadurch bedingte Nachdauer der Empfindung, nachdem der von außen kommende Reiz aufgehört hat.

Zweitens die mannigfachen Veränderungen — das farbige Abklingen —, welche solche Nachempfindungen erfahren. Zur Erklärung derselben müssen wir annehmen, daß die Nachwirkungen von Lichtstrahlen verschiedener Wellenlängen in verschiedener Weise ablaufen.

Drittens die Tatsache des sukzessiven Kontrastes oder der komplementären Nachbilder: Erregung einer Stelle der Netzhaut durch eine bestimmte Farbe erzeugt oder steigert die komplementäre Erregung, d. h. die Erregung, welche die Empfindung der komplementären Farbe ergibt, an ebendieser Stelle. Die Folge ist, daß die länger mit derselben Stelle der Netzhaut oder, was dasselbe sagt, an derselben Stelle des Sehfeldes gesehene Farbe allmählich dem Weiß oder Grau sich nähert, und eine beliebige, nachher an derselben Stelle gesehene Farbe nach der komplementären Farbe zu abgelenkt erscheint. Auch im geschlossenen Auge oder im völligen Dunkel erscheint an der betreffenden Stelle des Sehfeldes, und zwar besonders deutlich, die komplementäre Farbe.

Viertens der simultane Kontrast und die gleichfarbige Induktion. Jede optische Erregung einer Netzhautstelle erzeugt oder steigert die komplementäre Erregung in der Nachbarschaft; oder, wie wohl richtiger gesagt werden muß, sie hemmt die gleichartige Erregung in der Nachbarschaft und läßt dadurch die komplementäre Erregung hervortreten. Läßt man aber objektives Licht einer Farbe länger auf einen Netzhautteil einwirken, so entsteht allmählich die entgegengesetzte Wirkung: Indem die objektiv gegebene Farbe sich für die Empfindung mehr und mehr dem Grau nähert, erscheint zugleich mehr und mehr die Umgebung in jener Farbe. — Hinsichtlich des sukzessiven und des simultanen Kontrastes, wie hinsichtlich der gleichfarbigen Induktion verhalten sich Schwarz und Weiß, bzw. Dunkel und Hell, ebenso wie die komplementären Farben.

Die Tatsache der Farbenblindheit zwingt zur Annahme besonderer achromatischer Prozesse im Auge, d. h. solcher Prozesse, aus denen lediglich die Grade der Helligkeitsempfindung hervorgehen. Zugleich müssen die Prozesse der Helligkeits- und der Dunkelempfindung gedacht werden als irgendwie sich wechselseitig hervorrufend. Da die bunten Farben jederzeit einen Grad der Helligkeit oder Dunkelheit in sich tragen, so darf nicht ebenso auch von selbständigen chromatischen Prozessen gesprochen werden. Sondern diese können nur Differenzierungen oder Modifikationen des Hell- und Dunkelprozesses sein: Es kommt in den chromatischen Prozessen zu dem achromatischen Prozeß oder den achromatischen Prozessen ein neues Moment, oder eine neue, bei den verschiedenen bunten Farben verschiedene Komponente hinzu, welche die Helligkeit bzw. Dunkelheit zum hellen Gelb, dunkleren Grün, noch dunkleren Rot oder Blau macht. Und dabei müssen sich die Gelb- und die Blaukomponente, ebenso die Rot- und die Grünkomponente, analog wie die Weiß- und Schwarzprozesse zueinander verhalten; d. h. allgemein, die komplementären Komponenten müssen sich irgendwie wechselseitig hervorrufen oder begünstigen.

Das Ausfallen einer dieser chromatischen Komponenten der optischen Erregungsprozesse ergibt die partiale Farbenblindheit. Am häufigsten — bei 2% aller Menschen — findet sich die Rotgrünblindheit. Rot und Grün werden dabei grau gesehen. Auch

dies weist auf einen unmittelbaren Zusammenhang der komplementären Komponenten der optischen Erregungsprozesse.

Der Gehörssinn.

Unter den Inhalten der Gehörsempfindungen kommen für uns hier nur die einfachen Töne in Betracht. Von den Klängen, die von den Tönen unterschieden werden müssen, und den Geräuschen, später. Ein einfacher Ton ist annähernd der Stimmgabelton. Töne entstehen aus regelmäßigen Folgen einfacher Schallwellen oder einfacher Schallschwingungen, der sogenannten Sinusschwingungen. Von der Raschheit der Folge der Schwingungen ist die Tonhöhe abhängig, von der Schwingungsweite die Lautheit des Tones. Der tiefste hörbare Ton ergibt sich aus 12—16, der höchste aus 40000 oder 50000 Schwingungen in der Sekunde.

Die musikalischen »Intervalle« ergeben sich aus den Verhältnissen der Schwingungsanzahlen. Gleiche Schwingungsverhältnisse bedingen gleiche Intervalle.

Ist die Schwingungsanzahl eines Tones in der Sekunde = m, so ist die Schwingungsanzahl seiner Oktave in der gleichen Zeit 2 m; oder: Jeder Ton verhält sich zu seiner Oktave hinsichtlich der Schwingungsanzahlen wie 1 : 2. Jeder Ton verhält sich weiter zu seiner Quint hinsichtlich der Schwingungsanzahlen wie 2 : 3, zu seiner Quart wie 3 : 4, zu seiner großen Sext wie 3 : 5, zu seiner großen Terz wie 4 : 5, zu seiner kleinen Terz wie 5 : 6, zu seiner natürlichen Septime wie 4 : 7, zu seiner kleinen Sext wie 5 : 8, zu seiner großen Sekund wie 8 : 9, zu seiner großen Septime wie 8 : 15. Es verhalten sich also die Töne der Durtonleiter, C, D, E, F, G, A, H, c, zueinander wie

24 : 27 : 30 : 32 : 36 : 40 : 45 : 48.

Man achte hier schon auf die gesetzmäßige Beziehung zwischen Schwingungsverhältnissen und Konsonanz: Je einfacher oder durch je kleinere ganze Zahlen ausdrückbar das Schwingungsverhältnis zweier Töne, desto größer ist die Konsonanz der Töne. Davon später ein Weiteres.

Erklingen zwei Töne gleichzeitig, so ergeben sich Nebentöne. Die stärksten und darum wichtigsten sind die »Differenztöne«.

Schwach und darum minder wichtig sind die »Summationstöne«. Die Schwingungszahl eines Differenztones ist gleich der Differenz der Schwingungszahlen der beiden gleichzeitig erklingenden Töne. Die Schwingungszahl des Summationstones ist gleich der Summe derselben.

Die objektiv gegebenen »Töne«, d. h. die Schwingungsfolgen, pflanzen sich durch das äußere Ohr hindurch fort nach der Schnecke und der in dieser ausgespannten Schneckenmembran oder membrana basilaris, auch Cortische Membran genannt. Diese ist in ihren verschiedenen Teilen auf verschiedene Töne abgestimmt. Es werden also von diesen Teilen derselben diese, von jenen jene Töne speziell aufgenommen und durch die mit den einzelnen Teilen der Membran verbundenen Fasern des Akustikus isoliert zum Gehirn geleitet. So entstehen die gesonderten Tonempfindungen.

Die übrigen Sinne.

Die Geschmacksempfindungen entstehen durch chemische Einwirkung flüssiger Stoffe auf die Zungenspitze, die Zungenränder, die Zungenwurzel und den Gaumen, in welchen die Endigungen der Fasern des Geschmacksnerven eingebettet liegen. Doch sind diese verschiedenen Teile des peripherischen Geschmacksorganes für die verschiedenen Stoffe in verschiedenen Graden empfindlich. Man unterscheidet innerhalb des Kontinuums der Geschmacksempfindungen die Gattungen des Süßen, Saueren, Bitteren, Salzigen, auch wohl noch außerdem des Metallischen und Alkalischen.

Die Geruchsempfindungen entstehen aus der Reizung der in der Riechspalte des oberen Nasenraumes eingebetteten Riechschleimhaut durch chemische Einwirkung gasförmiger Stoffe.

Den vier erwähnten Sinnen schließt sich weiter der Hautsinn an. Er ist einerseits Tast-, andererseits Temperatursinn. Das peripherische Organ des Hautsinnes überhaupt ist die äußere und innere Haut. Die Tastreize sind Berührung und Druck. Die Temperaturreize sind solche Temperaturen, auf welche das Organ noch nicht adaptiert ist. Gewisse Punkte der Haut sind vorzugsweise geeignet, Kälte-, andere Wärme-, andere Druck-, andere endlich Schmerzempfindungen zu vermitteln. Daher man Kälte-, Wärme-, Druck-,

Temperaturpunkte, und endlich auch Schmerzpunkte der Haut unterscheidet.

Bewegungsempfindungen im weiteren Sinne sind alle diejenigen Empfindungen, die unmittelbar aus den Bewegungen des Körpers und der Lage der Glieder zueinander entstehen. Dazu gehören auch gewisse Tastempfindungen; insbesondere Empfindungen der Dehnung und Pressung der Haut. Bewegungsempfindungen im engeren Sinne sind die »kinästhetischen« Empfindungen. Dieselben können auch als eine Art der inneren Tastempfindung bezeichnet werden. Sie sind: Empfindungen der Kontraktion der Muskeln und Sehnen, und Empfindungen des Druckes und der Reibung in den Gelenken. Nennt man die ersteren Spannungsempfindungen, so tut man dies, wie schon oben gesagt, weil ihre Herbeiführung von einem Spannungsgefühl, d. h. einem Gefühl der Willensanstrengung, begleitet zu sein pflegt. Daß dies Spannungsgefühl zugleich ein Gefühl eines bestimmten Kraftaufwandes ist, hat dazu verführt, die Kontraktionsempfindungen, oder gar die Gelenkempfindungen, auch als Kraftempfindungen zu bezeichnen. In Wahrheit kann man Kraft so wenig empfinden, als man Töne sehen kann. Kraft ist erlebbar einzig als fühlbare Kraft meines Wollens und mich Bemühens. Ebensowenig hat es Sinn, das »Widerstandsgefühl« mit irgend einer der hier in Rede stehenden Empfindungen zu identifizieren.

* Sofern das Bewußtsein der Schwere das Bewußtsein eines beim Heben oder Tragen des schweren Gegenstandes zu überwindenden Widerstandes, einer dazu erforderlichen Bemühung, einer dazu aufzuwendenden Kraft ist, ist auch die sogenannte »Schwereempfindung« ein Gefühl, nämlich eben dieses Widerstandes, dieser Bemühung, dieses Kraftaufwandes.

* Gesetzt, ich hebe einen Gegenstand mit stärkerem Anfangsimpuls — etwa weil ich vorher schwerere Gegenstände gehoben habe, oder weil der zu hebende Gegenstand eine größere räumliche Ausdehnung besitzt, und darum seine Hebung einen größeren Kraftaufwand zu erfordern scheint —, so vollzieht sich der Fortgang der Hebung mit geringerer Bemühung. Daraus ergeben sich die bekannten Gewichtsunterschätzungen. Ich habe mir eben durch den stärkeren Anfangsimpuls die Hebung im Ganzen »leichter«

gemacht. Natürlich treten an die Stelle dieser Unterschätzungen unter den entgegengesetzten Bedingungen die entsprechenden Überschätzungen.

Endlich wird in den »Bewegungsempfindungen« auch keine Bewegung empfunden. Die Empfindungen der bezeichneten körperlichen Vorgänge werden zu Anzeichen der Bewegung bzw. der Lage der Glieder im Raume, wenn einmal ein Wissen davon, daß sie bei Gelegenheit von Bewegungen entstehen, auf Grund anderweitiger Erfahrungen zustande gekommen ist. Diese Erfahrungen beruhen normalerweise der Hauptsache nach auf der optischen Wahrnehmung der Bewegungen bzw. Lagen, bei welchen die Bewegungsempfindungen sich einstellen.

* Wir dürfen aber auch die Bedeutung der Bewegungsempfindungen als Zeichen der Bewegungen und Lagen nicht überschätzen. Ich kann — auf Grund früherer Erfahrungen über die Erfolge meiner Bewegungsbemühungen — meinen, ich führe eine Bewegung, die ich auszuführen mich bemühe, tatsächlich aus, auch wenn der entsprechende Muskel gelähmt ist, also in Wirklichkeit keine Bewegung zustande kommt, und demgemäß auch keine Bewegungsempfindungen entstehen. Oder ich unterschätze meine Bewegungsempfindungen, und damit auch die in der Bewegung durchlaufene Raumstrecke. Aus allem dem ergeben sich wiederum bekannte Täuschungen[1]).

Die kinästhetischen Empfindungen, wie überhaupt alle spezifischen Körperempfindungen, d. h. alle Empfindungen, deren Inhalte ins Innere des Körpers lokalisiert werden, nennt man auch wohl »Organempfindungen«. Es treten aber zu den kinästhetischen Empfindungen noch Organempfindungen im engeren Sinne des Wortes. Inhalte solcher sind vor allem körperliche Ermüdung, Hunger, Durst, Atemnot u. dgl.

Einige dieser Empfindungen können auch Gemeinempfindungen heißen; nämlich diejenigen, die als Empfindungen einer allgemeineren körperlichen Zuständlichkeit sich darstellen. Davon sind wohl zu

[1]) S. die schon erwähnte Schrift »Psychologische Studien«, Heidelberg 1885, S. 23 ff.; außerdem die Aufsätze in der Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorg.: »Die Raumanschauung und die Augenbewegungen«, Bd. III; »Über eine falsche Nachbildlokalisation«, Bd. I; »Einige psychologische Streitpunkte«, II. Bd. XXVIII.

unterscheiden die Gemeingefühle. Als solche darf man alle die später zu erwähnenden »allgemeinen Zustandsgefühle« bezeichnen. In diese können alle möglichen Empfindungen, vor allem aber auch jene Gemeinempfindungen, als Bedingungen eingehen.

Besonders hervorzuheben sind schließlich noch die Schmerzempfindungen. Man wird anzunehmen haben, dass sie entstehen, wenn die gereizten Nerven durch die Reizung nicht nur zu der ihnen natürlichen Funktion veranlaßt werden, sondern durch dieselbe ein schädigender Eingriff in ihre Struktur geschieht. Daher ergeben die verschiedenartigsten Reize, wenn ihre Intensität über eine gewisse Grenze hinaus wächst, Schmerzempfindungen.

III. Kapitel: Aufmerksamkeit und Bewußtsein.

Aufmerksamkeit.

Daß ein Empfindungsvorgang durch einen körperlichen Reiz ausgelöst wird, besagt nicht ohne weiteres, daß der zugehörige Empfindungsinhalt entsteht. Ich sehe vielleicht, indem ich nach dem wolkenlosen Abendhimmel blicke, an einer bestimmten Stelle einen dort sichtbaren Stern nicht, d. h. ich erlebe nicht den Inhalt, den ich als Stern oder als Bild eines Sternes bezeichne. Nun aber sagt man mir: Da ist ein Stern, und lenkt meine Aufmerksamkeit auf den Stern hin; und jetzt sehe ich den Stern. Es bedarf darnach, damit ein psychischer Vorgang den ihm entsprechenden Bewußtseinsinhalt ins Dasein rufe, außer der Auslösung des Vorganges noch der Aufmerksamkeit.

Von Aufmerksamkeit nun reden wir zunächst um eines jedermann bekannten, aber nicht näher beschreibbaren unmittelbaren Erlebnisses willen: Ich fühle mich, das unmittelbar erlebte oder das Gefühls-Ich, mehr oder minder innig auf einen Gegenstand bezogen, darauf gerichtet, darin oder dabei.

Hiermit ist die »Aufmerksamkeit« bezeichnet, sofern mit dem Worte das unmittelbare Bewußtseinsphänomen der Aufmerksamkeit gemeint ist. Wie jede psychische Tatsachenfrage, so hat aber auch die nach der Aufmerksamkeit einen doppelten Sinn. Sie zielt einmal auf das unmittelbare Bewußtseinserlebnis oder das Phänomen, zum

anderen auf den demselben zugrunde liegenden oder darin erscheinenden realpsychischen Tatbestand.

Der realpsychische Tatbestand nun, der dem Aufmerksamkeitsphänomen zugrunde liegt, kann allgemein bezeichnet werden als eine stärkere oder minder starke psychische Wirkung desjenigen, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet ist. Es sei etwa die Aufmerksamkeit auf eine Farbe gerichtet. Dies besagt, daß die Empfindung der Farbe, dieser psychische Vorgang, jetzt mein psychisches Geschehen vor anderen Vorgängen bestimmt. So ist überhaupt die auf einen empfundenen, wahrgenommenen, vorgestellten Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit gleichbedeutend mit der psychischen Wirksamkeit der Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung.

Diese Wirksamkeit geht nach verschiedenen Richtungen: Das Erlebnis, dem die Aufmerksamkeit zugewendet ist, verdrängt Anderes. Es behauptet sich selbst länger im Bewußtsein. Es tritt, wenn es komplexer Natur ist, d. h. aus mehrfachen Elementen oder Teilen besteht, vollständiger ins Bewußtsein. Es reproduziert, was zu ihm gehört. Es weckt die ihm zugehörigen Gefühle, bestimmt mein Wollen usw.

Statt »psychische Wirksamkeit« können wir hier ebensowohl setzen: »psychische Kraft«. Von Kraft sprechen wir ja überall um irgendwelcher Wirkungen oder Leistungen willen. Und wir bemessen die Größe einer Kraft nach der Höhe der Leistungen. Die auf einen vorgestellten Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit ist also nichts anderes als die psychische Kraft der Vorstellung dieses Gegenstandes.

Die Frage, ob etwa die auf eine Empfindung gerichtete Aufmerksamkeit auch bewirke, daß der Empfindungsinhalt größere Intensität gewinne, ob etwa die Aufmerksamkeit auf einen gehörten Ton diesen Ton für mich lauter mache, ist zu verneinen. Die Beschaffenheit der Empfindungsinhalte, also auch die Lautheit eines Tones, muß gedacht werden als ein für allemal bestimmt durch den an die Seele kommenden physiologischen Reiz.

Damit ist doch nicht ausgeschlossen, daß an die Aufmerksamkeit motorische Wirkungen sich knüpfen, durch welche eine günstigere Bedingung für das Entstehen und die Kraft des physiolo-

gischen Reizes geschaffen, und so indirekt eine Steigerung der Empfindungsintensität bewirkt wird. Die Aufmerksamkeit auf sichtbare Gegenstände etwa veranlaßt mich, mein Auge in solcher Weise einzustellen oder zu akkommodieren, daß der physiologische Reiz in diesem peripherischen Organ zu vollerer Wirkung kommen kann. Ebenso bewirkt vielleicht die Aufmerksamkeit auf Töne eine Adaptierung oder Akkommodierung des äußeren Gehörsorganes. Soweit dies der Fall ist, vermag natürlich die Aufmerksamkeit, nicht direkt, aber indirekt, nämlich durch solche Adaptierung der Sinnesorgane hindurch, eine Steigerung von Empfindungen zu bewirken.

Eine besondere physiologische Grundlage für die Aufmerksamkeit oder die psychische Kraft zu suchen, besteht kein Grund. In jedem Fall ist die Frage darnach für die psychologische Einsicht in das Wesen der Aufmerksamkeit bedeutungslos. — Doch weise ich hier gleich auf den Unterschied, der zwischen Aufmerksamkeit und Apperzeption später zu machen sein wird.

Die Aufmerksamkeit oder die psychische Kraft ist jederzeit in bestimmte Grenzen eingeschlossen. Ich kann nicht gleichzeitig meine Aufmerksamkeit auf ein Musikstück richten, und einem Gedankengange, der damit nichts zu tun hat, mit meiner Aufmerksamkeit folgen. Es besteht mit einem Wort die Tatsache oder das Gesetz der Begrenztheit der psychischen Kraft.

Damit ist nicht gesagt, daß diese Grenzen bei verschiedenen Individuen, und ebensowenig, daß sie bei dem einzelnen Individuum zu verschiedenen Zeiten gleich eng oder weit wären. Sondern Individuen werden hinsichtlich des Quantums der Kraft, das den in ihnen sich abspielenden psychischen Vorgängen zur Verfügung steht, wesentlich sich unterscheiden. Und meine eigene psychische Kraft ist geringer, wenn ich schläfrig, als wenn ich frisch bin. Und sie ist zweifellos, auch abgesehen davon, beständigen Schwankungen unterworfen. Weitere hierhin gehörige Bemerkungen später.

Die psychische Kraft ist eine einzige, das Eigentum der einheitlichen Seele, und steht jedem psychischen Vorgang in gleicher Weise zur Verfügung. Es gibt nicht eine psychische Kraft für gewisse Gattungen von Vorgängen, und eine andere für andere, so daß die Kraft für jene erschöpft, für diese unerschöpft sein könnte. Es

fragt sich nur, wie weit einem bestimmten Vorgange die Fähigkeit eignet, sich dieselbe zu eigen zu machen.

Diese Aneignung geschieht jederzeit auf Kosten der anderen gleichzeitigen psychischen Vorgänge. Es gilt die Regel: Jeder psychische Vorgang hat die Tendenz der Aneignung der psychischen Kraft auf Kosten aller übrigen. Daraus ergibt sich von selbst das Gesetz der Konkurrenz aller psychischen Vorgänge mit allen gleichzeitigen.

Psychische »Kraft« und »Energie«.

Die Höhe der in einem Vorgange liegenden Tendenz der Aneignung der psychischen Kraft, oder die Energie, mit welcher er die psychische Kraft beansprucht, kurz, die in ihm selbst liegende Möglichkeit der Kraftaneignung, bezeichnen wir ausdrücklich als die psychische Energie des Vorganges.

Die Begriffe der psychischen Kraft und der psychischen Energie, so wie sie hier festgelegt sind, decken sich nicht und sollen sich nicht decken mit den physikalischen Begriffen der Kraft und Energie. Die Psychologie hat das Recht der Feststellung ihrer Begriffe nach eigenen Zweckmäßigkeitsgründen. Vielleicht findet jemand, man tue gut, um der Analogie mit der Physik willen die beiden Begriffe zu vertauschen. Dann mag er dies immerhin, auf seine Verantwortung hin, tun. Sachlich wird dadurch nichts geändert. Wir verstehen in jedem Fall — um den Sinn der Begriffe noch in etwas veränderten Wendungen zu bestimmen — unter der psychischen Kraft die Möglichkeit, daß überhaupt in der Seele Vorgänge entstehen und zu einem bestimmten Grade der Wirksamkeit im psychischen Lebenszusammenhange gelangen. Psychische Energie dagegen ist uns die in den Vorgängen selbst liegende Möglichkeit, diese Kraft in sich zu aktualisieren. Die in einem Vorgang aktualisierte psychische Kraft ist die Kraft dieses Vorganges. Dabei sind wir uns von vornherein bewußt: Diese Aktualisierung ist außer durch die Energie des Vorganges noch bestimmt durch die Beziehung desselben zur Seele und den übrigen mit ihm konkurrierenden Vorgängen.

Der psychische Vorgang tritt in den Konkurrenzkampf ein mit der gesamten Energie, die ihm als diesem Vorgang ursprünglich

eigen ist. Dieselbe verzehrt sich dann aber im Konkurrenzkampf sukzessive. Die Kraftaneignung oder die Aktualisierung der Kraft in dem psychischen Vorgange, das Wirksamwerden des letzteren im psychischen Lebenszusammenhange, geschieht also erst rascher, dann langsamer. Es kommt ein Höhepunkt, jenseits dessen der Vorgang die angeeignete Kraft erst langsamer, dann rascher wiederum abgibt. Den Moment des Auftretens des Vorganges oder den Moment seiner Auslösung können wir als die psychische oder als die perzeptive Schwelle, jenen höchsten Punkt als die psychische Höhe des Vorganges bezeichnen. Von beiden Punkten ist dann wiederum die »Bewußtseinsschwelle« des Vorganges zu unterscheiden. Mit diesem Namen bezeichnen wir den Punkt der Kraftaneignung oder Höhe, kurz der psychischen Wirksamkeit des Vorganges, an dem der zugehörige Bewußtseinsinhalt ins Dasein tritt, bzw. den Punkt des Sinkens oder Kraftverlustes, kurz des sukzessiven Unwirksamwerdens des Vorganges, an welchem der Bewußtseinsinhalt wiederum verschwindet.

»Unbewußte Empfindungen« und »Vorstellungen«.

Die »psychische Höhe« eines Vorganges kann mehr oder minder unter, und mehr oder minder über der Bewußtseinsschwelle liegen, d. h. ein Vorgang kann im Moment der höchsten Kraftaneignung von dem Punkte des Auftretens bzw. des Verschwindens des zugehörigen Bewußtseinsinhaltes mehr oder weniger weit entfernt sein. Erreicht ein Vorgang die Bewußtseinsschwelle nicht, d. h. tritt der zugehörige Inhalt nicht ins Dasein, so können wir ihn als unbewußten Vorgang, und, je nachdem er Empfindungs- oder Vorstellungsvorgang ist, als unbewußte Empfindung bzw. unbewußte Vorstellung bezeichnen. Eine »bewußte Empfindung oder Vorstellung« ist im Gegensatz dazu derjenige Vorgang, welcher den zugehörigen Bewußtseinsinhalt ins Dasein ruft.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich hierzu noch ausdrücklich: Eine »unbewußte« Empfindung oder »unbewußte« Vorstellung ist nicht ein unbewußter Empfindungs- bzw. Vorstellungsinhalt. Dies wäre ein Widerspruch in sich selbst. Sondern unbewußt ist der Vorgang. Dieser ist aber an sich nicht nur bei den

unbewußten Empfindungen und Vorstellungen, sondern jederzeit unbewußt. Dies heißt nichts anderes, als: Ein »psychischer Vorgang« ist seiner Natur, oder richtiger, seinem Begriffe nach, nicht ein Bewußtseinsinhalt oder Bewußtseinserlebnis, sondern er ist das dem Dasein eines solchen zugrunde liegende, oder das um des Kausalgesetzes willen in dem Inhalte, bzw. seinem Dasein für das Bewußtsein, notwendig mitgedachte psychisch Reale.

So wenig wie von unbewußten, darf von »unbemerkten« Inhalten gesprochen werden. Es sei denn, daß man darunter lediglich potentielle Inhalte versteht, d. h. Inhalte, deren zugehörige Vorgänge da sind, nur daß sie die Bewußtseinsschwelle nicht erreicht haben.

Und weiter: Bezeichnen wir das Überschreiten der Bewußtseinsschwelle als ein Bewußtwerden und das Herabsinken unter dieselbe als ein Unbewußtwerden des Vorganges, so heißt dies nicht, daß der Vorgang aus einem unbewußten in einen bewußten sich verwandelt, bzw. umgekehrt, sondern daß zu ihm der Bewußtseinsinhalt hinzutritt, bzw. daß der Bewußtseinsinhalt verschwindet. Im übrigen ist die unbewußte Empfindung oder Vorstellung dasselbe wie die bewußte, nur mit verminderter psychischer Kraft. Und die bewußte hat nicht die höhere psychische Kraft, weil sie bewußt ist, sondern sie ist bewußt, weil sie die höhere Kraft hat.

Endlich darf auch nicht das Insdaseintreten des Bewußtseinsinhaltes bezeichnet werden als eine Wirkung des Vorganges. Die Beziehung des Inhaltes zum Vorgang ist nicht die Beziehung der Wirkung zur Ursache, sondern sie ist die absolut eigenartige Beziehung der Erscheinung zu dem darin erscheinenden oder zu dem in ihm um des Kausalgesetzes willen mitgedachten Realen.

Daß ein Empfindungs- oder Vorstellungsvorgang mehr oder minder über oder unter der Schwelle des Bewußtseins sich befindet, dies könnte man, obzwar mißverständlich, auch so ausdrücken, daß man die Empfindung bzw. Vorstellung als eine mehr oder minder bewußte, bzw. unbewußte, oder auch als eine Empfindung oder Vorstellung von größerem oder geringerem Grade der Klarheit, bzw. Unklarheit bezeichnete. Der Klarheitsgrad einer Empfindung oder Vorstellung wäre dann nur ein anderer Name für den Grad der Wirksamkeit derselben im psychischen Lebenszusammenhange.

Mit letzterem gehen aber allerdings auch, wie wir schon sahen, Änderungen in den Bewußtseinserlebnissen Hand in Hand. Man erinnere sich hier dessen, was oben über das Bewußtseinserlebnis und die Wirkungen der »Aufmerksamkeit« gesagt wurde.

Vor allem erscheint, dem an jener Stelle Gesagten zufolge, der Inhalt der »klareren« Empfindung oder Vorstellung inniger auf das »Ich« bezogen. Er erscheint in höherem Grade als unmittelbarer Gegenstand des »Interesses«. Ich finde mich denkend, fühlend, wollend unmittelbarer mit ihm befaßt. Kurz, er erscheint in höherem Grade mein, oder in den Mittelpunkt des Bewußtseinslebens, der eben durch das Ich bezeichnet ist, gerückt.

Und dazu treten die weiteren oben schon erwähnten Tatsachen: Der dem wirksameren Vorgang entsprechende Bewußtseinsinhalt verweilt länger. Ist er ein komplexer Inhalt, so gewinnt er größere Vollständigkeit. Es knüpfen sich an ihn anderweitige, zu ihm gehörige Inhalte. Er ordnet sich also in einen umfassenderen Zusammenhang ein, wird Teil oder Mittelpunkt eines solchen.

Dazu fügen wir endlich, was oben noch nicht besonders erwähnt wurde: Der Bewußtseinsinhalt, welcher der klareren Empfindung oder Vorstellung entspricht, haftet leichter und sicherer in der Erinnerung, so daß die rückschauende Betrachtung sein Dasein leichter und sicherer zu konstatieren vermag.

Alles dies nun könnten wir wiederum unter den Namen der größeren Klarheit — nicht mehr der Empfindung oder Vorstellung, kurz, des Vorganges, sondern des Bewußtseinsinhaltes zusammenfassen. Der Mangel dieser Vorzüge, die minder innige Bezogenheit auf das Ich, die Flüchtigkeit, die Unvollständigkeit, die Isoliertheit, endlich die geringere Möglichkeit, das Dasein des Inhaltes nachträglich zu konstatieren, wäre dann als mindere Klarheit des Bewußtseinsinhaltes zu bezeichnen. Indessen von dieser Namengebung soll im folgenden kein Gebrauch gemacht werden. — Auch diesen Unterschieden liegt doch wiederum der Unterschied der größeren oder geringeren Kraft oder Wirksamkeit des Vorganges zugrunde.

Da unbewußte Empfindungen und Vorstellungen der Art nach dieselben realen Vorgänge sind wie die bewußten, so unterliegen sie auch derselben Gesetzmäßigkeit. Sie üben eine gleichartige Wirkung.

Andererseits dürfen wir von unbewußten Empfindungen und Vorstellungen nur sprechen, wo uns psychische Wirkungen, d. h. letzten Endes, wo uns das Dasein, Kommen und Gehen von Bewußtseinserlebnissen und die Beschaffenheit derselben dazu auffordert. Oder vielmehr, die Statuierung unbewußter Empfindungen und Vorstellungen besagt letzten Endes gar nichts anderes, als daß im psychischen Lebenszusammenhange Wirkungen angetroffen werden oder statuiert werden müssen, die den Wirkungen der bewußten Empfindungen und Vorstellungen gleichartig sind, ohne daß doch ihnen entsprechende Bewußtseinsinhalte vorgefunden. würden. Mit einem Worte, die »unbewußten Empfindungen und Vorstellungen« sind ein, obzwar notwendiger, Hilfsbegriff; die Statuierung eines qualitativ an sich völlig unbestimmten Geschehens zur Ausfüllung kausaler Lücken in den »psychischen Erscheinungen«.[1])

Die Betrachtung des Bewußtseinslebens führt aber zur Überzeugung, daß unbewußte Empfindungen und Vorstellungen, d. h. Vorgänge ohne zugehörige Bewußtseinsinhalte, nicht nur gelegentlich in uns sich finden, sondern daß der psychische Lebenszusammenhang jederzeit der Hauptsache nach in solchen sich abspielt, und nur gelegentlich, an ausgezeichneten Punkten, das, was in uns wirkt, in zugehörigen Bewußtseinsinhalten sein Dasein unmittelbar kundgibt. Man denke hier vor allem an die Erfahrungen, die wir machen, wenn wir eine Rede hören, oder unsere Gedanken über eine Sache vortragen. Was da in uns wirkt, sind Vorstellungen und Gedanken. Aber die denselben entsprechenden Bewußtseinsinhalte sind nicht, oder nur in Rudimenten, in uns gegenwärtig. Sie erscheinen der Hauptsache nach durch die Bilder der Worte ersetzt oder repräsentiert.

Und noch mehr: Es wirken in uns jederzeit Vorstellungen oder Gedanken — von Gott, der Welt, dem unendlich Großen und dem unendlich Kleinen, abstrakte Vorstellungen, etwa der Tugend, schließlich der Gedanke des Nichts —, die gar nicht bewußte Vorstellungen sein können. Dieselben sind freilich gewoben aus Elementen von Vorstellungen, denen mögliche Bewußtseinsinhalte entsprechen. Sie sind andererseits Ergebnisse der Abstraktion aus

[1]) S. übrigens den Schluß dieses Buches.

solchen. Ihnen selbst aber entsprechen keine möglichen Bewußtseinsinhalte.

So geht das psychische Leben jederzeit weit hinaus über das Maß dessen, was in Bewußtseinsinhalten oder Bildern uns gegenwärtig ist oder gegenwärtig sein kann.

Bei alledem offenbart sich doch jederzeit die Wirksamkeit solcher Vorstellungen und Gedanken im Bewußtsein. Wir werden vor allem ihrer Wechselwirkung und ihrer Wirkung auf uns, und ihrer Bedeutung für uns, inne in begleitenden Gefühlen. Die Gefühle, nicht die den einzelnen Vorstellungen zugehörigen Bewußtseinsinhalte, sind so schließlich der wesentlichste Bewußtseinsausdruck des psychischen Lebenszusammenhanges. Was das psychische Leben für uns bedeutet, das ist ja doch das für uns eigentlich Wichtige.

Bedingungen der »psychischen Energie«.

Die »psychische Energie«, also die Größe der Fähigkeit eines Vorganges, die psychische Kraft oder die Aufmerksamkeit sich anzueignen, bzw. sie festzuhalten, ist mehrfach bedingt. Wir unterscheiden erstlich die quantitativ bedingte Energie. Sie ist einmal »Intensitätsenergie«, z. B. Energie des Donnerschlages, genauer gesagt, der Empfindung desselben. Sie ist zum anderen »Massenenergie«, z. B. Energie des Gebirges, des einheitlichen Zusammenhanges mannigfacher Erlebnisse. Sie ist endlich »assoziative Energie«, d. h. solche Energie, die einem Erlebnis eignet vermöge dessen, was es in sich schließt, besagt, bedeutet; der Folgen, die es hat oder haben kann; der Vorstellungen und Gedanken, die in ihm zugleich mitgegeben sind. Die Wahrnehmung etwa der drohenden Gebärde, mit welcher ein Tier gegen mich herankommt, kann in mir größte Energie besitzen, weil sie für mich Bedrohung meines Lebens in sich schließt oder bedeutet.

Die zweite Möglichkeit der psychischen Energie ist die Energie des Lustvollen, andererseits des Unlustvollen. Das Lustvolle, und ebenso das in hohem Grade Unlustvolle, zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Wir bezeichnen diese Energie auch als positive, bzw. negative Lust- oder Wertenergie.

Erhöhte psychische Energie besitzt drittens das öfter Erlebte;

nicht jederzeit, wohl aber unter bestimmten Umständen. Es gibt insbesondere, kurz gesagt, eine besondere Energie des Bekannten, darum doch in dem Zusammenhang, in dem es auftritt, nicht Gewohnten. Ein bekanntes Gesicht, dem ich irgendwo in der Fremde begegne, vermag meine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich zu ziehen. Diese Energie nennen wir dispositionelle Energie.

Dazu tritt endlich viertens die Kontrastenergie. Ich verstehe darunter den Reiz, die Eindrucksfähigkeit, kurz die besondere Fähigkeit der Kraftaneignung des Neuen, des Außerordentlichen, des Seltsamen, des Wunderbaren. Das Neue »kontrastiert« mit meinem Vorstellungsbesitz; das Außerordentliche mit meinen Gewohnheiten des Erlebens und Vorstellens, oder meinen Erwartungen; das Wunderbare mit den mir bekannten Regeln oder Gesetzen des Geschehens.

Besonders ist hier noch zu erwähnen die Energie desjenigen, was in dem Zusammenhang, in welchem es auftritt, ein Neues, d. h. ein qualitativ Fremdes oder ein erfahrungsgemäß nicht Dazugehöriges ist. Man denke etwa an den falschen, d. h. zu den anderen Tönen um seiner Höhe willen nicht passenden Ton in einem musikalischen Ganzen, der einem Sänger oder Klavierspieler mitunterläuft. Man vergegenwärtige sich andererseits etwa die Wirkung, welche das frisch rasierte Gesicht des guten Bekannten übt, den man sonst immer nur mit stattlichem Barte gesehen hat.

Von diesen Bedingungen der psychischen Energie eines Vorganges wird in späteren Zusammenhängen noch weiter die Rede sein. Zugleich wird zu sprechen sein von Möglichkeiten der Herabminderung und Steigerung der Energie, die aus der Art der Verwebung oder Verflechtung des einzelnen Vorganges in den psychischen Lebenszusammenhang sich ergeben.

IV. Kapitel: Assoziation und Gedächtnis.

Psychische Einheitsbeziehungen.

Bei der oben[1]) gegebenen Beschreibung des Verlaufes eines psychischen Vorganges, seines Steigens und Sinkens, war eine doppelte

[1]) S. 37.

Voraussetzung gemacht. Einmal war der Vorgang gedacht als ein in einem bestimmten Moment entstehender oder ausgelöster, und dann nur einfach sich selbst überlassener. Gesetzt aber, ein Vorgang ist ein Empfindungsvorgang, so entsteht er, solange der Reiz dauert, immer wieder von neuem, und gewinnt damit von neuem seine Energie.

Andererseits waren dort die psychischen Vorgänge als einfach nebeneinander stehende gedacht. Solche psychische Vorgänge aber gibt es nicht, sondern alles hängt in der Psyche mit allem zusammen. Die Isolierung wird aufgehoben durch die psychischen Einheitsbeziehungen. Damit ändert sich jenes Bild.

Diese Einheitsbeziehungen sind von mehrfacher Art. Es gibt zunächst eine allgemeine Einheitsbeziehung aller gleichzeitigen psychischen Vorgänge untereinander. Jeder Vorgang, dem die psychische Kraft zuteil wird, entnimmt dieselbe anderen Vorgängen. Die Kraft wird von diesen zu ihm hinübergeleitet, oder fließt zu ihm hinüber. Dies setzt einen Zusammenhang oder eine Einheitsbeziehung voraus, welche solches Hinüberfließen möglich macht. Diese allgemeine Einheitsbeziehung eignet den psychischen Vorgängen lediglich als Vorgängen in einer einzigen Psyche überhaupt. Wie man sieht, liegt ihre Existenz schon unmittelbar eingeschlossen in dem Begriffe der einen, dem Ganzen der Seele zugehörigen psychischen Kraft.

Dazu treten zweitens die apriorischen Einheitsbeziehungen: Die Vorstellungen der Höhe, der Stärke, der Klangfarbe eines identischen Klanges etwa gehören ursprünglich zusammen. Sie bilden einen einzigen psychischen Vorgang, der aber eben diese Teilvorgänge, die Vorstellungen der bestimmten Stärke, Höhe, Klangfarbe in sich schließt. Ebenso schließt die Vorstellung eines Dreieckes, als Vorstellung einer Figur von bestimmter Form, zugleich die Vorstellung einer bestimmten Winkelsumme = 2 R ursprünglich oder a priori in sich.

Assoziation der Ähnlichkeit und der Erfahrung.

Dazu treten dann endlich diejenigen psychischen Einheitsbeziehungen, die wir als Assoziationen bezeichnen. Sie sind zwei-

facher Art. Die Gesetze, die für dieselben gelten, heißen Assoziationsgesetze. Der zweifachen Art der Assoziationen entsprechend sind zwei Assoziationsgesetze zu unterscheiden. Das erste ist das Gesetz der Ähnlichkeitsassoziation: In jedem psychischen Vorgange liegt die Tendenz, gleichartige psychische Vorgänge ins Dasein zu rufen.

An diesem Gesetz lassen sich verschiedene Seiten unterscheiden. Es ist erstens ein Gesetz der Reproduktion: In jedem psychischen Vorgange liegt die Tendenz, gleichartige psychische Vorgänge, die einmal gegeben waren und im Gedächtnis bewahrt sind, zu reproduzieren.

Dasselbe ist zweitens ein Gesetz der Empfindung oder Wahrnehmung: In jeder Empfindung oder Wahrnehmung liegt die Tendenz des Fortganges zu gleichartigen Empfindungen oder Wahrnehmungen. Diese Tendenz bezeichnen wir als qualitativ bedingte Empfindungs- oder Wahrnehmungserwartung. Ich erwarte, wenn ich mehrere Töne gehört habe, einen dazu passenden, d. h. durch musikalische Verwandtschaft mit ihm verbundenen. Auch die musikalische Verwandtschaft ist ja eine Art der Ähnlichkeit.

Das Gesetz der Ähnlichkeitsassoziation ist drittens ein Gesetz der Aufmerksamkeit oder der »Apperzeption«: Die Aufmerksamkeit gleitet fort oder tendiert fortzugehen am Leitfaden der Ähnlichkeit. Habe ich etwa vor mir eine dunkle Linie auf hellem Grunde, und ist meine Aufmerksamkeit einmal auf einen Punkt oder Teil der dunkeln Linie, etwa den Anfang derselben, gerichtet, so wende ich dieselbe von da naturgemäß weiteren Teilen der dunkeln Linie zu. Ich gehe nicht betrachtend fort von einem Teil der Linie zu einem Teile der Umgebung, von da wieder zu einem Teile der Linie usw. Ich gehe mit einem Worte in meiner Betrachtung naturgemäß fort zu dem Gleichartigen, das sich mir bietet.

Neben dem Gesetz der Ähnlichkeitsassoziation steht dann das der Erfahrungsassoziation, auch wohl ungeschickt als Gesetz der Berührungsassoziation bezeichnet: Trifft mit einem psychischen Vorgang ein anderer zeitlich zusammen, oder fügt sich zu einem ersten ein zweiter unmittelbar hinzu, so werden beide zu einem Ganzen, oder zu einem Gesamtvorgang, derart, daß die Wiederkehr eines Teiles dieses Ganzen

die Tendenz der vollen Wiederkehr des Ganzen in sich schließt.

Besonders zu betonen ist noch: Diese Tendenz der Wiederkehr des Ganzen ist auch eine Tendenz der Wiederkehr der Beziehungen, z. B. der Wiederkehr der räumlichen oder zeitlichen Beziehungen, in welche die Teile ehemals zueinander getreten sind. Sie ist andererseits zugleich eine Tendenz der Wiederkehr der zeitlichen »Richtung«, in welcher das Ganze ehemals erlebt wurde. Dies heißt: Hat sich zu einem bereits gegebenen A ein nachfolgendes B gefügt, so besteht in der Folge zunächst die Tendenz des A, das B, und nur in wesentlich vermindertem Maße auch eine Tendenz des B, das A ins Dasein zu rufen.

Auch dies zweite Assoziationsgesetz ist wiederum erstens ein Reproduktionsgesetz: Ein A, zu dem ein B hinzutrat, hat die Tendenz, dies B zu reproduzieren, und so das Ganze aus A und B für die Vorstellung vollständig zu machen. Es ist zweitens ein Gesetz der Empfindungs- oder Wahrnehmungserwartung: Habe ich einer Flamme die Hand genähert und dabei Wärme empfunden, so erwarte ich bei erneuter Annäherung der Hand an die Flamme, die gleiche Wärme zu empfinden. Es ist drittens ein Gesetz der Aufmerksamkeit: Die Aufmerksamkeit gleitet naturgemäß von Erlebnissen zu solchen, die mit jenen erfahrungsgemäß zusammenhängen, z. B. von Ursachen zu Wirkungen und umgekehrt, von dem Teil einer menschlichen Gestalt zu den erfahrungsgemäß dazu gehörigen Teilen.

Im vorstehenden scheint noch eine Art des Empfindungs- und Vorstellungszusammenhanges übersehen, nämlich der räumliche Zusammenhang. Meine Aufmerksamkeit geht naturgemäß von dem Punkte des Raumes, auf welchen ich jetzt achte, zu benachbarten Punkten. Indessen, diesen Zusammenhang können wir hier einstweilen dem Ähnlichkeitszusammenhang oder der Assoziation der Ähnlichkeit unterordnen: Das räumlich Benachbarte stimmt hinsichtlich seiner räumlichen Lage überein oder hat eine mehr oder weniger gleiche räumliche Lage mit demjenigen, dem es benachbart ist. Im übrigen wird sich das Verhältnis des räumlichen Zusammenhanges zur Ähnlichkeits- und Erfahrungsassoziation später ergeben.

Zusätze zu den Assoziationsgesetzen.

Die mitunter versuchte Rückführung der Assoziation der Ähnlichkeit oder Übereinstimmung auf Erfahrungsassoziation ist unmöglich. Vielmehr ist die Ähnlichkeitsassoziation die Grundassoziation. Auch die Wirksamkeit der Erfahrungsassoziation setzt dieselbe voraus. Erinnert mich eine Stimme, die ich höre, an die Gestalt des Menschen, dem die Stimme erfahrungsgemäß zugehört, so ist mein gegenwärtiges Gehörsempfindungserlebnis doch demjenigen, das mir ehemals zuteil ward, nicht absolut gleich, sondern nur ähnlich. Und wären auch beide Erlebnisse einander gleich, so wären sie doch nicht identisch. Nur mit der ehemals gehörten Stimme oder dem ehemaligen Gehörsempfindungserlebnis aber hat sich in meiner Erfahrung die Gestalt, genauer die optische Wahrnehmung derselben, verknüpft. Es muß also die jetzt gehörte Stimme die Gestalt reproduzieren durch die ihr gleiche oder ähnliche hindurch. Und damit nun ist eine Ähnlichkeitsassoziation statuiert. Ähnlichkeitsassoziation besagt allgemein nichts anderes, als daß ein Erlebnis auf ein anderes vermöge der Ähnlichkeit oder Gleichheit zwischen beiden hinwirkt.

Dagegen lassen sich allerdings beide Assoziationsarten unter einem einzigen Namen befassen. Beide Gesetze der Assoziation sind Gesetze der Einheitlichkeit des seelischen Geschehens. Das Gesetz der Ähnlichkeitsassoziation ist ein Gesetz der qualitativen, das Gesetz der Erfahrungsassoziation ein Gesetz der empirischen Einheitlichkeit.

Und es lassen sich noch bestimmter beide Gesetze bezeichnen als Gesetze der Vervollständigung oder der Totalität. Ist ein A einem B ähnlich, so haben sie beide ein α gemein. A ist $a\alpha$, B ist $b\alpha$. Es ist also in A zugleich ein Teil des B, nämlich das in beiden enthaltene α, gegeben. Demgemäß kann die Tendenz des Auftretens des B im psychischen Lebenszusammenhange, nachdem das A darin aufgetreten ist, als eine Tendenz der Vervollständigung dieses α zu B bezeichnet werden. Wiefern das Gesetz der Erfahrungsassoziation ein Gesetz der Vervollständigung ist, braucht nicht mehr gesagt zu werden.

Bei alledem bleibt doch der Gegensatz zwischen beiden Assoziationsarten bestehen. Die Assoziation ist Ähnlichkeitsassoziation,

wenn das Ganze, zu dem die Teile sich vervollständigen, ein ursprüngliches Ganze ist. Sie ist Erfahrungsassoziation, wenn es ein aus an sich selbständigen Vorgängen durch die Erfahrung gewordenes Ganze ist. Daß an sich selbständige Vorgänge durch das Zusammentreffen in der Seele zu Gesamtvorgängen werden, dies eben ist das Besondere der Erfahrungsassoziation.

Noch eine besondere Bemerkung zur Änlichkeitsassoziation ist erforderlich. Ähnlichkeitsassoziation, so sagte ich, ist die Ähnlichkeit, sofern sie psychisch wirkt. Sie ist also die Ähnlichkeit — nicht der Inhalte, sondern der Vorgänge.

Diese Ähnlichkeit nun kann zugleich, aber sie muß nicht, eine Ähnlichkeit der Inhalte sein. Wir sahen schon, es gibt eine Ähnlichkeit oder Übereinstimmung des »affektiven Charakters« von Empfindungen oder Vorstellungen, der keine Ähnlichkeit in den Inhalten entspricht. Und diese Ähnlichkeit wirkt nicht minder.

Diese Behauptung müssen wir steigern: Die Übereinstimmung des affektiven Charakters ist eine vor allem wirksame Ähnlichkeitsassoziation. Ähnlichkeiten sind vor allem dann psychisch wirksam, wenn sie nicht nur Ähnlichkeiten der Inhalte, sondern Übereinstimmungen des affektiven Charakters sind. Töne erinnern leicht an Farben von gleichem affektiven Charakter, obgleich, wie oben gesagt, Töne und Farben, diese Bewußtseinsinhalte, völlig disparat sind.

Dazu tritt eine zweite Bemerkung. Ähnlichkeit kann auch abgesehen von dem soeben Gesagten verschiedener Art sein. Sie besagt das eine Mal, daß das Ähnliche durch wenig Zwischenstufen sich ineinander überführen läßt. Diese Ähnlichkeit nennen wir qualitative Nachbarschaft. Solcher Art ist die Ähnlichkeit zweier hinsichtlich der Höhe sich nahe stehender Töne, oder die Ähnlichkeit einer Kreislinie und einer Linie, die annähernd kreisförmig ist.

Dieser Ähnlichkeit nun steht eine andere von völlig entgegengesetztem Charakter gegenüber. Ich meine die Ähnlichkeit, die sich scheidet in völlige Gleichheit und deutliche Ungleichheit: Erlebnisse sind qualitativ aneinander gebunden durch ein in ihnen identisch wiederkehrendes Gemeinsames, das aber in beiden nach divergierenden Richtungen differenziert ist. Dieser Art ist

z. B. die Übereinstimmung der Töne, die wir als konsonant bezeichnen, oder die Übereinstimmung verschiedener Rhythmen, die dem gleichen rhythmischen Gesetz, oder verschiedener architektonischer Formen, die demselben Stilgesetze gehorchen.

Unter diesen beiden Arten der Ähnlichkeit hat aber wiederum die zweite vor der ersteren den Vorzug. Ein Ton weckt in mir leichter die Vorstellung seiner Oktave, als die Vorstellung eines um einen halben Ton höheren Tones usw.

Im übrigen ist, was die Reproduktion durch Ähnlichkeit betrifft, zu bedenken, daß jedem Erlebnis viele, die einen in dieser, die anderen in jener Richtung, ähnlich sind. Die tatsächliche Reproduktion geschieht also jederzeit durch eine Wahl aus vielen Möglichkeiten. Welche Möglichkeit den Sieg davonträgt, dies ist bedingt durch den Grad der Wirksamkeit der Ähnlichkeitsassoziation, zugleich aber auch durch die Reproduzierbarkeit des zu Reproduzierenden, die wiederum von mancherlei Faktoren, der Eindrucksfähigkeit oder psychischen Energie dessen, was reproduziert werden soll, der Frische der Gedächtnisspur, von individuellen Anlagen, im einzelnen Individuum von der gegenwärtigen Gemütslage oder der Gesamtkonstellation des gegenwärtigen psychischen Lebenszusammenhanges, abhängig ist. Daher der Charakter des Unberechenbaren, welcher der Reproduktion durch Ähnlichkeit anhaftet. — Sonderbarerweise hat man aus dieser Selbstverständlichkeit ein Argument entnommen für die Leugnung der Assoziation der Ähnlichkeit überhaupt.

Neben die Ähnlichkeitsassoziation hat man wohl auch eine Assoziation durch Kontrast gestellt. Hier ist zu bedenken: Kontrastierendes hat immer ein Gemeinsames. Im übrigen wird sich späterhin ergeben, welche Bedeutung für den psychischen Lebensablauf überhaupt, und insbesondere auch für die Reproduktion, der Kontrast in Wahrheit besitzt.

Doch hebe ich eine Art der Assoziation, die vor allem hierher gehört, schon an dieser Stelle besonders hervor, nämlich die antithetische Assoziation oder die »antithetische Einheitsbeziehung«. Gemeint ist damit die Einheitsbeziehung zwischen Vorstellung und Gegenvorstellung, d. h. zwischen solchen Vorstellungen, deren Gegenstände sich wechselseitig negieren. Solcher Art sind etwa die Vorstellungen der Bewegung und der Ruhe desselben

Gegenstandes. Was diese Vorstellungen aneinander bindet, ist dies, daß in ihnen der identische Gegenstand in identischer Richtung, nur eben in sich ausschließender Weise, determiniert ist.

*Unter »Assoziation« ist im vorstehenden die Beziehung zwischen psychischen Vorgängen verstanden, welche die Tendenz der Reproduktion und die Erwartung begründet, und als Leitfaden dient, an dem die Aufmerksamkeit fortgleitet. Dagegen ist unter der Assoziation nicht verstanden die Weise, wie Empfindungs- oder Vorstellungsinhalte im Bewußtsein zueinander hinzutreten oder sich zueinander fügen. Nimmt man, wie einige Psychologen tun, die Assoziation in diesem letzteren Sinn, so gewinnt selbstverständlich die ganze Assoziationslehre einen völlig anderen Sinn. Solche »Assoziation« verhält sich zu unserer »Assoziation« wie der Bewußtseinserfolg zu seiner jenseits des Bewußtseins liegenden Teilbedingung.

Das Gedächtnis.

Alle Reproduktion beruht auf Assoziation. Zunächst aber setzt sie voraus, daß dasjenige, was reproduziert werden soll, in der Seele eine Nachwirkung hinterlassen habe. Diese Nachwirkung nennen wir die Gedächtnisspur oder die Gedächtnisdisposition des zu Reproduzierenden. Jener Ausdruck weist nach rückwärts, dieser nach vorwärts. Die Gedächtnisspur oder -disposition ist eine an sich nicht näher bekannte psychische Zuständlichkeit. Ob dieselbe physiologisch als dauernde Zuständlichkeit in irgendwelchen Gehirnzellen näher bestimmt werden kann oder nicht, ist hier gleichgültig.

Zweitens bedarf es zur Reproduktion eines Vorganges, der als reproduktiver Reiz auf die Gedächtnisspur wirkt und sie wiederbelebt.

Endlich bedarf es der Beziehung zwischen diesem Vorgang und der zu reproduzierenden Vorstellung, vermöge welcher dieser Vorgang als reproduktiver Reiz zu wirken vermag. Diese Beziehung ist die Assoziation.

Erfahrungsassoziation kann selbst als eine Gedächtnisspur bezeichnet werden, nämlich von der im Zusammentreffen der Vorgänge geschehenen Verwebung oder Verflechtung derselben zu einem Gesamtvorgang. Die Gedächtnisspuren der einzelnen Vorgänge und ihre Verwebungen oder Verflechtungen machen das Gedächtnis

aus. Das Gedächtnis ist also ein Gewebe oder Geflecht von Spuren oder Dispositionen.

Die Gedächtnisspuren der einzelnen Vorgänge sind mehr oder minder tief, demnach mehr oder minder reproduzierbar, allgemeiner gesagt, mehr oder minder leistungsfähig, je nach dem Grad und der Dauer der Aufmerksamkeit, die den Vorgängen zuteil ward. Die Gedächtnisspuren für Verwebungen oder Verflechtungen von Vorgängen, also die Erfahrungsassoziationen, sind mehr oder minder innig und demgemäß leistungsfähig, je nach dem Grade und der Dauer der Aufmerksamkeit, welche den verknüpften Vorgängen zumal zuteil ward. Beide Arten von Gedächtnisspuren gewinnen neue Tiefe durch jede Wiederholung der Vorgänge, bzw. der Verknüpfungen. Im übrigen ist die Fähigkeit der Einprägung und Festhaltung individuell verschieden. Es hat demgemäß dieser für dies, jener für jenes ein »besseres Gedächtnis«.

Sich selbst überlassene Gedächtnisspuren mindern aber im Laufe der Zeit ihre Leistungsfähigkeit. Hierbei gilt das Gesetz: Diese Minderung vollzieht sich erst rascher, dann immer langsamer, und, theoretisch gesprochen, kann nichts absolut vergessen werden.

Was die Steigerung der Leistungsfähigkeit der Gedächtnisspuren durch Wiederholung betrifft, so ist bemerkenswert, daß die Leistungsfähigkeit alter Gedächtnisspuren leichter und mit dauernderer Wirkung gesteigert wird, als die der jungen. Daher etwa das Auswendiglernen mit zwischenliegenden längeren Pausen, oder die Verteilung der Einprägungsbemühungen auf verschiedene voneinander getrennte Zeiten, zweckmäßig ist, d. h. Arbeit erspart. Dieser Sachverhalt kann mit jener erst rascheren, dann langsameren Minderung der Reproduzierbarkeit der Spuren zusammengefaßt werden in der einen Regel: Gedächtnisspuren erfahren, indem sie sukzessive schwinden, zugleich eine sukzessive Konsolidierung des jeweiligen Restes.

Eine weitere wichtige Bemerkung ist diese: Die Wirkung der Einprägungsbemühungen wird vermindert, wenn unmittelbar nachher die Aufmerksamkeit auf anderes konzentriert wird. Umgekehrt erzielen jene Bemühungen eine sicherere Wirkung, wenn auf sie eine Zeit minderer geistiger Anstrengung folgt, eine Zeit des Ausruhens oder des Spieles. Wir verstehen diese Tatsache aus der Annahme, daß psychische Vorgänge, die zu einer Zeit Gegenstand der Aufmerk-

samkeit waren, auch, nachdem die Aufmerksamkeit ihnen nicht mehr zugewendet ist, und weiterhin auch, wenn die den Vorgängen entsprechenden Bewußtseinsinhalte verschwunden sind, weiter dauern, und demgemäß auch, als »unbewußte Vorgänge«, an der Herstellung ihrer Gedächtnisspuren weiter arbeiten, wofern die psychische Kraft nicht anderweitig völlig absorbiert ist, also ihnen noch in gewissem Grade zur Verfügung steht. Solche Fortdauer ergibt sich aber für uns aus unserer Anschauung vom Wesen der psychischen Vorgänge von selbst.

Wie weit überhaupt psychische Vorgänge in uns nachdauern und demgemäß nachwirken können, dies sagen uns viele Tatsachen. Eine längere Gedankenkette, ein Kunstwerk, eine Melodie etwa, oder ein Drama, ein Epos, könnte niemals als Ganzes für mich bestehen, und seine logische, praktische oder Gefühlswirkung üben, wenn nicht, indem ich auffassend weiter und weiter gehe, alles Vorangehende in mir nachdauerte, und schließlich, wenn das Ganze durchlaufen ist, noch in mir wirkte. In solchen Fällen wirkt aber das Vergangene jederzeit der Hauptsache nach unbewußt, d. h. ohne daß die entsprechenden Bilder mir jetzt noch vorschweben.

Man erinnere sich hier weiter auch der besonderen Tatsache, daß oft ein Name, den wir erst vergeblich gesucht haben, nachher, wenn die Aufmerksamkeit sich davon abgewendet hat, und wir mit anderem beschäftigt sind, plötzlich uns einfällt und scheinbar aus dem Nichts uns entgegentritt. Hier findet deutlich ein Nachwirken der reproduktiven Arbeit — die im bewußten Besinnen sich betätigte — statt.

Im vorstehenden sind die Bewußtseinsinhalte und die allgemeinen Faktoren des psychischen Lebenszusammenhanges bezeichnet. Es war dabei nicht die Rede von einer Wirkung der Gefühle auf den Vorstellungsverlauf. Gefühle sind eben, wie Bewußtseinsinhalte überhaupt, nicht wirkende Faktoren, sondern Symptome solcher. Auch das Gefühl, um dessen willen wir zunächst von einem Willen sprechen, das Strebungs- oder Willensgefühl, ist ein solches Symptom.

So bleiben als psychisch wirksame Faktoren nur die bezeichneten: Die Empfindungs- und Vorstellungsvorgänge, die Dispositionen, die Assoziationen.

Vorausgesetzt ist dabei aber jederzeit der wichtigste und nie fehlende Faktor: das reale Ich, das psychische Individuum, mit seinen Beschaffenheiten, Beanlagungen, Temperamenten, seinem Naturell und Charakter, seinen bleibenden oder vorübergehenden Zuständlichkeiten, Verfassungen, Stimmungen. Dieser Faktor wurde einstweilen implizite anerkannt in den »Bedingungen der psychischen Energie«.

Mein geistiges Leben entsteht nicht aus dem Zusammentreffen und Zusammenwirken an sich getrennter Faktoren; es ist kein Produkt. Sondern es entsteht aus dem Auseinandergehen und sich Differenzieren der Einheit des Individuums, oder »meiner selbst«.

Zweiter Abschnitt.

Die Apperzeption.

V. Kapitel: Apperzeption und Gegenstand.

Apperzeption und Gegenstand überhaupt.

Die Aufmerksamkeit oder die Kraft eines psychischen Vorganges kann unendlich verschiedene Grade haben. Innerhalb dieser Gradunterschiede aber besteht zugleich ein Artunterschied oder ein qualitativer Gegensatz. Nämlich der Gegensatz des Beachteten und des Nichtbeachteten. Wir bezeichnen denselben mit einem besonderen Namen: als Gegensatz des Apperzipierten und des Nichtapperzipierten.

Es gibt in jedem Augenblick unseres Bewußtseinslebens innerhalb des allgemeinen psychischen Lebenszusammenhanges oder Zusammenhanges psychischer Vorgänge eine abgegrenzte, aus der »unterapperzeptiven« Sphäre, d. h. der Sphäre des bloß Perzipierten, herausgesonderte apperzeptive Sphäre. Dieselbe ist die Sphäre desjenigen, womit ich mich jetzt innerlich beschäftigt weiß, worauf mein Fühlen und Wollen jetzt bewußterweise bezogen ist, worauf mein Denken, Fragen, Urteilen geht. Wir können diese Sphäre auch bezeichnen als die Sphäre des Geistigen innerhalb des allgemeinen psychischen Lebens. Die Besonderheit dieser Sphäre schließt eine Art von Rechtfertigung der alten Trichotomie »Leib, Seele und Geist« in sich. — Unter der »Perzeption« verstehe ich hier das Dasein im psychischen Lebenszusammenhang überhaupt.

Das Dasein dieser gesonderten apperzeptiven Sphäre ist, ebenso wie das Dasein von Bewußtseinsinhalten, nicht weiter erklärbar. Die Tatsache und die besondere Stellung des Apperzipierten wird anerkannt, wenn man nach einem besonderen Apperzeptionszentrum

im Gehirne sucht. Den Punkt der Auslösung des psychischen Vorganges und damit des Eintrittes in den psychischen Lebenszusammenhang bezeichnete ich schon als perzeptive Schwelle, den Punkt des Auftretens des Bewußtseinsinhaltes als Bewußtseinsschwelle. Beiden steht gegenüber die apperzeptive Schwelle. Daß ein Vorgang diese letztere übersteigt, geschieht durch Aneignung der psychischen Kraft, aber eben desjenigen Maßes derselben, das erforderlich ist, wenn die Apperzeption stattfinden soll.

Durch die Perzeption entstehen die Bewußtseinsinhalte. Durch die Apperzeption entstehen für mich die »Gegenstände«. Dabei ist mit den »Gegenständen« genau das gemeint, was jeder meint, wenn er von Gegenständen des Denkens oder des Fühlens oder des Wollens redet. »Gegenstand« ist für mich oder mein Bewußtsein in jedem Augenblick dasjenige, was ich in diesem Augenblick apperzipiere. Es ist das, worauf mein inneres Tun jetzt zielt, das von mir in diesem meinem inneren Tun »Gemeinte«. Statt aller dieser Ausdrücke kann ich den einen setzen: Gegenstand ist für mich das jeweils von mir »Gedachte«. Gegenstand an sich ist, was für mich Gegenstand sein kann, also alles Denkbare. Denken im allgemeinsten Sinn ist das Apperzipieren oder die »Gegenstandssetzung«, das »Meinen«.

Nur uneigentlich kann auch von einer Apperzeption eines Vorganges geredet werden. Wir wollen aber der Kürze halber auch diesen Ausdruck gebrauchen. Ich verstehe dann unter der Apperzeption eines Vorganges diejenige Kraftaneignung desselben, durch welche es geschieht, daß in dem Vorgange »ein Gegenstand gedacht« ist.

Im obigen liegt schon, daß die apperzeptive und die unterapperzeptive Sphäre in einem beständigen Austausch begriffen sind. Das zunächst bloß Perzipierte wird in die apperzeptive Sphäre emporgehoben. Was dieser angehörte, sinkt wiederum zum bloß Perzipierten herab. Ich »denke« etwa jetzt, während ich in meinem Zimmer sitze, an vergangene Erlebnisse, und »denke« nicht an das, was mich umgibt. Ich apperzipiere auch nicht den Straßenlärm. Dabei kann dies alles Inhalt des Bewußtseins sein, aber es ist für mich nicht Gegenstand. Es hindert aber nichts, daß im nächsten Augenblick etwa der Straßenlärm für mich Gegenstand wird. Es

ist dazu nur erforderlich, daß die Aufmerksamkeit oder die psychische Kraft in genügendem Maße sich ihm zuwende.

Inhalt und Gegenstand.

Dieser Gegensatz zwischen Inhalt und Gegenstand ist ein fundamentaler. Alle weitere Psychologie hängt von seiner Anerkennung und Festhaltung ab. Inhalte werden empfunden, wahrgenommen, vorgestellt; Gegenstände werden gedacht. Ich spreche jetzt von meinem Freund, urteile über ihn, sehne ihn herbei. Dabei stelle ich etwas vor, d. h. ich habe ein Bild. Aber der Gegenstand, von dem ich spreche, ist nicht dies Vorgestellte, oder dies Bild. Nicht über das Bild urteile ich, sondern über den Freund; nicht das Bild sehne ich herbei, sondern diesen Gegenstand, den Freund. Ihn denke ich in dem Bilde, das ich habe, oder in dem vorgestellten Inhalt.

Der gemeine Sprachgebrauch freilich pflegt auch Gegenstände als empfunden, wahrgenommen, vorgestellt zu bezeichnen. Ich sage etwa: Ich »stelle« jetzt meinen Freund »vor«. Dies will aber vielmehr sagen, daß mein Vorstellungsinhalt den Gegenstand, in diesem Falle den Freund, »vorstellt«, d. h. »meint« oder repräsentiert. Das »Vorstellen«, ebenso das »Wahrnehmen«, schließlich auch das »Empfinden«, ist eben doppelsinnig. Es bezeichnet das eine Mal das Haben eines Bildes, das andere Mal dies, daß das Bild, das ich habe, einen Gegenstand repräsentiert.

Dies Repräsentieren bezeichnet allgemein die Beziehung zwischen Inhalt und Gegenstand. Es bezeichnet zugleich eine allgemeine Bedingung des Daseins eines Gegenstandes für mich. Jeder Gegenstand, der für mich da ist, ist in dieser Weise gebunden an einen Inhalt; d. h. er ist durch einen solchen repräsentiert. »Inhalt« ist dabei jedesmal das mir vorschwebende Bild.

Das Empfinden, Vorstellen, kurz das Haben des Inhaltes oder Bildes einerseits, und das Denken des durch ihn repräsentierten Gegenstandes andererseits, stellt sich dem Bewußtsein dar, oder wird unmittelbar erlebt als ein einziger Akt: Ich sehe durch den Inhalt hin auf den Gegenstand. Und in beiden »erscheint« ein einziger, realer psychischer Vorgang. Hierfür verweise ich auf Späteres.

So wie nach Obigem ein Inhalt da sein kann, ohne daß in ihm ein Gegenstand gedacht wird, so kann umgekehrt ein Gegenstand gedacht sein, ohne daß ich einen diesem Gegenstande qualitativ entsprechenden Inhalt habe.

Zunächst freilich kann jeder Inhalt für mich zum Gegenstand werden, d. h. ich kann jeden Inhalt zum Gegenstand meiner Betrachtung oder meines Denkens machen. Damit ist aber der Inhalt, wenn nicht seiner Qualität, so doch seiner psychischen Stellung nach, zu etwas völlig Anderem geworden. Er wurde perzipiert, und durch die Perzeption ins Dasein gerufen; kurz, er wurde erlebt. Nachdem dies aber geschehen ist, ist er da, als eine nicht mehr aus der Welt zu schaffende Tatsache. Und auf diese Tatsache nun blicke ich hin. Indem ich dies tue, ist der Inhalt für mich zum Gegenstand geworden. Er ist es, nicht als »Inhalt«, d. h. als jetziges Erlebnis, sondern als diese durch mein Erleben geschaffene und jetzt mir gegenüberstehende, nicht mehr zurückzunehmende Tatsache. In gleicher Weise sind mögliche Gegenstände alle meine Gefühle und Willensakte, mein Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, mein unmittelbar erlebtes Tun und Erleiden. Nicht in dem Augenblick, in dem ich sie unmittelbar erlebe, wohl aber, wenn ich betrachtend auf sie zurückblicke. In allen diesen Fällen ist dies, daß etwas nicht nur erlebt wird, nicht nur im psychischen Lebenszusammenhange da ist, sondern Objekt der Betrachtung, von mir »gemeint«, »gedacht«, kurz mein Gegenstand, ein im Vergleich mit jenem bloßen Dasein im Bewußtsein völlig neuer Sachverhalt. Es ist eine neue Existenzweise, nämlich eine neue Weise des Daseins für mich, unvergleichbar mit dem bloßen perzeptiven Dasein.

Im übrigen kann aber der »Gegenstand« von dem ihn repräsentierenden Inhalt auch qualitativ mehr oder minder, und schließlich durchaus verschieden sein. »Stelle« ich die Landschaft »vor«, die ich vorhin sah, so apperzipiere, meine oder denke ich die vorhin gesehene Landschaft, so wie ich sie sah, zugleich so, wie ich sie aus sonstiger, vielleicht sehr viel genauerer Wahrnehmung kennen gelernt habe. Inhalt meines Bewußtseins aber ist das blasse, verschwommene, schattenhafte Vorstellungsbild der Landschaft. In diesem apperzipiere, meine, denke ich die

gesehene Landschaft. Der Inhalt ist Repräsentant, Stellvertreter, ich kann auch sagen: Symbol dieses Gegenstandes.

Oder ich sehe einen Körper. Was ich dabei in Wahrheit sehe, d. h. was den Inhalt meiner optischen Wahrnehmung ausmacht, ist das flächenhafte Bild einer Seite dieses Körpers. Aber in dieser »Erscheinung« denke ich den dreidimensionalen Körper. Vielleicht sagt man, die dritte Dimension sei hier zur zweidimensionalen Erscheinung hinzu vorgestellt. Auch dies ist nicht richtig, wenn man damit sagen will, die dritte Dimension sei Inhalt der Vorstellung. In Wahrheit kann sie dies so wenig sein, als sie Inhalt der sinnlichen Wahrnehmung sein kann. Sie ist lediglich gemeint oder gedacht.

Oder der Geometer denkt den unendlichen und in jedem Teil unendliche Teile in sich schließenden geometrischen Raum. Hier weiß jeder: Der entsprechende Vorstellungsinhalt ist notwendig begrenzt, und in ihm unendlich viele Teile vorzustellen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Hier repräsentiert also ein Inhalt einen grundsätzlich davon verschiedenen Gegenstand. Ebenso ist eine unendliche Zahl, ja schon 1000 oder 100, kein möglicher Vorstellungsinhalt. Dies hindert doch nicht, daß sie mögliche Gegenstände des Denkens sind.

Oder noch weiter: Wenn ich die Größe denke, die mit dem Zeichen $\sqrt{-1}$ gemeint ist, so hat dies Zeichen oder dieser Inhalt mit jenem Gegenstand, der gemeinten Größe, qualitativ nichts mehr gemein. Dennoch repräsentiert er diesen Gegenstand. Und in analoger Weise pflegen in unserem Denken und Reden allerlei Gegenstände im Bewußtsein repräsentiert zu sein durch Worte, die wiederum mit dem Gegenstand qualitativ nichts gemein haben.

Hier gilt zugleich überall: Wie die durch $\sqrt{-1}$ bezeichnete Größe, so kann vieles, ja das Meiste, was ich zum »Gegenstand« meines Denkens mache, oder von dem ich rede, etwa die Gerechtigkeit, das Gravitationsgesetz, die Existenz, schließlich das Nichts, gar nicht Bewußtseinsinhalt oder Bild sein. Sie alle aber sind mögliche Gegenstände.

Die »Forderungen« des Gegenstandes.

Ich bezeichnete den Gegenstand als das »Gemeinte«, als das, worauf ich apperzipierend *ziele*, als das Gedachte. Damit nun ist nur gesagt, wie der Gegenstand *für mich da ist*. Es ist dadurch nicht der Gegenstand *in sich selbst* charakterisiert. Auch diese Charakteristik aber liegt schon im Worte» Gegenstand«. Der Gegenstand ist das mir Gegenüberstehende, das so ist, wie es ist, nicht vermöge meiner Willkür, sondern einfach tatsächlich, in oder an sich selbst, kurz »objektiv«.

Und davon habe ich ein Bewußtsein. Ich habe ein Gegenstands- oder *Objektivitätsbewußtsein*. Der Gegenstand tritt mir gegenüber mit einer »*Forderung*«, einem Rechtsanspruch oder Geltungsanspruch, als etwas, das *Anerkennung* heischt.

Hier ist der Begriff der »*Forderung*«, der weiterhin immer wiederkehren wird, genauer zu bestimmen. Jemand fordert von mir, daß ich etwas tue. Oder jemand stellt eine Behauptung auf, und fordert, daß ich sie gelten lasse. Diese Forderungen sind Willensforderungen, d. h. solche, die von einem Willen ausgehen. Eine solche von einem Willen ausgehende Forderung *kann* ich, aber ich *brauche* sie nicht anzuerkennen. Ich fühle vielleicht eine *Nötigung* der Anerkennung, aber es besteht für mich nicht ohne weiteres die *Notwendigkeit* derselben. So verhält es sich jederzeit, wenn ich die Forderung, z. B. die Forderung, daß ich eine aufgestellte Behauptung gelten lasse, nicht als *sachlich* begründet oder berechtigt anerkenne. Ich kann dann von der fordernden Person oder ihrem Willen an die Sache oder den Gegenstand, bzw. an die Gegenstände, auf welche die Behauptung sich bezieht, *appellieren*. Die Notwendigkeit der Anerkennung besteht also nur bedingungsweise. Sie besteht, *falls* das Geforderte zugleich *sachlich* gefordert ist. Sie ist, kurz gesagt, keine kategorische, sondern eine hypothetische Forderung.

Solche Willensforderungen nun sind die Forderungen, von welchen ich hier rede, nicht. Sondern die Forderungen, die ich meine, sind *logische* Forderungen. Dies heißt nichts als: Sie sind »objektive« Forderungen, oder Forderungen der *Gegenstände*.[1]) Sie sind

[1]) Damit ist freilich zugleich gesagt, daß das »logisch« hier in weiterem Sinne gemeint ist: Zu den »Forderungen«, von denen ich hier rede, gehören, wie wir

sachlich begründet oder berechtigt. Vielmehr sie sind gar nichts als das sachliche Begründet- oder Berechtigtsein. Sie sind eben damit kategorische Forderungen. Das Bewußtsein dieser Forderungen ist mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit der Anerkennung gleichbedeutend; es sei denn, daß eine Gegenforderung diese Notwendigkeit aufhebt. Es ist das Geltungsbewußtsein oder Bewußtsein der Gültigkeit. Von den Gegenständen gibt es keinen Appell. Sie sind die absolute, darum letzte Instanz.

Soeben wurde angedeutet: Die Forderung und das Bewußtsein der Notwendigkeit ihrer Anerkennung ist nicht Nötigung, oder Bewußtsein einer solchen. Dazu ist allgemein zu bemerken: So gewiß die Forderung, die hier in Rede steht, ein logischer Begriff ist, so gewiß ist die Nötigung überhaupt kein logischer, sondern ein rein psychologischer Begriff. Gewiß kann ich mich genötigt fühlen, eine logische Forderung anzuerkennen. Dies ist sogar immer der Fall, wenn ich sie ungern anerkenne. Ich kann sie aber ein andermal ebensowohl gern und freudig, durchaus aktiv oder spontan anerkennen. Aber mag das Eine oder das Andere der Fall sein, die Forderung und das Bewußtsein der Notwendigkeit ihrer Anerkennung bleibt davon völlig unberührt.

Das Meinen und die Forderung sind die beiden Seiten im Dasein des Gegenstandes. Das »Meinen« ist meine Sache. Auch dies Meinen ist ein psychologischer Tatbestand. Der Gegenstand selbst dagegen ist bezeichnet durch die Forderungen. Dieselben sind Bestimmtheiten des Gegenstandes oder am Gegenstand. Sie sind die Gegenstandsmerkmale. In den Forderungen besteht die Weise, wie der »Gegenstand« als solcher im Bewußtsein — nicht nur repräsentiert, sondern unmittelbar gegeben ist. An sich kann derselbe für mich ein bloßes X sein. Dann ist es doch eben das X, das diese oder jene bestimmten Forderungen stellt. So ist der in dem $\sqrt{-1}$ gemeinte Gegenstand dasjenige, was fordert, falls es mit sich selbst multipliziert wird, $= -1$, falls es in die vierte Potenz erhoben wird, $= 1$ gesetzt zu werden.

Statt »Meinen« sagte ich auch »Apperzipieren«. Im Apper-

sogleich sehen werden, auch die Forderungen der Gegenstände, in bestimmter Weise gewertet zu werden.

zipieren mache ich, daß der Gegenstand für mich Gegenstand wird, und demgemäß seine Forderungen für mich da sind. Das Apperzipieren ist die Frage, was der Gegenstand fordere. Die Forderung ist die Antwort. Meine Beziehung zum Gegenstand ist dies Frage- und Antwortspiel.

Der Gegenstand ist für mich nur da als gedachter. Er ist die eine Seite, nämlich die Gegenstandsseite eines Empfindungs-, Wahrnehmungs-, Vorstellungsvorganges. Zwischen beiden steht der Inhalt. Stellen wir hier kurz und bestimmt diese drei einander gegenüber: Der Vorgang ist das im psychischen Lebenszusammenhang Wirkende und Wirkungen Empfangende. Der Gegenstand wirkt nicht psychisch und erfährt keine psychischen Wirkungen, sondern er fordert. Die einzige Funktion des Inhaltes endlich besteht darin, dazusein und als Symbol hinzuweisen auf die Vorgänge einerseits, und die durch ihn repräsentierten Gegenstände andererseits.

Qualitative Apperzeption und Gegenstandsforderung.

Jenes Fragen nach den Forderungen des Gegenstandes, oder kurz, die Befragung des Gegenstandes, kann nun aber nach verschiedenen Richtungen gehen, oder verschiedene Seiten am Gegenstand »meinen«. Oder: — Ich kann den Gegenstand nach verschiedenen Seiten hin apperzipieren. Daraus ergibt sich das Bewußtsein von Forderungen verschiedenen Inhaltes.

Ich apperzipiere einmal den Gegenstand lediglich qualitativ. Dann erlebe ich die Forderung des Gegenstandes, als ein bestimmt beschaffener vorgestellt zu werden. Ich »stelle« etwa einen goldenen Berg »vor«. Auch hier ist, wie bei allen Vorstellungen, die nicht Halluzinationen sind, in Wahrheit »vorgestellt«, d. h. mir als Vorstellungsinhalt gegenwärtig, etwas Abgeblaßtes, Schattenhaftes, das mit einem goldenen Berg nur geringe Ähnlichkeit hat. Dieser Inhalt repräsentiert mir aber den Gegenstand, »goldener Berg« genannt. Er ist eine Abschlagszahlung für ihn. Und dies heißt: Vorgestellt, oder als vorgestellter Inhalt da sein müßte der Gegenstand, jener müßte mit diesem qualitativ sich decken, jener müßte also ein richtiger goldener Berg sein; d. h. der Vorstellungsinhalt müßte so beschaffen sein, wie ein goldener Berg beschaffen wäre,

wenn es solche gäbe, und ich sie wahrnähme; der »vorgestellte Berg«, d. h. das Bild, das ich von dem Berge habe, müßte vollen Wahrnehmungscharakter haben, müßte vor mir stehen wie ein wahrgenommener, mit allen Merkmalen eines wahrgenommenen.

Daran hindert nicht der Umstand, daß der goldene Berg willkürlich von mir vorgestellt, also das Vorstellen desselben lediglich meine Sache oder Sache meiner Willkür ist. Daß goldene Berge, wenn es solche gäbe, diese bestimmt beschaffenen Dinge wären, dies ist eben doch nicht meine Sache, sondern ist mir durch die Welt der Gegenstände vorgeschrieben. Es ist mir vorgeschrieben durch Wahrnehmungserlebnisse, wahrgenommene Berge und wahrgenommenes Gold. Es ist mir also auch, falls ich einen goldenen Berg vorstelle, vorgeschrieben, wie ich ihn vorstellen »müßte».

Dies »müßte« ist die Forderung des Gegenstandes. Mein Bewußtsein davon ist die Anerkennung derselben. Es ist das Bewußtsein des Rechtes des Gegenstandes, nicht nur in dem unzulänglichen Bilde, das ich von ihm tatsächlich habe, vorgestellt zu werden, sondern in der Qualität, die ihm nach Aussage jener Wahrnehmungserlebnisse zukommt. Es ist ein Bewußtsein der Geltung dieser Qualität.

So stellt überhaupt jeder Gegenstand, den ich vorstelle, die Forderung, so vorgestellt zu werden oder als Bewußtseinsinhalt für mich da zu sein, wie er ist. Das Bewußtsein, daß er »so ist«, daß ihm diese Beschaffenheit »zugehört«, oder daß dieselbe von ihm »gilt«, ist eben das Bewußtsein oder die Anerkennung einer solchen Forderung. Daß ich mit einem Vorstellungsinhalte nicht irgend etwas, sondern diesen qualitativ bestimmten Gegenstand meine oder denke, dies schließt jedesmal die Anerkennung in sich, daß das Vorgestellte dieses qualitativ Bestimmte sein »müßte«; oder daß diese qualitative Bestimmtheit das unbedingte Recht hätte, die qualitative Bestimmtheit des von mir Vorgestellten, oder meines Vorstellungsinhaltes, zu sein.

Empirische und Wertapperzeption. Beziehungsapperzeption.

Die qualitative Apperzeption, die dies Bewußtsein der Geltung einer Qualität ergibt, ist die beobachtende, konstatierende, in der Beschreibung sich betätigende.

Dieser nun tritt gegenüber die empirische Apperzeption. In ihr frage ich nicht nach dem Recht oder der Geltung einer Qualität, sondern nach dem Rechte des Daseins eines qualitativ Bestimmten für mich. Ich frage, ob dies Dasein des Gegenstandes, oder sein Vorgestelltsein, im Gegenstand gegründet, durch ihn gefordert ist, kurz sachliches Recht oder sachliche Geltung hat.

Die Antwort darauf ist das Bewußtsein der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des vorgestellten Gegenstandes. Das Bewußtsein der Wirklichkeit ist das Bewußtsein, daß das Vorgestelltsein des Gegenstandes sein Recht ist, daß — nicht die Qualität eines Gegenstandes, sondern die Vorstellung desselben gilt oder sachlich begründet ist. Es ist das Bewußtsein der objectiven, d. h. eben der dem Gegenstand zukommenden, oder das Bewußtsein seiner eigenen, Existenz.

Die objektive Qualität, oder die Qualität des Gegenstandes, ist die Qualität, die dem Gegenstand an sich oder für sich zukommt, im Gegensatz zur Qualität, die ihm in meinem Bewußtsein, d. h. die meinem entsprechenden Bewußtseinsinhalt zukommt. Die letztere ist eine subjektive, oder für mich bestehende Qualität. In gleicher Weise ist die objektive Existenz die Existenz des Gegenstandes an sich oder für sich, im Gegensatz zum bloßen Dasein für mich.

Neben jener qualitativen und dieser empirischen steht endlich drittens die Wertapperzeption. Ich betrachte den Gegenstand nach seiner Wertseite, frage danach, was er für mich bedeutet, fasse ihn in seiner Beziehung zu meiner wertenden Persönlichkeit, und gewinne auf Grund davon das Bewußtsein des objektiven, d. h. des dem Gegenstand eigenen Wertes; oder des Wertes, den der Gegenstand an sich hat. Dies ist nichts anderes als das Bewußtsein, welche Wertung der Gegenstand »fordert«, oder welche Wertung von ihm »gilt«.

Wird aus dem Werten das Wollen, so verwandelt sich die Forderung des Wertens in die Forderung des Wollens. Hiefür haben wir einen besonderen Namen. Das vom Gegenstand oder das sachlich geforderte Wollen ist das »Sollen«. Davon später.

Die drei Fragen: nach der Qualität eines Gegenstandes, nach seinem Dasein, und seinem Wert, oder die drei Apperzeptionsrich-

tungen, die Richtungen der qualitativen, der empirischen und der Wertapperzeption, bezeichnen die drei Grundfragen, die ich an einen Gegenstand stellen kann, bzw. die drei möglichen Grundrichtungen meiner Apperzeption.

Der Gegensatz dieser drei Richtungen wird aber schließlich gekreuzt von einem Gegensatz zwischen zwei weiteren Möglichkeiten: Ich apperzipiere einen Gegenstand für sich, oder ich setze ihn apperzipierend in Beziehung zu anderen.

Und aus dieser letzteren Apperzeption entsteht mir das Bewußtsein neuer Forderungen, nämlich das Bewußtsein des Gefordertseins oder der Gültigkeit von Beziehungen oder Relationen, oder das Bewußtsein der objektiven Relationen, und zwar der Reihe nach: das Bewußtsein der objektiven qualitativen, einschließlich der räumlichen und zeitlichen Relationen — z. B. der Relation der Ähnlichkeit —; das Bewußtsein der objektiven empirischen Relationen oder der Beziehungen zwischen wirklichen Gegenständen — z. B. der Kausalbeziehung —; und endlich das Bewußtsein der Beziehung zwischen objektiven Werten. — Davon soll hier zunächst nicht weiter die Rede sein.

VI. Kapitel: Arten der Apperzeption.

Einzel- und Einheitsapperzeption.

Die Apperzeption ist eine Heraushebung des apperzipierten Gegenstandes aus dem allgemeinen psychischen Lebenszusammenhang. Darin liegt zweierlei: Die Hervorhebung und die Sonderung oder Verselbständigung. Hier findet sogleich wiederum der Begriff der Objektivität seine Stelle. Ist die Verselbständigung durch die Natur des Gegenstandes gefordert, dann ist der Gegenstand objektiv oder an sich selbständig. Ein solcher Gegenstand ist der Mensch, der Baum. Dieser Selbständigkeit steht gegenüber meine willkürliche Verselbständigung. Ich verselbständige etwa in meinen Gedanken, oder in meiner Apperzeption, die Farbe eines Gegenstandes, d. h. betrachte sie für sich, unter Abstraktion von der Form desselben.

Die absolute Verselbständigung ist die Vereinzelung. In ihr entsteht der Begriff des Einzelnen oder des numerisch Einen.

Ich apperzipiere nun aber nicht nur Einzelnes, sondern setze es auch, wie soeben schon bemerkt, zu Anderem in gedankliche Beziehung. Dies schließt jederzeit eine apperzeptive Vereinigung in sich: Ich vollziehe eine »Einheitsapperzeption«. Diese unterliegt dem Gesetz der Einheitsapperzeption: Ein Mehreres, das geichzeitig apperzipiert werden soll, muß in einen einzigen Akt der Apperzeption zusammengeschlossen — sozusagen von einem einzigen »Griff« derselben umfaßt — werden. Dies Gesetz ergibt sich von selbst aus der Tatsache der Einheit des unmittelbar erlebten Ich. Vielmehr, es ist diese Tatsache. Was das einheitliche Ich zumal erfaßt, ist eben damit zusammengefaßt.

Und dadurch ist es zur Einheit geworden. Zugleich ist hiermit der Sinn aller Einheit bezeichnet. Alle Einheit der Welt entsteht durch solches Zusammenfassen, verdankt also ihr Dasein der Einheit des Ich.

Dies hindert doch nicht, daß solche Einheit wiederum dem Gegenstande zukomme, oder objektive Einheit sei. Sie ist es, sofern die Gegenstände die Einheitsapperzeption fordern. Diese Forderung ist, wie jede Forderung, eine Bestimmtheit an dem Gegenstande. — So ist etwa der Baum, auch die Melodie, eine objektive Einheit.

Dieser objektiven steht gegenüber die subjektive Einheit, die durch willkürliches Zusammenfassen entsteht, etwa beliebiger Sterne zu einem Sternbild.

*Der Einheit jenes unmittelbar erlebten Ich liegt aber zugrunde die reale Einheit des Individuums oder der Persönlichkeit. In der Einheitsapperzeption betätigt sich also das Individuum als reale Einheit. So können wir auch sagen: Das Gesetz der Einheitsapperzeption ist der unmittelbare Ausdruck für die reale Einheit der Persönlichkeit.

Die Einheitsapperzeption eines Mehrfachen hindert nun nicht die gleichzeitige, selbständige, oder relativ selbständige Apperzeption des Einzelnen, das in diesen einen Akt befaßt ist. Mehrere einzelne Akte derApperzeption können einem einzigen Akt unter- oder eingeordnet sein. Das Bewußtseinserlebnis eines solchen Stattfindens mehrerer Apperzeptionsakte in einem einzigen ist das Bewußtsein der Mehrheit oderU nterschiedenheit. Und umgekehrt, dies Bewußtsein ist

niemals etwas anderes, als jenes Erlebnis. Alles Unterschiedensein ist ein solches apperzeptives Geschiedensein.

In solcher Mehrheitsapperzeption erweist sich jenes eine Ich zugleich als in sich teilbar oder differenzierbar: Der eine Akt geht in mehrere auseinander, oder schließt mehrere in sich; das Ich ist einheitlich und doch zugleich mehrfach bezogen und bestimmt.

Auch die Mehrheit oder Unterschiedenheit kann eine objektive und eine subjektive sein. Sie ist jenes, soweit die Gegenstände die Verselbständigung fordern, dies, wenn und soweit ich dieselbe willkürlich vollziehe. Denke ich nebeneinander zweimal, was identisch ist, etwa den Sieger von Jena und den Besiegten von Waterloo, so ist die Scheidung absolut subjektiv.

Numerische und komplexe Einheitsapperzeption.

Wir müssen nun aber zwei grundsätzlich verschiedene Arten der Einheitsapperzeption einander gegenüberstellen. Sie sind: die numerische Einheitsapperzeption, und die komplexe oder die vereinheitlichende Apperzeption. In jener entstehen die Kollektiva von Gegenständen, die Anzahlen, Mengen; in dieser die komplexen Gegenstände. Ein Beispiel jener ist: »drei Bäume«. Ein Beispiel dieser: »die Gruppe aus drei Bäumen«; oder auch »der Baum«.

*In der numerischen Einheitsapperzeption sind die Teilgegenstände »vereinzelt«, d. h. durchaus für sich apperzipiert. Das numerische Element oder das Element der numerischen Einheit, das Eins, entsteht, wie schon oben angedeutet, in der absolut verselbständigenden, oder der reinen Einzelapperzeption. Im Kollektivum »drei Bäume« etwa ist jeder Baum durchaus für sich aufgefaßt, ohne daß ich dasjenige, was die Bäume objektiv verbindet, irgendwie mit hereinnehme.

*Und diese absolut verselbständigende oder isolierende Einzelapperzeption wird nun in der umfassenden Einheitsapperzeption »drei Bäume« oder »Dreizahl von Bäumen« nicht aufgehoben. Dieselbe vereinheitlicht in keiner Weise die Bäume; sie sagt nichts von Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Bäume, von räumlicher Nähe oder räumlicher Ferne, von Wirklichkeitsbeziehungen, etwa darüber, ob der eine Baum Ursache, der andere Wirkung sei usw.

Dies aber ist nur möglich, wenn die zusammenfassende Apperzeption hier gar nicht auf die so oder so näher bestimmten Gegenstände sich bezieht, sondern nur auf die Gegenstände, sofern sie überhaupt Gegenstände, und zwar einzelne oder isolierte Gegenstände sind. Und da die isolierten Gegenstände für mich entstehen durch die isolierende Apperzeption, so kann ich sagen: Die numerische Einheitsapperzeption faßt isolierende Apperzeptionsakte oder Denkakte zusammen: Doch diese wiederum nicht als meine Akte oder meine Aktionen, sondern sofern darin etwas gedacht ist. Sie ist Zusammenfassung von isolierten »Etwasen«. Das »Etwas« ist ein Gegenstand überhaupt. D. h. es besagt, daß ein Apperzeptionsakt vollzogen ist — bzw. vollzogen werden kann — ohne irgendwelche Bestimmung, welcher Art das Apperzipierte ist.

*Statt aller solcher Wendungen sagen wir schließlich: Die numerisch zusammenfassende Apperzeption faßt »Einse «zusammen. Drei ist dreimal Eins. Daher denn auch die Dreiheit dieselbe Dreiheit ist, welche d. h. wie beschaffene Gegenstände auch immer zusammengefaßt werden mögen. Daß die »drei Bäume« eben Bäume sind, ist für die numerische Einheitsapperzeption, also die Dreiheit, zufällig.

*Dagegen ist die Apperzeption der Elemente der komplexen Einheit immer nur eine relativ verselbständigende. Der umfassende Akt umspannt hier nicht die verselbständigenden oder vereinzelnden Akte, sondern er durchdringt sie, oder enthält sie in sich. Diese sind jenen nicht untergeordnet, sondern eingeordnet, oder sie sind in sie eingewoben oder eingeflochten. Der Akt der Einheitsapperzeption breitet sich, in stetigem Zug Element zu Element hinzunehmend, über die Elemente aus. Während bei den Kollektiva zu den einzelnen isolierenden Akten ein neuer Akt, nämlich der »umspannende«, ohne die Isoliertheit jener Akte aufzuheben, hinzutritt, ist bei der komplexen Apperzeption der eine umfassende Akt durch die einzelnen Akte in sich selbst differenziert oder gegliedert. Will man ein Bild, so denke man sich das eine Mal mehrere durch Zwischenräume voneinander getrennte Kreisbogen von einem neuen weiteren Kreisbogen umfaßt; ein anderes Mal mehrere Kreisbogen in Form eines Kreisbogens aneinander gefügt, so daß sie einen einzigen Bogen, aber mit bogenförmigen Ausbauchungen, bilden, oder eine

Gesamtwelle, die in sich mehr oder minder heraustretende Wellengipfel zeigt. Jenes ist das Bild der numerischen, dies ist das Bild der komplexen Einheitsapperzeption. Zugleich versinnlicht das Aneinander der Bogen einerseits, die Gesamtwelle andererseits, den Gegensatz der Arten der komplexen Einheitsapperzeption, die nachher zu unterscheiden sein werden, der Verflechtung und der Verwebung.

*Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß die durch die numerische Einheitsapperzeption geschaffene Einheit immer dieselbe gradlose Einheit ist. Dagegen kann die komplexe Einheitsapperzeption unendlich viele Weisen und Grade der Vereinheitlichung, bzw. Selbständigkeit der Teile in sich schließen.

*Hiermit verbinden sich weitere Unterschiede. Kollektiva sind nicht neue Gegenstände, im Vergleich mit den einzelnen Gegenständen, die in ihnen zur Einheit zusammengefaßt sind. Ein komplexer Gegenstand dagegen ist jederzeit im Vergleich mit seinen Teilgegenständen ein neuer. Er ist mehr, und etwas qualitativ anderes als die Summe seiner Teile. Er stellt neue Forderungen. »Drei Bäume« fordern keine Prädikate, die nicht jedem der einzelnen Bäume zukommen. Die Baumgruppe oder der Baum aber fordert Prädikate, die keiner seiner Teile — die einzelnen Bäume, bzw. die Äste, Zweige usw. — fordert. Keiner der Teile des Baumes, sondern nur der Baum, bringt die Blüten und Früchte hervor. Oder ein Beispiel, das einer anderen Sphäre angehört: Das Dreieck fordert die Winkelsumme = 2 R, während keiner seiner Teile eine solche Forderung stellt. Demgemäß wurde denn auch oben geflissentlich nicht von kollektiven »Gegenständen«, sondern von »Kollektiva von Gegenständen« geredet.

*Noch in einer dritten Hinsicht endlich treten sich numerische und komplexe Einheitsapperzeption gegenüber. Die erstere kann, da sie mit der Beschaffenheit der numerisch zusammengefaßten Gegenstände nichts zu tun hat, auch nicht durch die Gegenstände gefordert sein. Sie ist also jederzeit eine willkürliche oder subjektive. Dagegen ist die komplexe Einheitsapperzeption, oder die Einheitsapperzeption, in welcher die komplexen Gegenstände entstehen, jederzeit irgendwie objektiv oder in den vereinheitlichten Gegenständen begründet. Die Begründung

liegt in demjenigen, was die Vereinheitlichung oder Komplexion ermöglicht. So ist die Zusammenfassung von beliebigen Sternen zu einem Sternbilde — freilich willkürlich, das Ergebnis also eine subjektive Einheit, sofern ich eben beliebige Sterne zusammenfasse. Aber sie ist doch zugleich in den räumlichen Beziehungen zwischen den Sternen, welche die Vereinheitlichung ermöglichen, begründet. Sie ist demgemäß eine anders beschaffene Einheit, je nach der Natur dieser räumlichen Beziehungen.

Verwebung und Verflechtung.

*Der vorhin ausgesprochene Satz, die komplexe Einheitsapperzeption könne unendlich verschiedene Weisen und Grade der Vereinheitlichung in sich schließen, erfordert einen Zusatz: Wir müssen jetzt ausdrücklich die oben bereits angedeutete Unterscheidung zweier Möglichkeiten dieser Einheitsapperzeption vollziehen; nämlich die Unterscheidung zwischen Verwebung und Verflechtung. Der Gegensatz zwischen beiden ist der Gegensatz der qualitativen — einschließlich der räumlichen und zeitlichen — Zusammengehörigkeit, und der Zusammengehörigkeit, die wir im Gegensatze dazu als die einfach tatsächliche Zusammengehörigkeit bezeichnen könnten.

Die Vereinheitlichung, in der, oder soweit in ihr Ähnlichkeit oder qualitative Übereinstimmung das Vereinheitlichende ist, bezeichnen wir als qualitative »Verwebung«. Diese ist rein qualitative, oder zugleich räumliche und zeitliche Verwebung, d. h. Einfügung eines räumlich oder zeitlich Geschiedenen in ein räumliches oder zeitliches Kontinuum. Dieser Verwebung steht gegenüber die Komplikation oder Verflechtung, d. h. die Vereinheitlichung des qualitativ Disparaten. Damit ist zugleich die räumliche und zeitliche Verwebung ausgeschlossen. Eine Verbildlichung des Gegensatzes zwischen Verwebung und Verflechtung wurde oben S. 66 f. versucht. Ein Beispiel der rein qualitativen Verwebung ist der Akkord, ein Beispiel der qualitativen und zeitlichen die Melodie, ein Beispiel der qualitativen und räumlichen ein Baum oder ein Wald.

Auch die Komplikationen erfordern eine Untereinteilung. Sie sind apriorische oder empirische. Der ersteren Art ist der Klang mit seiner Höhe, Stärke, Klangfarbe; richtiger: die Einheit dieser

Merkmale im Klang; der zweiten Art ist die Einheit der Süße, Härte usw. in einem Stück Zucker. Die zum Ganzen verwobenen Teile nennen wir zum Unterschied von den Teilen oder Elementen der Anzahl, kurz den numerischen Teilen, »Bestandteile«, die »Teile« der Verflechtung sind die Merkmale oder Eigenschaften.

*Die Verflechtung nun kennt ebenso wie die Zusammenfassung zur numerischen Einheit keine Grade. Die Verwebung kann in unendlich verschiedenen Graden geschehen. Die absolute Verwebung ist die intensive Verschmelzung. Davon nachher.

*Doch ist wohl zu beachten, daß es sich hier um Grade der Einheitlichkeit der Gegenstände handelt. In dem Ding, Stück Zucker genannt, etwa gehören die Eigenschaften, die Süße, die Härte usw., nicht mehr oder minder zusammen, sondern sie gehören einfach zusammen. Ebenso gibt es kein Mehr oder Minder der Einheit oder Zusammengehörigkeit der Merkmale des Tones. Dagegen können die Töne einer Melodie in der Melodie »innerlich« mehr oder minder zusammengehören; die qualitative Einheitlichkeit der Melodie kann viele Grade haben. Und die Einheit der Teile eines Baumes ist jederzeit eine größere oder innigere, als die Einheit der Teile eines Waldes oder eines Sternbildes usw.

*Dies schließt doch nicht aus, daß auch bei der Verflechtung die Zusammengehörigkeit der »Teile«, d. h. der Eigenschaften oder Merkmale, subjektiv eine größere oder geringere ist, daß ihre Zusammengehörigkeit mir in einem Falle selbstverständlicher oder geläufiger ist als in einem anderen, kurz, daß in mir der Zusammenhang inniger und weniger innig geknüpft ist.

*Hierin besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Verflechtung und der numerischen Einheitsapperzeption, bei welcher auch von subjektiver Verschiedenheit der Vereinheitlichung keine Rede ist: Ich fasse Gegenstände zur numerischen Einheit zusammen, oder ich unterlasse es.

Wie die Einzelapperzeption, so hat auch die komplexe Einheitsapperzeption die beiden Seiten: Sie ist Hervorhebung und damit zugleich Heraussonderung des Apperzipierten, Loslösung von Anderem, Verselbständigung. Die Vereinheitlichung einerseits, diese Loslösung andererseits, bedingen unsere Orientierung in der Welt der Gegenstände.

Es ist unrichtig, zu sagen, daß wir einen Ton »empfinden«; noch mehr, daß wir eine Linie »sehen«, wenn nicht in dem »Empfinden« und »Sehen« die Heraussonderung durch die Einzelapperzeption, bzw. durch die zusammenfassende Einheitsapperzeption unmittelbar mitgedacht ist. Sondern der Ton wird für mich zu diesem einzelnen Objekt erst durch meine apperzeptive Besonderung. Und die Linie entsteht für mich, indem ich, am Leitfaden der räumlichen Nachbarschaft und der qualitativen Übereinstimmung der Teile der Linie, apperzipierend Teil zu Teil hinzunehme und zusammen festhalte, und damit zugleich von der Umgebung lostrenne. Das so geschaffene Ganze bleibt dann als solches im Gedächtnis und kann durch neue vereinheitlichende Apperzeption immer inniger vereinigt und immer mehr verselbständigt werden.

Andererseits entstehen komplexe Gegenstände für uns, indem wir Wahrnehmungselemente in der Erfahrung zusammenfinden und immer wieder zusammenfinden, während umgebende Wahrnehmungselemente wechseln. Es entstehen für uns Dinge und konstante Zusammenhänge von Dingen. Unser »Wahrnehmen«, d. h. unser geistiges Erfassen von Objekten oder Zusammenhängen ist ein beständiges Zusammenlesen von Elementen und ein Herauslesen und Herauslösen des so gewonnenen Ganzen aus dem unmittelbar gegebenen Gewebe. Das einfachste Beispiel dieses Sachverhaltes ist das Lesen. Wie Worte und Sätze, so müssen wir auch die Dinge und Zusammenhänge lesen, und — lesen *lernen*.

Erst recht irrig ist es, zu sagen, daß wir durch den bloßen Gebrauch der Sinne zur Wahrnehmung von »*Formen*« gelangen. Formen sind Weisen der Relation der Teile zueinander. Auch solche Relationen entstehen in der Einheitsapperzeption. »Relationen« sind die Weisen, wie in der Einheitsapperzeption die zusammenapperzipierten Elemente sich zueinander stellen oder verhalten. Sie sind Weisen des Zusammengegriffenseins *durch mich*. Sie sind darum doch objektiv oder dem Gegenstand angehörig, sofern der Gegenstand diese Weisen des Zusammengreifens fordert. Davon später.

Psychische Gesamtvorgänge. Gesetz der Vereinheitlichung.

Die Gegenstände, so wurde oben gesagt, sind die Gegenstandsseite eines psychischen Vorganges. Wir nennen diesen in der Folge kurz, obzwar ungenau, die »Vorstellung des Gegenstandes«. Genauer müßten wir sagen: der Vorgang — der Wahrnehmung oder Vorstellung —, in welchem der Gegenstand gedacht ist.

Der Forderung des Gegenstandes nun geht parallel die Wirkung dieser »Vorstellung«. Die Apperzeption, durch welche der Gegenstand für mich entsteht, und demnach auch erst die Forderung für mich ins Dasein tritt, ist, so wurde gesagt, Kraftaneignung seitens des Vorganges. Solche Kraftaneignung ist aber gleichbedeutend mit Wirksamwerden im psychischen Lebenszusammenhang. Also ist die Apperzeption eines Gegenstandes notwendig zugleich ein entsprechendes Wirksamwerden des »Vorganges, in welchem der Gegenstand gedacht ist«.

Die Einheitsapperzeption, durch welche für mich die komplexen Gegenstände entstehen, ist aber zugleich die Schaffung komplexer »Vorstellungen«. Der Vereinheitlichung der Gegenstände entspricht, vielmehr liegt zugrunde, die Vereinheitlichung ihrer Vorstellungen, die Herstellung eines einheitlichen Vorganges, einer »Gesamtwelle«. Und dieser einheitliche Vorgang ist ein neuer, so wie der komplexe Gegenstand ein neuer Gegenstand. Wie dieser neue Forderungen stellt, so übt jener neue Wirkungen. Das Dreieck, so sagte ich, fordert das Prädikat »Winkelsumme = 2R«, das keiner seiner Teile fordert. Andererseits kann mich die Betrachtung des Dreieckes an die Tatsache, daß seine Winkelsumme = 2R ist, erinnern; sie kann diese psychische Wirkung üben. Dies ist eine spezifische Wirkung der komplexen Vorstellung des Dreiecks.

So üben überhaupt die Vorstellungen komplexer Gegenstände eigenartig neue psychische Wirkungen. Sie wecken Vorstellungen, veranlassen Fragen, lösen Urteile aus, welche die in ihnen vereinheitlichten Teilvorgänge für sich allein nicht ins Dasein rufen würden.

*Dabei ist auf das bestimmteste der Gegensatz zwischen diesem Wecken, Auslösen, Veranlassen, kurz diesen psychischen Wirkungen, und den Forderungen festzuhalten. Beide, die Wirkungen und die Forderungen, sind an sich etwas völlig Unvergleichbares,

völlig verschiedenen Welten Angehöriges. Auch die »Fällung« eines Urteiles, zu welcher mich die Vorstellung eines Gegenstandes veranlaßt, ist eine psychische Wirkung dieser Vorstellung; und demgemäß etwas absolut Anderes als das gefällte Urteil, d. h. das Geltungsbewußtsein oder Bewußtsein der Forderung, daß etwas vorgestellt werde. Dies hindert doch nicht, daß auch hier mit der »Forderung« die »Wirkung« Hand in Hand geht. — Im übrigen komme ich auf diesen Punkt noch zurück.

Und eben dadurch nun, daß die Vorstellung eines komplexen Gegenstandes Wirkungen übt, die nicht Wirkungen der Teilvorstellungen sind, oder aus diesen sich zusammensetzen, erweist sich diese Vorstellung als eine eigenartig neue. Die Teilvorgänge oder die Vorstellungen der Teilgegenstände sind zu einer solchen vereinheitlicht. Vielmehr, daß die Vorstellung des komplexen Gegenstandes eigenartig neue Wirkungen hervorbringt, und daß sie eine eigenartig neue Vorstellung ist, dies besagt Eines und Dasselbe.

Es entsprechen aber nicht nur den komplexen Gegenständen vereinheitlichte Gesamtvorgänge, sondern das Gleiche gilt auch von den Kollektiven von Gegenständen. D. h.: Jede Einheitsapperzeption überhaupt schafft einheitliche Gesamtvorgänge. Auch die numerische Einheitsapperzeption ist eben doch Einheitsapperzeption: Ein einziger Akt der Apperzeption umfaßt mehrere Akte. Dieser einzige Akt aber ist ein einheitliches psychisches Geschehen, d. h. es liegt dem Bewußtseinserlebnis desselben ein solches zugrunde.

*Auch wenn ich »drei Bäume« vorstelle, vereinigen sich die Vorstellungen der einzelnen Gegenstände zu einem Gesamtvorgange. Dies zeigt sich auch hier darin, daß mit dem Bewußtsein von einem solchen Kollektivum eigenartig neue psychische Wirkungen Hand in Hand gehen. Drei Bäume fordern, wie oben gesagt, nicht andere Prädikate als jeder einzelne Baum für sich. Aber die Vorstellung derselben wirkt anders, beispielsweise auf mein Gefühl; oder die Dreiheit der Bäume erinnert mich an andere Dreiheiten. In jedem Falle läßt sie in mir die Vorstellung des Wortes »Drei Bäume« entstehen, zu welcher die einzelnen Bäume keinen Anlaß geben. Auch dies ist eine »Wirkung« der komplexen Vorstellung.

Im folgenden haben wir es nun für eine Zeitlang nicht mehr zu

tun mit den Gegenständen, sondern mit den psychischen Vorgängen oder den Vorstellungen der Gegenstände; also auch nicht mit den Forderungen jener, sondern mit den Wirkungen dieser. Solange aber dies der Fall ist, kann nach dem Gesagten der Gegensatz der numerischen und der komplexen Einheiten außer Acht gelassen werden. Ich denke freilich vorzugsweise an die letzteren, schließe aber die ersteren, soweit es der Natur der Sache nach angeht, mit ein.

Die Vereinigung zu einem Gesamtvorgang, wie sie nach dem Gesagten in jeder Einheitsapperzeption liegt, gehorcht in jedem Falle dem allgemeinen Gesetze der Vereinheitlichung, das neben jenes obige »Gesetz der Einheitsapperzeption« tritt: Sind verschiedene Vorgänge in mir gleichzeitig gegeben, oder erlebe ich gleichzeitig ein Mannigfaches, das auf die psychische Kraft und das Apperzipiertwerden zumal Anspruch erhebt, so besteht die Tendenz möglichst inniger Vereinheitlichung dieses Mannigfachen. Jener simultane Ausspruch schließt diese Tendenz der möglichsten Vereinheitlichung unmittelbar in sich.

Diesem Gesetz steht gegenüber das schon erwähnte Gesetz der Besonderung: In jedem psychischen Vorgang liegt die Tendenz, auf Kosten aller anderen apperzeptiv herauszutreten, und eben damit von allen sich zu besondern.

Das Ergebnis der Wechselwirkung dieser beiden Tendenzen hängt jedesmal ab von den besonderen Umständen. Zunächst von den Einheitsbeziehungen. Je inniger die Einheitsbeziehungen zwischen simultan gegebenen Vorgängen oder Teilvorgängen, desto mehr ermöglichen sie die apperzeptive Vereinheitlichung, und desto inniger wird diese demgemäß.

Die Einheitsbeziehungen, die hier in Frage kommen, sind uns bekannt. Sie sind zunächst die allgemeinen Einheitsbeziehungen aller gleichzeitigen psychischen Vorgänge untereinander. Dazu treten zweitens die apriorischen Einheitsbeziehungen. Endlich drittens die Einheitsbeziehungen, die in den Assoziationen gegeben sind, den Assoziationen der Ähnlichkeit, einschließlich der »antithetischen Einheitsbeziehungen«, und der Erfahrung. Auch hier wiederum rechne ich die räumlichen Zusammenhänge jenen zu.

Assimilation. Relativitätsgesetz.

Jede Vereinheitlichung von Erlebnissen oder psychischen Vorgängen ist aber zugleich eine Assimilation und gehorcht dem Gesetz derselben: Teile eines Ganzen verlieren im Ganzen nach Maßgabe der Innigkeit der Einheitsbeziehungen und des Umfanges des Ganzen ihre Selbständigkeit. Oder: Sie verlieren sich ineinander und im Ganzen.

Diese Assimilation hat wiederum zwei Seiten, eine qualitative und eine quantitative. Jedes komplexe Ganze, so sahen wir vorhin, ist gegenüber den Teilen ein Neues, d. h. ein qualitativ Anderes, mit neuen psychischen Wirkungen. Der Dreiklang etwa übt eine Wirkung, z. B. eine Gefühlswirkung, die nicht die Wirkung des einen Klanges ist, vermehrt um die Wirkung des zweiten, und weiter vermehrt um die Wirkung des dritten Klanges, sondern eben die eigenartig neue Wirkung des Ganzen.

Und in dieser Wirkung des Ganzen nun und zugunsten derselben verschwinden die Wirkungen, welche die einzelnen Teile für sich üben würden, oder gehen darin auf, in dem Maß als die Einheitlichkeit des Ganzen eine innige ist, zugleich nach Maßgabe des Umfanges des Ganzen. Ist die Einheitlichkeit eine minder innige, so gewinnt die Wirkung der Teile innerhalb der Wirkung des Ganzen selbständigere Bedeutung. So wirken etwa in der Melodie die einzelnen Elemente in höherem Grade für sich, als im Zusammenklang. Es üben vor allem die Gruppen musikalisch zusammengehöriger Töne der Melodie eine relativ selbständige Wirkung. Auch diese Wirkung ist doch eingeordnet und untergeordnet der einheitlichen Wirkung des Ganzen.

Neben dieser qualitativen Seite der Assimilation steht aber die quantitative. Hier gilt das »Gesetz der Quantität in psychischen Gesamtvorgängen«: Die Teile eines Ganzen verlieren sich quantitativ, d. h. sie erleiden Einbuße an der Größe ihrer eigenen Fähigkeit, auf mich und in mir zu wirken, an ihrer Eindrucksfähigkeit, kurz ihrer psychischen Quantität oder Größe; wiederum nach Maßgabe der Innigkeit der Einheitsbeziehungen und nach Maßgabe des Umfanges des Ganzen. Damit mindert sich

zugleich die Eindrucksfähigkeit des Ganzen im Vergleich mit derjenigen, die sich ergäbe, wenn die Eindrucksfähigkeiten, welche die einzelnen Teile für sich oder als isolierte Erlebnisse besitzen oder besäßen, sich summierten. D. h. die Eindrucksfähigkeit des Ganzen wird zu einem um so geringeren Bruchteil dieser Eindrucksfähigkeit, je mehr die Teile vereinheitlicht und je größer der Umfang des Ganzen ist.

Nehmen wir an, die Teile seien einander gleich, und die Vereinheitlichung überall dieselbe, dann heißt dies: Die Eindrucksfähigkeit des Ganzen wächst durch den Hinzutritt eines Teiles um so weniger, in ein je größeres Ganze dieser Teil sich verliert. Daraus ergibt sich das Gesetz der Relativität der psychischen Quantität: Wachstum eines Ganzen — von der bezeichneten Art — um gleiche Teile ist ein um so geringeres Wachstum der psychischen Quantität des Ganzen, je größer dies Ganze ist. Und umgekehrt: Soll die psychische Quantität oder die Eindrucksfähigkeit gleichartiger, aber hinsichtlich ihres Umfanges verschiedener Ganzen von der bezeichneten Art in gleichem Maße wachsen, so muß bei jedem der Ganzen der Zuwachs der Größe des Ganzen entsprechen; oder kurz: Das Wachstum der psychischen Größe eines solchen Ganzen ist ein gleich großes, wenn es ein Wachstum ist um relativ gleich große Teile.

So erscheint das Wachstum einer Einwohnerzahl von 1000 auf 1200 als ein gleich großes Wachstum, d. h. es ist gleich eindrucksfähig, gleich »imponierend«, wie das Wachstum einer Einwohnerzahl von 10000 auf 12000 in der gleichen Zeit.

Hierhin gehört auch das Webersche Gesetz. Dasselbe besagt: Das Wachstum einer Empfindungsintensität erscheint als ein gleich großes, wenn die Reize um relativ gleiche Größen wachsen. Dies Gesetz ist nichts als ein Spezialfall des bezeichneten allgemeinen Relativitätsgesetzes. Es ist also, allgemein gesagt, ein Apperzeptionsgesetz.

Nehmen wir an, zwei Reizquanta, etwa diejenigen, die zwei verschieden lauten Tönen zugrunde liegen, verhalten sich wie 1 : 2. Jenes zerlegen wir in Gedanken in m gleiche Teilreize. Dann schließt dieses 2 m solche Teilreize in sich. Jedem dieser Teilreize nun entspricht eine gleiche psychische Teilerregung oder ein gleicher

psychischer Teilvorgang. Diese Teilvorgänge aber werden bei jedem der Töne zu einem einzigen Gesamtvorgang. Und zwar ist die Vereinheitlichung hier die innigste: Die Teilvorgänge verschmelzen.

Wird nun das erste Reizquantum, also auch die erste psychische Erregung, um eine bestimmte Größe a vermehrt, so muß nach dem oben Gesagten das zweite Reizquantum um die Größe 2a vermehrt werden, wenn die psychische Größe der aus der Verschmelzung sich ergebenden Gesamterregung, oder des den beiden Tönen zugrunde liegenden Gesamtvorganges, in gleichem Grade wachsen soll. Nun ist die Lautheit der Töne der Ausdruck für die Quantität dieser psychischen Vorgänge. Es wächst also die Lautheit der beiden Töne in gleicher Weise, insbesondere gleich »merklich«, wenn die Reize um relativ gleiche Größen vermehrt werden.

Dieses Gesetz ist auf einigen Gebieten, nämlich den Gebieten der Schall-, Licht-, Druck- und Bewegungsempfindung innerhalb gewisser Grenzen als gültig nachgewiesen. Die Abweichungen jenseits der Grenzen müssen wir durch die Annahme erklären, daß die physikalischen Reize auf dem Wege zur Seele bald mehr bald minder Hemmungen zu überwinden haben, und damit eine bald größere bald geringere Einbuße ihrer Wirksamkeit erleiden.

Auf anderen Gebieten scheinen störende Einwirkungen, die in der Natur dieser Gebiete begründet liegen, den exakten Nachweis der Gültigkeit des Weberschen Gesetzes zu verbieten.

* Daß in der Tat, wie oben vorausgesetzt, gleichen Teilquanta eines Reizes gleiche Teilerregungen entsprechen, zeigen die nach der »Methode der mittleren Abstufung« angestellten Versuche. Bemüht man sich, den Ton II zu bestimmen, der zwischen zwei Tönen I und III hinsichtlich seiner Lautheit in der Mitte liegt, so ergibt sich, daß dieser Ton demjenigen Ton sich nähert, dessen zugehöriger Reiz die arithmetische Mitte bezeichnet zwischen den Reizen, die den Tönen I und III zugrunde liegen[1]).

[1]) Vgl. zum vorstehenden »Das Relativitätsgesetz der psychischen Quantität und das Webersche Gesetz« in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, Philos.-philol. Kl. 1902, Heft I. Im übrigen verweise ich auch hier wiederum auf Wundts »Grundzüge der physiologischen Psychologie«, 5. Aufl. Die obige Deutung des Weberschen Gesetzes, insbesondere die Fassung desselben als eines Apperzeptionsgesetzes, und die Rückführung auf ein allgemeines Relativitätsgesetz, stimmt im wesentlichen mit der seit lange von Wundt vertretenen Anschauung überein.

Weitere Beispiele der Assimilation. Gesetz der Gewohntheit.

In diesen Zusammenhang gehören im übrigen vielfache, zum Teil scheinbar weit voneinander abliegende Tatsachen. Ein Objekt unter vielen gleichen ist mir relativ bedeutungs- oder eindruckslos. Im Vergleich damit hat dasjenige, was einzig in seiner Art ist, das Unikum oder das Seltene, das Außerordentliche, kurz das, was mir nicht als eines unter vielen gleichen erscheint, erhöhte Eindrucksfähigkeit. Wir reden von einem Seltenheits- und können reden von einem Einzigkeitswert.

Oder: In einem räumlich begrenzten Objekt, einer gleichgefärbten Fläche etwa, »verlieren« sich die inneren Teile nach allen Seiten hin im Ganzen. Dagegen können die Grenzteile, die an eine von ihnen verschiedene Umgebung stoßen, in dieser Richtung nicht in gleichem Grade sich »verlieren«. Daher die Grenzteile für uns ein besonderes Gewicht, einen besonderen »Ton« oder Nachdruck haben.

Dem entspricht in einer Reihe sich folgender gleichartiger Objekte die besondere Eindrucksfähigkeit des ersten und letzten Elementes. Es besteht hier eine Tendenz der Initial- und der Finalbetonung. Diese hat u. a. unmittelbare Bedeutung für das Gedächtnis. Das erste und das letzte in einer Reihe von Objekten, die nebeneinander oder nacheinander vorgezeigt werden, Anfang und Ende eines Gedichtes, einer Erzählung usw., prägen sich besonders sicher ein.

Ein besonderer Fall jener Tendenz ist die Tendenz der Betonung des ersten und des letzten Elementes einer einfachen Verbindung von Taktschlägen oder Silben, woraus die einfachen rhythmischen Einheiten, die Trochäen, Jamben, Daktylen, Anapäste usw., hervorgehen. Darauf kommen wir zurück.

Damit gleichartig ist das besondere Gewicht der Priorität, d. h. die besondere Bedeutung, die für uns derjenige hat, der eine Leistung zuerst vollbracht, z. B. eine Entdeckung zuerst gemacht, einen Gedanken zuerst ausgesprochen hat; auch die besondere Bedeutung des Ersten eines Geschlechtes. Auch hier tritt der initialen Betonung eine finale Betonung gegenüber. Auch der Letzte eines Geschlechtes, oder derjenige, der eine Leistung zum letzten Mal vollbracht hat, steht uns besonders eindrucksvoll vor Augen.

Endlich und vor allem gehört in diesen Zusammenhang die »Abstumpfung« oder »Ermüdung« auf Grund der Gewohntheit oder des häufigen Erlebens eines Gegenstandes oder einer Tatsache. Diese Abstumpfung ist nichts anderes als jenes Sichverlieren oder jene Einbuße an Eindrucksfähigkeit, die jedem Teil eines Ganzen im Ganzen widerfährt. Das »Gewohnte« erleidet diese Einbuße nicht überhaupt, sondern innerhalb des Zusammenhanges, in dem es uns öfter begegnet ist, in den es also innig sich hat verweben können. Das Gewohnte bleibt eindrucksvoll, vielmehr es ist vermöge seiner »dispositionellen Energie« eindrucksvoller, als wenn es kein Gewohntes wäre, wenn es uns in ungewohntem Zusammenhange begegnet. Die Brille vor den Augen des Gelehrten fällt uns nicht auf. Die Brille vor den Augen eines Tieres würde uns in höchstem Maß auffallen. Der Grund liegt in der Vereinheitlichung: Was öfter in einem Zusammenhang uns begegnet ist, hat sich mit diesem Zusammenhange immer inniger vereinheitlicht; es »verliert« sich also immer mehr darin.

Was zunächst in einem bestimmten Zusammenhang ein »Gewohntes« geworden, d. h. seiner Eindrucksfähigkeit verlustig gegangen ist, kann dann weiterhin auch in anderen, und zuletzt in allen möglichen Zusammenhängen eindruckslos werden. Die Bedingung ist, daß es auch in diesen anderen Zusammenhängen immer wieder uns begegnet ist. Dabei ist aber zu bedenken, daß es einen Zusammenhang gibt, in welchen alle unsere Erlebnisse eintreten, nämlich den Zusammenhang mit den Körperempfindungen, die uns in jedem Augenblick unseres Lebens zuteil werden, und mit der uns individuell eigentümlichen, überall wiederkehrenden Weise des Vorstellens, Denkens, Verhaltens.

Im Vergleich mit dem Gewohnten ist das Nichtgewohnte, also das Neue, eindrucksvoll. Diese Eindrucksfähigkeit ist zunächst nichts, als die noch nicht dem Gesetz der »Absorption«, d. h. des »Sichverlierens«, verfallene, also erhalten gebliebene ursprüngliche psychische Größe des Erlebnisses[1]). Weiteres hierüber später.

[1]) Vgl. zum vorstehenden: »Die Quantität in psychischen Gesamtvorgängen« in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, Philos.-philol. Kl. 1899, Heft III; und »Über psychische Absorption«, ebenda 1901, Heft IV; zur »Tendenz der Initial- und Finalbetonung«: »Ästhetik« Hamburg und Leipzig 1903, Bd. I S. 59 ff; 276 ff; 301 ff.

VII. Kapitel: Arten der Verwebung.

Intensive Verschmelzung.

Zwei Arten der Vereinheitlichung wurden oben einander gegenübergestellt: Die Verwebung und die Verflechtung. Die erstere aber ist wiederum verschiedener Art.

Die Verwebung ist zunächst eine Verwebung der psychischen Vorgänge zu einem Gesamtvorgang. Dieselbe findet aber zugleich in mannigfacher Weise in dem zugehörigen Bewußtseinsinhalt ihren Ausdruck: Es entstehen vermöge der Verwebung neue einheitliche oder vereinheitlichende Bewußtseinsinhalte. Wo dies der Fall ist, sprechen wir von Verschmelzung. Da von Verschmelzung noch in mannigfach anderem Sinne gesprochen werden kann, so bezeichne ich die Verschmelzung, die hier in Rede steht, auch speziell als inhaltliche Verschmelzung.

Diese Verschmelzung ist intensiv oder extensiv. Die extensive ist ihrer Natur nach eine partiale. Die intensive ist partial oder total.

Die totale intensive Verschmelzung besagt, daß verschiedene psychische Vorgänge, statt jeder seinen eigenen Bewußtseinsinhalt ins Dasein zu rufen, zu einem einzigen neuen Bewußtseinsinhalte sich vereinigen.

Hierhin gehört zunächst die Verschmelzung der qualitativ gleichen und gleichzeitigen Teilerregungen, wie sie aus den Teilen irgendeines Reizes von bestimmter Größe sich ergeben, zu einem einzigen Empfindungsinhalt von bestimmter Intensität. Davon war oben S. 75 f. die Rede. Wie man sieht, ist jeder Empfindungsinhalt, ja schließlich jedes psychische Erlebnis ein Produkt einer solchen »Verschmelzung«. Jede psychische Erregung kann in eine Mehrheit von gleichen Teilerregungen gedanklich zerlegt werden.

Klänge und Geräusche.

Im übrigen gehört in diesen Zusammenhang die Verschmelzung von Tönen zu Klängen und Geräuschen. Oben war die Rede von

einfachen Tönen. Die musikalischen »Töne« aber, der »Ton« der Trompete oder Geige etwa, sind in Wahrheit Klänge, d. h. sie bestehen aus einer Mehrheit von Teiltönen. Die Instrumente lassen eben immer eine Mehrheit von »Tönen«, d. h. von regelmäßigen Schwingungsfolgen, entstehen. Und jeder dieser Schwingungsfolgen entspricht ein Tonempfindungsvorgang. Diese aber vereinigen sich zu dem einen Bewußtseinsinhalt oder akustischen Bilde des Klanges.

Die Schwingungsanzahlen dieser Töne verhalten sich beim normalen Klang, d. h. bei demjenigen, der alle möglichen »Teiltöne« in sich schließt, wie 1 : 2 : 3 : 4 usw. Oder mit anderen Worten: Bezeichnen wir den tiefsten der Teiltöne als Grundton, so ist der zweite Teilton, oder der erste »Oberton«, die Oktave dieses Grundtones; der dritte Teilton, oder der zweite Oberton, die Duodezime desselben usw. Zugleich nehmen in den musikalischen Klängen die Teiltöne mit zunehmender Höhe an Stärke ab. Der »Grundton« ist also zugleich der stärkste Teilton. Dieser Grundton bestimmt die Höhe des aus der Verschmelzung sich ergebenden Klanges. Das Dasein oder der Fortfall dieser oder jener Obertöne, bzw. ihre Stärke und Schwäche, bestimmt seine Klangfarbe.

Die Teiltöne der musikalischen Klänge, vor allem die tieferen, stehen nach dem Gesagten in den einfachsten Schwingungsverhältnissen. Zu dieser Einfachheit der Schwingungsverhältnisse nun steht die Konsonanz bzw. Dissonanz der Töne in der bereits früher bezeichneten einfachen Abhängigkeitsbeziehung: Je einfacher, d. h. durch je kleinere ganze Zahlen ausdrückbar das Schwingungsverhältnis zweier Töne, desto konsonanter sind die Töne. Wird das Verhältnis minder einfach, so verwandelt sich — von einem Punkt an — die Konsonanz in Dissonanz.

Wiederum in einer ebenso einfachen Abhängigkeitsbeziehung zur Konsonanz aber steht die Verschmelzung: Töne verschmelzen um so leichter, je konsonanter sie sind.

Die besonders leichte Verschmelzung der konsonanten Töne nun setzt eine Übereinstimmung der konsonanten Töne voraus. Dieselbe ergibt sich aus jener Einfachheit der Schwingungsverhältnisse.

Sind die Schwingungsanzahlen zweier Töne in der Sekunde bzw. 100 und 200, so haben die Schwingungsfolgen den »Rhythmus 100«, d. h. die regelmäßige Folge von 100 Einheiten in der Sekunde,

gemein. Nur sind diese Einheiten beim ersten Ton letzte Elemente, beim zweiten Einheiten aus je zwei solchen Elementen. Die beiden Schwingungsfolgen sind, so können wir kurz sagen, rhythmisch verwandt. Sie sind es im höchsten Grade. Ebenso sind, aber in abnehmendem Grade, die Schwingungsfolgen der Töne von 200 und 300, der Töne von 300 und 400 usw. Schwingungen rhythmisch verwandt.

Den rhythmischen Charakter der Schwingungsfolgen nun und ihre rhythmische Verwandtschaft müssen wir in den Tonempfindungsvorgängen irgendwie wiederkehrend denken. Dann sind also die Empfindungen konsonanter Töne in dem Maße, als dieselben konsonant sind, rhythmisch verwandt, d. h. durch einen gemeinsamen Grundrhythmus aneinander gebunden. Sie sind einfachere, oder, bei abnehmender Konsonanz, minder einfache Differenzierungen eines und desselben Grundrhythmus.

Dagegen durchkreuzen sich die Rhythmen dissonierender Töne um so mehr, je mehr dieselben dissonieren.

Die hier gemachte Annahme — der Wiederkehr des rhythmischen Charakters und der rhythmischen Verwandtschaft der Schwingungsfolgen in den zugehörigen Tonempfindungsvorgängen — ist gefordert durch mancherlei Umstände.

Einmal durch die Tatsache, von der wir hier ausgingen, d. h. die Tatsache, daß Töne um so leichter verschmelzen, je konsonanter sie sind. Verschmelzung ist überall durch Gleichartigkeit bedingt. Eine Gleichartigkeit der Empfindungen konsonanter Töne ist also bei der Verschmelzung von Tönen zu Klängen gefordert. Diese Gleichartigkeit aber ist verständlich nur aus der Annahme, daß die Gleichartigkeit der Schwingungsfolgen auf die Empfindungsvorgänge irgendwie sich überträgt.

Dazu kommt dann das Gefühl der Identität, das wir haben, wenn wir einen Ton und den ihm nächstverwandten, seine Oktave, nacheinander hören. Die Gleichartigkeit dieser beiden Töne wird bestätigt durch die weitere Tatsache, daß wir in Gefahr sind, dieselben miteinander zu verwechseln.

Vor allem aber muß hier auf die Tatsache des Konsonanzgefühles hingewiesen werden. Dasselbe ist ein Gefühl der inneren Einstimmigkeit, wie es überall entsteht und nur entsteht, wenn ein

Mannigfaches sich darstellt — nicht nur als irgendwie ein Moment der Übereinstimmung der Teile in sich tragend, sondern als klare und bestimmte Differenzierung eines und desselben Gemeinsamen, eines gemeinsamen Rhythmus oder Bildungsgesetzes, einer gemeinsamen Grundform usw. Man denke etwa an die Einstimmigkeit der Teile eines Bauwerkes[1]).

Ein besonders geartetes Produkt der Verschmelzung aus Tönen sind die Vokalklänge. Auch sie sind Klänge, aber mit eigentümlicher Klangfarbe. Diese entsteht, indem der viele Teiltöne in sich schließende Stimmbandklang durch die auf bestimmte absolute Tonhöhen abgestimmte Mundhöhle hindurchgeht, und demgemäß eine Verstärkung der diesen Tonhöhen entsprechenden Teiltöne erfährt.

Denken wir uns vielerlei nicht konsonante, sondern in beliebigem Verhältnis zueinander stehende Töne gleichzeitig gegeben, und nehmen wir an, es rage unter ihnen keiner an Stärke allzusehr hervor, so müssen auch diese Töne verschmelzen. Die Nötigung der Verschmelzung ergibt sich hier einerseits aus der Übereinstimmung, die allen den Tönen eben als Tönen zukommt; andererseits aus der begrenzten Fähigkeit der Seele, vielerlei zumal für sich aufzufassen. Aber diese Töne verschmelzen nun nicht zu dem qualitativ in sich absolut einheitlichen, »glatten« Klang, sondern zu einem Geräusch. Ragt unter den Tönen einer an Stärke genügend heraus, oder sind unter ihnen mehrere, die für sich zu einem Klang verschmelzen können, so entsteht das Klanggeräusch. Solche sind z. B. die stimmhaften Konsonanten.

Damit ist nicht ausgeschlossen, daß entwicklungsgeschichtlich die Geräusche den Tönen vorangehen und ihre eigenen Entstehungsbedingungen haben. Geräuschempfindungen sind psychische Gesamtvorgänge, die nicht als einfache Differenzierungen eines Gemeinsamen sich darstellen, also, kurz gesagt, in sich ungeordnete Erregungen. Diese nun können einerseits durch das Zusammen-

[1]) Weiteres zur Tonpsychologie in den »Psychologischen Studien«, Heidelberg 1885, und den Aufsätzen »Tonverwandtschaft und Tonverschmelzung« in Zeitschrift f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane, Bd. XIX, und »Zur Theorie der Melodie«, ebenda, Bd. XXVII; endlich in der »Ästhetik«, Hamburg u. Leipzig 1903, Bd. I, S. 450 ff.

treffen und die wechselseitige Durchkreuzung und Störung der Rhythmen dissonanter Tonempfindungsvorgänge entstehen. Sie können andererseits als ursprünglich, auf Grund eines unregelmäßigen physiologischen Reizes entstehend gedacht werden. Solche aber müssen angenommen werden, wo Geräuschempfindungen entstehen, und zugleich ein Organ fehlt, dessen einzelne Teile auf verschiedene einfache und regelmäßige Schwingungsfolgen abgestimmt sind.

Wir werden mit einem Worte primäre Geräusche und Verschmelzungsgeräusche zu unterscheiden haben. Ob es die ersten auch noch beim Menschen gibt, muß hier dahingestellt bleiben.

Neben der totalen intensiven Verschmelzung steht die partiale. Auch diese begegnet uns bei Tönen oder Klängen. Gleichzeitige konsonante Töne verschmelzen nicht jederzeit zum Klang. Aber auch wo dies nicht geschieht, also beim Zusammenklang, findet ein eigenartiges, mit dem Grade der Konsonanz wachsendes Zusammenfließen statt, ein Schwimmen sozusagen in einem gemeinsamen Medium. Dies bezeichnen wir als partiale Verschmelzung. Analoge, obzwar auch wiederum davon verschiedene partiale intensive Verschmelzungen sind die des Sauer und Süß im Sauersüß, oder auch des Rot und Gelb im Rotgelb u. dgl.

Extensive Verschmelzung. Die Anschauungsform der Zeit.

Der intensiven Verschmelzung überhaupt tritt gegenüber die extensive. Auch bei ihr entsteht ein neuer Bewußtseinsinhalt. Dieser besteht zunächst in der Extension. Dieselbe ist räumliche oder zeitliche Ausdehnung. Es entsteht aber bei solcher Verschmelzung zugleich etwas qualitativ Neues, eine neue Qualität des räumlich oder zeitlich Ausgedehnten.

Ein Bewußtsein der zeitlichen Ausdehnung könnte nicht entstehen, wenn wir in jedem mathematischen Moment nur eben diesen Moment erlebten, und nicht, was in den vorausgehenden Momenten erlebt wurde, im gegenwärtigen in uns nachdauerte; wenn also nicht ein Hinzunehmen des Späteren zum Früheren und ein Sichvereinigen in ein simultanes Ganze stattfände. Zugleich muß doch in diesem simultanen Ganzen das früher Erlebte und jetzt noch Erlebte vom später Erlebten unterschieden sein. Und

zwar ist hier notwendig an eine Verschiedenheit gedacht, die nichts zu tun hat mit der inhaltlichen oder gegenständlichen Beschaffenheit der Erlebnisse. Auch vollkommen gleiche sukzessive Erlebnisse ergeben ja ein Bewußtsein der Sukzession. Schließlich besteht auch, wenn ein qualitativ identischer Ton andauert, für mein Bewußtsein ein Unterschied des Früher und des Später der Teile dieses Tones. Auch diesem Unterschied muß ein Unterschied in den sukzessiven Teilerlebnissen, in welche wir das Erlebnis zerlegen können, zugrunde liegen.

Dies aber kann nur heißen: Jedes Erlebnis eines Momentes erfährt von diesem Moment an eine stetig fortschreitende, nicht seinen Inhalt, sondern das Erleben desselben, d. h. den Vorgang betreffende Umwandlung; und die aufeinander folgenden, aber nachdauernden, und demnach jederzeit zu mehr oder minder breiten Gesamterlebnissen zusammenfließenden Momenterlebnisse befinden sich in diesen Gesamterlebnissen in verschiedenen Stadien des fraglichen Umwandlungsprozesses. Und diese verschiedenen Stadien nun finden, bzw. das Verhältnis dieser verschiedenen Stadien findet seinen Ausdruck im Bewußtsein des zeitlichen Auseinander. Das vorgerücktere Stadium hat sein Bewußtseinskorrelat im Bewußtsein des »Früher«, das minder vorgerückte im Bewußtsein des »Später«. Der Fortgang des psychischen Geschehens überhaupt, das Hinzutreten von Momenterlebnis zu Momenterlebnis und das Sichverweben zu einem einheitlichen Zusammenhang des Geschehens, in welchem diese verschiedenen Stadien stetig ineinander übergehen, ist dasjenige, was dem Zeitbewußtsein überhaupt zugrunde liegt.

Jener Umwandlungsprozeß wird aber verständlich, wenn wir bedenken, daß jedes Momenterlebnis in dem Maße, als es in die Vergangenheit rückt, mit dem psychischen Lebenszusammenhange überhaupt sich verwebt oder von ihm assimiliert wird. Die Stadien dieser Assimilation werden wir als die »Temporalzeichen«, d. h. die Zeichen für das zeitliche Nacheinander, zu betrachten haben.

Das Bewußtsein der Größe einer durchlebten Zeit ist nach dem Gesagten abhängig von dem Grade, in welchem innerhalb der Aufeinanderfolge der Momenterlebnisse, welche diese Zeit füllen, jene Unterschiede der Stadien aufbewahrt bleiben. Es besteht aber hier das Gesetz der Angleichung, dem wir noch weiterhin begegnen

werden: Alle psychischen Vorgänge haben die Tendenz der Angleichung, d. h. der Minderung ihrer Unterschiede. Diese Tendenz verwirklicht sich in dem Maße, als nicht das Selbstbehauptungsvermögen der einzelnen Vorgänge dagegen Widerstand übt. Da die Energie, mit welcher psychische Vorgänge ihre Eigenart zu behaupten streben, in der Erinnerung sukzessive sich mindert, so verfällt das, was nur für die Erinnerung besteht, mehr und mehr der Angleichung. Damit werden auch jene Unterschiede der »Stadien« verwischt. Die Folge ist, daß weiter zurückliegende Zeiten im unmittelbaren Eindruck kürzer und kürzer erscheinen. Die Angleichung und damit die Verkürzung wird erleichtert durch die Innigkeit der Einheitsbeziehungen der Elemente des Durchlebten, oder die gleichmäßige Stetigkeit des Fortganges des Erlebens. Sie wird vermindert durch einzelne für sich heraustretende, einschneidende, insbesondere überraschende Erlebnisse. Daher die durchlebte Zeit länger erscheint, wenn in ihr solche »Marksteine« sich finden.

Der Gesichtsraum [1]).

Die Zeit ist die Form, in welcher ich alle Inhalte anschaue und alle Gegenstände denke. Der Raum ist zunächst die Form, in welcher gleichzeitige Gesichts- und Tastinhalte geordnet erscheinen. Niemand kann erklären wollen, warum es für unser Bewußtsein Räumlichkeit überhaupt gibt, sowie niemand kann erklären wollen, warum für uns die Anschauungsform der Zeit existiert, oder warum Luftschwingungen die Empfindung eines Tones ergeben. Nur diese bestimmte Art der räumlichen Ordnung, wie sie unseren Gesichts- und Tastinhalten zuteil wird, muß verständlich gemacht werden.

Hier nun gilt zunächst der Satz: Die Einordnung der optischen Eindrücke ins Sehfeld entspricht der Ordnung der Netzhautpunkte, deren Reizungen die Eindrücke ihr Dasein verdanken, auf der Netzhaut.

Um diese Tatsache zu verstehen, müssen wir zunächst annehmen, daß die aus den Reizungen verschiedener Netzhautpunkte entstehenden optischen Empfindungen für mich, abgesehen von der Beschaffenheit

[1]) Vgl. zum Folgenden: »Psychologische Studien«, Heidelberg 1885.

des Empfundenen, also als diese den bestimmten Netzhautpunkten zugehörigen Empfindungsvorgänge, voneinander verschieden sind. Sie könnten sonst nicht die Notwendigkeit einer verschiedenen Lokalisation in sich schließen. Und wir müssen zweitens annehmen, daß Empfindungen, die benachbarten Netzhautpunkten zugehören, irgendwie, dem Grade der Nachbarschaft entsprechend, einander zugeordnet, oder aneinander gebunden, die Empfindungen voneinander entfernter Netzhautstellen irgendwie, dem Grade der Entfernung entsprechend, einander fremd oder in besonderer Weise gegeneinander verselbständigt sind. Der Bewußtseinsausdruck jener Zuordnung und dieser Fremdheit oder Verselbständigung ist das Bild des räumlichen Zusammen und Außereinander im Sehfeld.

Diese Zuordnung bzw. Verselbständigung scheint nun dem Individuum angeboren. Wie weit oder wie vollkommen, muß dahingestellt bleiben. In der Gattung aber muß sie entstanden sein.

Die einzige Möglichkeit aber, wie dieselbe in der Gattung entstanden sein kann, ist, soviel ich sehe, diese: Eindrücke benachbarter Netzhautstellen waren notwendig, je benachbarter diese Stellen waren, um so häufiger inhaltlich einander gleichartig; Eindrücke gesonderter Netzhautstellen, je weiter sie voneinander gesondert waren, um so häufiger inhaltlich ungleichartig. Dies ergibt sich schon aus der Irradiation, d. h. der Mitreizung benachbarter Stellen, wenn eine Stelle der Netzhaut eine bestimmte Reizung erfährt. Entferntere Stellen werden von keiner solchen Mitreizung betroffen.

Jede Gleichartigkeit der Eindrücke aber bedingte eine Verschmelzung derselben; und die Häufigkeit der Verschmelzung erzeugte eine im Laufe der Zeit wachsende und schließlich unaufhebbare Tendenz oder Nötigung zur Verschmelzung. Jede Ungleichartigkeit der Eindrücke dagegen bedingte eine Sonderung derselben; und die Häufigkeit des gesonderten Vollzugs der Eindrücke erzeugte eine im Laufe der Zeit wachsende und schließlich unaufhebbare Verselbständigung oder Nötigung der Sonderung.

Damit nun waren die Empfindungen, die einander benachbarten Netzhautpunkten zugehörten, und zwar entsprechend dem Grade dieser Nachbarschaft, einander dauernd zugeordnet, die Empfindungen voneinander entfernter Netzhautstellen, entsprechend der Größe ihrer Entfernung, verselbständigt. Und diese Zuordnungen

und Verselbständigungen dienten in der Folge als unveränderliche »Lokalzeichen« für die Einordnung der Empfindungsinhalte im Sehfeld, oder für die Art der räumlichen Zuordnung und extensiven räumlichen Verschmelzung derselben. Diese »Lokalzeichen« sind uns, so scheint es, angeboren.

Das Sehfeld ist eine Fläche, also eine zweidimensionale Mannigfaltigkeit. Diese Fläche hat an sich keine Form. Eine Fläche kann überhaupt eine Form gewinnen erst im Raume von drei Dimensionen. Die Form einer Fläche ist eben gar nichts anderes als eine Beziehung ihrer Teile zur dritten Dimension und durch dieselbe hindurch.

Das Sehfeld vervollständigt sich infolge der Drehung des Auges, des Kopfes, endlich des Körpers, wobei immer neue Teile der Umgebung sichtbar werden, und einen Teil des Sehfeldes erfüllen, für die Vorstellung zu dem in sich allseitig geschlossenen Blickfeld. In ihm heißt rechts und links, was ich durch Rechts- bzw. Linkswendung; oben und unten, was ich durch Hebung oder Aufrichtung und Senkung des Auges, des Kopfes, des Körpers erreiche oder an mich heranbringe, oder dessen Betrachtung die Aufforderung zu solchen Bewegungen in sich schließt. Diese Bewegungen aber sind für mein Bewußtsein unmittelbar als qualitativ verschieden und einander entgegengesetzt charakterisiert.

Jedes Auge hat sein besonderes Sehfeld. Die Vereinigung der beiden Sehfelder geschieht normalerweise so, daß gleich gelagerte Punkte beider Netzhäute, sog. »korrespondierende« Punkte, einander räumlich zugeordnet erscheinen, d. h., daß die ihnen zugehörigen Eindrücke räumlich identifiziert oder an derselben Stelle des gemeinsamen Sehfeldes gesehen werden. Sind diese Eindrücke einander gleich, so verschmelzen sie zu einem einzigen Eindruck. Sind sie verschieden, so tritt »Wettstreit der Sehfelder« ein, oder es entsteht das Phänomen des Durchscheinens des einen Bildes durch das andere, und des Glanzes.

Diese wechselseitige räumliche Zuordnung der korrespondierenden Punkte beider Netzhäute, oder zum mindesten eine Tendenz derselben, also eine Tendenz der räumlichen Identifizierung der diesen Punkten zugehörigen Eindrücke, scheint wiederum dem Individuum angeboren. Doch ist sie nicht unaufhebbar. Es können in

einem Individuum andere Zuordnungen entstehen. Dies weist darauf hin, daß auch jene normalen Zuordnungen — soweit sie dem Individuum angeboren sind — innerhalb der Gattung entstanden sind.

Dies muß aber geschehen sein nach dem Prinzip, aus dem oben die räumliche Zusammenordnung der Eindrücke im monokularen Sehfeld erklärt wurde: Es besteht eine natürliche Tendenz, das Objekt, das deutlich gesehen werden soll, mit beiden Augen zumal zu fixieren. Jedesmal aber, wenn dies geschieht, wird die Mitte beider Netzhautgruben, und es werden damit zugleich in der Regel auch weitere korrespondierende Punkte, von gleichen Eindrücken getroffen. Daraus ergibt sich eine Tendenz der Eindrücke dieser Punkte, zu verschmelzen, die sich steigert und schließlich eine relativ feste Zuordnung ergibt.

Beim gewöhnlichen muskulären Schielen wird aber, wenn ein bestimmter Punkt der einen Netzhaut von einem bestimmten Reize getroffen wird, statt des korrespondierenden Punktes des anderen Auges ein solcher Punkt, der um einen bestimmten Winkel nach seitwärts liegt, von dem gleichen Reize getroffen. Demgemäß sind hier nichtkorrespondierende Punkte einander räumlich zugeordnet.

Das Tiefenbewußtsein. Größenschätzung. Optische Täuschungen.

Das Bewußtsein der Tiefe, oder der dritten, aus dem Sehfeld herausführenden Dimension entsteht, indem wir Ausdehnungen von Objekten, die in der Sehfeldfläche sich verkürzen oder verschwinden, bei Betrachtung der Objekte von anderem Standort aus sehen, bzw. in voller Ausdehnung sehen. Indem wir dann wiederum auf den ersten Standort zurückkehren, bleibt uns das Bewußtsein einer jetzt nicht gesehenen, aber doch vorhandenen, also jenseits der Sehfeldfläche existierenden Ausdehnung.

Damit nun ist das Bewußtsein von der Existenz der dritten Dimension gegeben. Der Raum von drei Dimensionen und die körperliche oder dreidimensionale Gestaltung der Dinge ist das Ergebnis der gedanklichen Vereinigung der verschiedenen, bei verschiedener Stellung zu dem Objekte gewonnenen Erscheinungen.

Indem ich die in die Tiefe gehenden Ausdehnungen binokular

fixierend verfolge, ergeben sich mir verschiedene Konvergenzempfindungen des Doppelauges. Habe ich nun bereits eine solche Ausdehnung auf dem soeben bezeichneten Wege als eine in bestimmter Weise in die Tiefe gehende erkannt, so werden jene wechselnden Konvergenzempfindungen zu Zeichen dieses sich Erstreckens in die Tiefe. So werden überhaupt die Konvergenzempfindungen zu Tiefenzeichen. Diese ersparen mir in der Folge das Herumgehen um die Dinge oder das Betrachten derselben von anderer Seite.

* Es ist aber, wenn einmal die Konvergenzempfindungen zu Tiefenzeichen geworden sind, nicht mehr erforderlich, daß ich alle Punkte oder Teile eines Objektes, dessen räumliche Gestaltung ich erkennen soll, binokular fixiere, sondern es kann in der Folge in weitem Umfang auch schon die bloße Tendenz zu einer solchen binokularen Fixation, also zur entsprechenden Konvergenzstellung der beiden Augen, als Tiefenzeichen dienen. Und diese kann schon gegeben sein durch die einfache Tatsache der Doppelbilder. In den Doppelbildern liegt vermöge ihrer Gleichheit die Tendenz der Vereinigung, also die Tendenz zur vereinheitlichenden Bewegung. Dies ist wichtig für das natürliche, wie für das künstliche, durch das Stereoskop vermittelte, »plastische Sehen«.

Zu den bezeichneten Tiefenzeichen treten aber noch andere. Zunächst die Akkommodation; weiterhin Licht und Schatten, Linear- und Luftperspektive, körperliche Wechselbeziehungen zwischen den gesehenen Objekten oder ihren Teilen, die nur unter der Voraussetzung einer bestimmten räumlichen Lage derselben erfahrungsgemäß möglich sind usw. Es treten dazu mit einem Wort beliebige Erfahrungen, die darauf hinweisen, daß einem bestimmten Gesichtsbild eine bestimmte Gestaltung und Lage des Objektes im Raum von drei Dimensionen entspricht.

Das Bewußtsein der dritten Dimension oder das Verhältnis der Objekte zu derselben ist nach dem Gesagten nicht Wahrnehmung, sondern Beurteilung. Die dritte Dimension ist etwas in die Wahrnehmung Hineingedachtes. Die Beurteilung aber ist so zwingend, oder kann es sein, daß wir das Hinzugedachte mit wahrzunehmen glauben.

Das gleiche gilt vom Bewußtsein der wirklichen Größe oder von unserer Größenschätzung: Sie ergibt sich aus dem Tiefenbewußtsein. Gleich groß Gesehenes, das als vom Auge weiter bzw.

weniger weit entfernt erkannt ist, wird eben damit als größer bzw. kleiner beurteilt.

Die Entfernungs-, und damit die Größenschätzung, hat aber ihre Grenzen. Bei weiter Entfernung der Objekte vom Auge nehmen die Unterschiede der Konvergenzempfindungen ab, und werden schließlich unmerklich. Daher die scheinbar gleiche Entfernung der Objekte am Himmel, das scheinbare Ansteigen der Fußbodenebene, und Anderes. Damit ist gleichzeitig eine Größenunterschätzung des weit Entfernten gegeben. Der Schätzung der Entfernung kommt es zu Hilfe, wenn zwischen dem Objekt und mir hinsichtlich ihrer Größe bekannte Objekte liegen. Fehlen solche, breitet sich zwischen mir und dem entfernten Objekt die leere Luft oder auch eine glatte Wasserfläche aus, so wird die Entfernung und damit auch die Größe unterschätzt. Im übrigen werden vertikale Entfernungen wohl auch unterschätzt, weil wir in dieser Richtung im Schätzen weniger geübt sind. So scheint der Zenith weniger weit von uns entfernt, als der Horizont; und demgemäß der Mond im Zenith kleiner, als im Horizont.

Zu diesen Täuschungen kommen die Bewegungstäuschungen. Als bewegt erkenne ich zunächst das Objekt, dessen dauernde Fixation notwendig mit einer Bewegung der Augen oder des Kopfes oder meines ganzen Körpers sich verbindet. Im übrigen sind Bewegungen zunächst Mehrungen oder Minderungen der Entfernung zwischen zwei Objekten oder zwischen einem Objekt und dem Blickpunkt, bzw. meinem Körper. Und wie sich dabei Ruhe und Bewegung verteilen, beurteile ich nach Erfahrungen. Dabei kann es geschehen, daß ich eine Bewegung, etwa des gelähmten Auges, vermeintlich ausführe, oder daß ich eine Bewegung oder Drehung des Auges oder des Körpers, sei es eine solche, bei welcher ich dem Objekt fixierend folge, sei es eine solche, durch die ich den Fixationspunkt nach dem Objekt hin oder von ihm weg verschiebe, unterschätze. Oder endlich: Irgendwelche Erfahrungen legen mir den Gedanken nahe, ein ruhendes Objekt oder mein ruhender Körper sei in einer Bewegung begriffen. Daraus ergeben sich jedesmal entsprechende Bewegungstäuschungen[1]).

An dieser Stelle sei auch gleich der »geometrisch-optischen«

[1]) Vgl. hier, was schon S. 32 gesagt wurde.

Täuschungen Erwähnung getan. Es sind dies solche Täuschungen über Größe und Richtung, die unabhängig vom Tiefenbewußtsein sich einstellen. Sie verdanken ihr Dasein der »Einfühlung«. Formen, Distanzen usw. erscheinen mir als Träger einer in ihnen sich abspielenden Bewegung und Tätigkeit. Die geometrisch-optische Täuschung geschieht in der Richtung dieser Tätigkeit. Ein Gebilde, das im Vergleich mit einem anderen in einer Richtung sich auszudehnen oder zu strecken scheint, erscheint in dieser Richtung ausgedehnter oder gestreckter, d. h. seine Ausdehnung in dieser Richtung wird überschätzt. Was im Begriffe scheint, sich auszuweiten, erscheint weiter. Das im Vergleich mit einem Anderen Begrenztere erscheint begrenzter, d. h. seine Ausdehnung wird unterschätzt. Was den Eindruck einer abbiegenden »Tätigkeit« macht, erscheint stärker abgebogen usw.[1]).

Der Tastraum. Bewegungsempfindungen.

Auch auf dem Gebiete des Tastsinnes entspricht, zunächst und allgemein gesprochen, das Bild des Aneinander, bzw. des mehr oder weniger weiten Außereinander der Eindrücke, dem tatsächlichen Aneinander bzw. Außereinander der gereizten Punkte. Dagegen ergibt hier nicht, wie auf dem Gebiete des Gesichtssinnes, die gleiche Entfernung der gereizten Punkte überall die gleiche Entfernung innerhalb unseres Raumbildes. Sondern, während Tasteindrücke der Zunge schon als außereinander empfunden werden, wenn die gereizten Punkte um 1 mm voneinander abliegen, müssen sie auf dem Rücken 68 mm voneinander abliegen, wenn die Eindrücke überhaupt räumlich gesondert erscheinen sollen. Die übrigen Teile der Körperoberfläche liegen hinsichtlich der »räumlichen Unterschiedsempfindlichkeit« in der Mitte.

Auch dieser Sachverhalt scheint dem Individuum in seinen Grundzügen angeboren. Erfahrungen des individuellen Lebens können aber im einzelnen daran wesentliches ändern. Dies weist wiederum darauf hin, daß jener Sachverhalt ursprünglich überhaupt durch die Erfahrung geschaffen ist.

[1]) Eine systematische Betrachtung der geometrisch-optischen Täuschungen gibt das Buch »Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen«, Leipzig 1897.

Zunächst gilt mit Bezug hierauf die einleuchtende Regel: Hautpunkte werden jederzeit, um so eher, je benachbarter sie sind, gleichzeitig gereizt. Dagegen bedingt die Reizung einer Stelle um so weniger die Mitreizung einer anderen Stelle, je weiter beide auseinander liegen. Gleichzeitige Reizung aber muß, bei der Gleichartigkeit aller Tasteindrücke, eine Tendenz der Verschmelzung, gesonderte Reizung dagegen eine Tendenz der Sonderung ergeben.

Und dazu muß nun, zur Erklärung jener Unterschiede der Tastlokalisation, hinzugefügt werden, daß die verschiedenen Teile der Körperoberfläche je nach ihrer Form den Objekten eine größere oder geringere Berührungsfläche bieten. Dies besagt, daß bei jenen im Durchschnitt auch weiter auseinanderliegende Punkte, bei diesen nur solche, die enger zusammenliegen, gleichzeitig gereizt werden.

Dazu kommt dann der diesen Unterschieden im allgemeinen parallel gehende verschiedene Reichtum der einzelnen Körperoberflächenteile an Nervenendigungen. Endlich gewiß auch die verschiedene Einübung der räumlichen Unterscheidung von Eindrücken, die durch die natürliche Funktion der Teile des Körpers bedingt ist.

Die Tatsache, daß Eindrücke, die diesseits und jenseits eines Gelenkes geschehen, leichter räumlich gesondert werden, wird daraus verständlich, daß die auf beiden Seiten eines Gelenkes liegenden Teile leichter unabhängig voneinander gereizt werden.

Das Tastfeld, d. h. das räumlich geordnete System der Tasteindrücke, ist eine in sich geschlossene, im übrigen, an sich betrachtet, formlose Fläche. Dazu treten dann aber die ausfüllenden Empfindungsinhalte: die Inhalte der Bewegungsempfindungen; Hunger, Durst usw. Andererseits werden in den Tastraum unmittelbar die Temperatur-, ebenso die Geschmacks- und Geruchsempfindungen eingeordnet.

Die räumliche Verbindung aller dieser Eindrücke mit den Tasteindrücken wird verständlich aus der Gleichzeitigkeit jener und dieser. Temperaturempfindungen, ebenso Geschmacksempfindungen, gehen mit Berührungsempfindungen Hand in Hand. Auch Geruchsempfindungen sind mit solchen verbunden. Bewegungen, aus denen die

Muskel- und Gelenkempfindungen entstehen, ergeben zugleich bestimmte Tastempfindungen. Durst ist verbunden mit dem Tasteindruck der Trockenheit in der Kehle. Hunger und Durst erzeugen zugleich Bewegungen, die mit Tasteindrücken verbunden sind usw. Das Gesetz, das hier obwaltet, ist das Gesetz der räumlichen Komplikation: Eindrücke verschiedener Sinnesgebiete, die gleichzeitig gegeben sind, haben die Tendenz, räumlich identifiziert zu werden.

Aus diesem Gesetz der räumlichen Komplikation ergibt sich schließlich auch die Vereinigung des Tastraumes, und des Körperraumes überhaupt, mit dem Gesichtsraum. Ich sehe etwa die Berührung meiner Hand und eines Objektes. Zugleich empfinde ich einen Druck. Jetzt wird beides, die gesehene Berührungsstelle und der Punkt des Tastraumes, dem der Druck zugehört, räumlich vereinigt.

Die »Bewegungsempfindungen«, so wurde oben gesagt, tragen in sich selbst nichts von Räumlichkeit, also nichts von Bewegung. Sie werden zu Zeichen für die Bewegung, werden also zu »Bewegungsempfindungen« auf Grund der Erfahrung. Dies geschieht beim Blinden auf Grund der Abtastung des eigenen Körpers. Dabei verbindet sich mit den Bewegungsempfindungen die Vorstellung der Distanz der berührten Körperstellen. Sind in solcher Weise einmal Bewegungsempfindungen zu Zeichen einer durchmessenen Raumstrecke geworden, so bleiben sie es auch weiterhin. Der Blinde gewinnt die Vorstellung eines Raumes außerhalb seines Körpers, wenn er gleichartige Bewegungsempfindungen hat, ohne dabei doch von einem Punkte seines Körpers zu einem anderen überzugehen. Beim Sehenden entsteht zweifellos das Bewußtsein, daß Bewegungsempfindungen einen durchmessenen Raum bedeuten, der Hauptsache nach dadurch, daß mit ihnen die optische Wahrnehmung einer durchmessenen Strecke sich verbindet.

Schließlich noch ein Wort über die Lokalisation von Schalleindrücken. Dieselbe ist indirekter Natur. Sie besteht darin, daß mit den Schalleindrücken die Gesichtsvorstellungen der Schallquellen, die für mein Bewußtsein bereits einen Ort haben, aufs innigste verknüpft sind. Als Zeichen dafür, wo die Schallquelle ihren Ort habe, dienen die mit der Entfernung der Schallquellen vom Ohr wechselnden

Färbungen der Schalleindrücke. Außerdem müssen wir annehmen, daß mit diesen Eindrücken jederzeit irgendwelche Nebenempfindungen im Ohr sich verbinden, die andere und andere sind, je nachdem ein Ton von rechts oder links, von oben oder unten, von vorn oder hinten in das Ohr fällt.

Qualitativ-extensive Verschmelzung.

Die extensive Verschmelzung der Gesichts- oder Tasteindrücke, aus welcher das Bild des räumlichen Aneinander sich ergibt, findet ihren Bewußtseinsausdruck in der Stetigkeit dieses Aneinander. Das räumlich und zeitlich Ausgedehnte ist aber immer zugleich ein qualitativ Bestimmtes. Und indem dies zu einem räumlich oder zeitlich Ausgedehnten wird, wird es jederzeit in gewisser Weise auch qualitativ ein Neues. Es findet also in der räumlichen und zeitlichen zugleich eine qualitative Verschmelzung statt. Der zeitlich ausgedehnte Ton ist nicht eine einfache Folge von Momenttönen, sondern es ist in ihm dies Neue: das stetige Fortgehen des einen und selben Tones.

Den Tonempfindungsvorgang mußten wir denken als ein in sich rhythmisches Geschehen. Dies schließt eine Vielheit von Elementen in sich. Diese Elemente aber ergeben fürs Bewußtsein nicht eine Vielheit, sondern dies eigenartig stetig die Zeit Füllende. Gleichartiges gilt von dem räumlich Ausgedehnten, der räumlich ausgedehnten Farbe etwa.

In diesen Fällen existiert nun freilich für das Bewußtsein die Qualität überhaupt nur zugleich mit der räumlichen oder zeitlichen Ausdehnung. Es kommt also hier nicht eigentlich eine neue Qualität, sondern es kommt die Qualität überhaupt erst mit der räumlichen Ausdehnung zustande. In anderen Fällen aber entsteht allerdings aus der extensiven Verschmelzung von Qualitäten eine neue Qualität oder qualitative Bestimmtheit. Aus der extensiven räumlichen Verschmelzung der einzelnen Tastempfindungen, die aus der gleichzeitigen Reizung benachbarter Punkte resultieren, und die für sich betrachtet Empfindungen des Spitzen wären, entsteht die Empfindung des Stumpfen oder des stetig Breiten; aus der minder innigen Verschmelzung von Tasteindrücken, die der Reizung minder nahe

zusammenliegender Hautstellen entstammen, die Empfindung des diskontinuierlich Breiten. Die zeitliche Folge von Eindrücken ergibt bei innigster Verschmelzung die Empfindung des Glatten, bei minder inniger die des Rauhen in ihren verschiedenen Graden. Auf gleicher Stufe steht die Empfindung des glatt fortgehenden oder des rauhen Tones, wenn Tonschwebungen rascher oder langsamer sich folgen.

Die Empfindungen des Harten, Weichen, Elastischen usw. sind Komplexe von Tast- und Bewegungsempfindungen. Zugleich werden hier in das Empfundene Gefühle, der Bemühung, oder des Widerstandes, bzw. der Leichtigkeit oder Mühelosigkeit, »eingefühlt«.

Nicht minder ist ein Verschmelzungsprodukt jede »glatte«, d. h. stetige, und jede »rauhe«, d. h. mit dem Charakter des Diskontinuierlichen behaftete Veränderung, einschließlich der räumlichen Bewegung. Veränderung ist nicht eine Folge von Zuständen, sondern sie ist zugleich das neue, qualitativ eigenartige Erlebnis des Ineinanderübergehens.

In allen diesen Fällen gilt das Gesetz: Gleichartige Eindrücke, die zeitlich oder räumlich einander näher und näher rücken, ergeben erst das Bild des diskontinuierlichen, dann weiterhin das des stetigen Ineinanderübergehens. Und damit ist jedesmal eine qualitativ eigenartige Empfindung bezeichnet. — Man denke hier auch an die stroboskopischen Erscheinungen.

VIII. Kapitel: Die Gliederung des komplexen Ganzen[1]).

Differenzierung eines Gemeinsamen.

Die intensive Verschmelzung läßt an Stelle mehrerer Inhalte und Gegenstände einen einzigen Inhalt und Gegenstand treten, der an sich zur Teilung keinen Anlaß gibt. Das Ganze aus der extensiven Verschmelzung schließt einen solchen in sich. Das räumlich und zeitlich und zugleich qualitativ stetig Fortgehende fordert zur Teilung auf. Aber es liegt in dem Gegenstand keine Aufforderung zu

[1]) Eine weitere Ausführung des Inhaltes dieses Kapitels gibt meine »Ästhetik« I, Hamburg und Leipzig 1903, in ihrem ersten Abschnitt.

einer bestimmten Teilung. Je weniger vollkommen dagegen diese Stetigkeit ist, desto mehr liegt eine solche Aufforderung vor.

Hiermit kommen wir zurück zur apperzeptiven Vereinheitlichung oder zur Komplexion überhaupt. Dabei ist zunächst noch folgendes von entscheidender Wichtigkeit. Ein Ganzes oder ein Komplex kann seiner Natur nach in mannigfachster Weise auffordern zur Vereinheitlichung dieser oder jener Elemente in Teilganze, und wiederum solcher Teilganzen in zusammenfassendere Teilganze usw. Mit einem Worte, das Ganze kann in mannigfach verschiedenen Weisen und Stufen gegliedert sein. Es bleibt dabei ein Einheitliches, wenn doch wiederum alle Elemente und Teile unter sich vereinheitlicht sind. Diese Einheit kann eine äußere sein, ein bloßes räumliches und zeitliches Aneinandergebundensein; sie kann aber auch eine innerliche oder qualitativ bedingte sein.

Und sie kann dies letztere vor allem auch sein in dem Sinne, daß jede Verschiedenheit und Selbständigkeit von Teilen oder Unterteilen, oder von minder umfassenden oder umfassenderen Teilganzen, sich darstellt als ein Auseinandergehen eines überall mit sich identischen Gemeinsamen. Die Verschiedenheit der Qualitäten oder Bildungen der Teile kann erscheinen als eine Differenzierung einer identischen Grundqualität, eines identischen allgemeinen Bildungsgesetzes, eines gemeinsamen Grundrhythmus, einer identischen Grundform; auch der Wechsel als Verwirklichung eines durchgehenden Gesetzes des Wechsels. Es kann das Einheitliche und doch wiederum Verschiedene sich lösen oder scheiden in ein schlechthin Gleiches oder mit sich Identisches, und in ein deutlich Verschiedenes, doch so, daß dies letztere nichts ist als die Differenzierung oder das Auseinandergehen eben dieses Gemeinsamen oder Identischen. Je mehr dabei das Gemeinsame als solches relativ selbständig heraustritt, oder sich besondert, andererseits die Verschiedenheit oder die Differenzierung dieses Gemeinsamen volle Klarheit besitzt, um so mehr ist in solchen Ganzen beiden Gesetzen des Geistes zumal genügt: dem Gesetz der möglichst vollkommenen apperzeptiven Vereinheitlichung einerseits, und der Tendenz, Einzelnes zum Gegenstand einer völlig selbständigen Apperzeption zu machen, andererseits. Eine solche Einheit des Mannigfaltigen ist die ästhetische Einheit des Mannigfaltigen oder die ästhetische Gliederung.

In solcher Einheit des Mannigfaltigen besteht zugleich ein Gleichgewicht der Assimilation und der Selbständigkeit des Einzelnen, und zwar der qualitativen und der quantitativen Assimilation und Selbständigkeit. Das Ganze ist, als bloße Differenzierung eines Gemeinsamen oder qualitativ Identischen, durchaus eines, und übt als solches seine eigenartige Gesamtwirkung. Zugleich wirkt das Einzelne nach Möglichkeit für sich. Es verliert sich nicht, sondern behauptet sich. Eben dadurch aber gibt es wiederum dem Gemeinsamen, das es differenziert und demgemäß in sich trägt, es gibt also dem Ganzen als Ganzem, erhöhte Eindrucksfähigkeit. Als nicht allzu einfaches Beispiel diene etwa die Gliederung des künstlerischen Bauwerkes.

»Monarchische Unterordnung«.

Die Vereinheitlichung, von der bisher die Rede war, ist Vereinheitlichung von Teilen zum Ganzen, oder Einordnung von Teilen in ein Ganzes. Neben dieser steht nun aber noch eine zweite Art der Vereinheitlichung; nämlich die Vereinheitlichung in einem Punkte des Ganzen, oder die Unterordnung der Teile unter einen Teil des Ganzen.

Die nebeneinander stehenden Teile eines Ganzen können einander gleichwertig, oder quantitativ einander nebengeordnet sein. In solchem Fall ist die Assimilation und Absorption eine einfach wechselseitige. Dieser Nebenordnung aber steht gegenüber jene Unterordnung: Ein Ganzes ist Gegenstand der vereinheitlichenden Apperzeption; innerhalb dieser aber wird ein Punkt zum apperzeptiven »Schwerpunkt« oder zum »Gravitationszentrum«. Das Ganze faßt sich apperzeptiv in dem einen Punkt oder Teil zusammen; die übrigen Teile sind in diesen apperzeptiv hineingenommen. Ich nenne diese Unterordnung wohl auch »monarchische« Unterordnung oder Unterordnung unter ein »herrschendes« Element.

Bei dieser monarchischen Unterordnung ist die Assimilation eine relativ einseitige. Der herrschende Teil ist der vorzugsweise qualitativ assimilierende und zugleich quantitativ absorbierende. Das Untergeordnete wird hinsichtlich der Qualität und der Größe seiner Wirkung vom Herrschenden relativ verschlungen. D. h. nicht, es wird vernichtet, sondern es bleibt als ein in dem

Herrschenden Mitgegebenes, damit freilich zugleich in seiner Wirkung Herabgesetztes, erhalten. Es wird zu einem anhängenden oder dienenden Moment in dem Herrschenden.

* Für solche monarchische Unterordnung bestehen vielerlei Möglichkeiten. Wir unterscheiden die beiden Grundmöglichkeiten. Wir nehmen einmal an: Die Einheitsbeziehungen zwischen den Teilen eines Ganzen sind derart, daß durch sie die apperzeptive Tätigkeit vorzugsweise nach einem Teil hingelenkt, zugleich doch auch wiederum bei den übrigen Teilen festgehalten wird. Dann geschieht durch Wirkung dieser Einheitsbeziehungen, also aus der Eigenart des Ganzen heraus, die apperzeptive Hineinnahme dieser letzteren Teile in jenen ersteren. Auf Grund davon wird etwa die Mitte einer Fläche zum apperzeptiven Schwerpunkt der Fläche.

* Oder ein Element hat eine größere Energie, und nötigt dadurch die apperzeptive Tätigkeit vorzugsweise auf sich hin. Aber es besondert sich doch nicht, weil zugleich Einheitsbeziehungen die anderen Elemente an dasselbe binden. Diese »Energie« kann wiederum der verschiedensten Art sein. Faßt sich im höchsten Gipfel eines einheitlichen Gebirgszuges der ganze Gebirgszug apperzeptiv zusammen, so ist dieser Gipfel zum herrschenden Element geworden durch seine quantitativ bedingte Energie. Zugleich sind die niedrigen Höhen an den höchsten Gipfel gebunden, und ist ihre Hineinnahme in den Akt der Apperzeption des letzteren bedingt, durch die räumliche und qualitative Zusammengehörigkeit.

* Die beiden hier einander entgegengesetzten Möglichkeiten wollen wir mit besonderen Namen bezeichnen. In dem Maß, als die Unterordnung durch die überragende psychische Energie des herrschenden Elementes bedingt ist, soll sie »despotische Unterordnung« heißen. Sie ist »freie Unterordnung« in dem Maß, als sie bedingt ist durch die die Teile des Ganzen verwebenden und zum herrschenden Elemente hinleitenden Einheitsbeziehungen.

* Hiermit ist schon angedeutet, daß diese beiden Arten der Unterordnung stetig ineinander übergehen. Die Grundlage der Unterordnung bilden in beiden Fällen die Einheitsbeziehungen. Dort sind diese relativ einseitig wirkende. Hier tritt an die Stelle dieses Momentes die überragende Energie des herrschenden Elementes. Aber dieser müssen Einheitsbeziehungen das Gleich-

gewicht halten. Überwiegt das Moment der Energie des herrschenden Elementes mehr und mehr, so ist Gefahr, daß der Herrscher sich isoliert, und damit aufhört, Herrscher zu sein. Das Ganze zerfällt.

* Zugleich gilt freilich das Umgekehrte: Schwindet dies Moment mehr und mehr, gleicht sich also der Unterschied der psychischen Größe mehr und mehr aus, und tritt nicht jenes andere Moment, die Fähigkeit der Einheitsbeziehungen, die Aufmerksamkeit auf einen Teil speziell hinzuleiten, an die Stelle, so geht die monarchische Unterordnung über in die freie Einordnung der gleichberechtigten Teile in das Ganze, dessen Teile sie sind, und in dem nichts mehr »herrscht« als das etwa vorhandene Gemeinsame, die Form, der Rhythmus, das Gesetz des Ganzen. Jetzt verlieren sich die Teile gleichmäßig im Ganzen.

Das Herrschende, so sagte ich, nimmt qualitativ und quantitativ das Untergeordnete in sich hinein. Es assimiliert dasselbe qualitativ und absorbiert es zugleich quantitativ; aber es tut dies eben im Sinne der unterordnenden Assimilation und Absorption, d. h. im Sinne jener »Hineinnahme«. Es gewinnt also das herrschende Element qualitativ und quantitativ.

Dies heißt z. B.: Die von Nebenstimmen begleitete Melodie wirkt anders und wird zugleich eindrucksvoller. Die Melodie ist vermöge ihrer größeren Geschlossenheit im Ganzen der dominierende Teil. Zugleich sind die Nebenstimmen an sie durch musikalische Einheitsbeziehungen innig gebunden. Beides zusammen bedingt die apperzeptive Hineinnahme der Nebenstimmen in die Melodie, oder das Mitapperzipiertsein jener im Akte der Apperzeption dieser, wodurch eben die Nebenstimmen zu Begleitern der Melodie, zu einer Art von Attribut derselben werden. Dadurch wird die Melodie zu etwas qualitativ Anderem. Sie wird aber zugleich zu einem Mehr hinsichtlich ihrer psychischen Größe.

Besondere Wirkungen der monarchischen Unterordnung. Größenkontrast.

Hierhin gehört auch der »Größenkontrast«. Ein Mensch von Mittelgröße erscheint größer zwischen kleineren. Dies heißt nicht,

er wird größer gesehen, sondern seine Größe wird eindrucksvoller. Dagegen mindert sich die Eindrucksfähigkeit des Mittelgroßen, wenn er zwischen Größeren steht. Dieser Größenkontrast ist nichts als ein Fall der »unterordnenden Absorption«.

* Aus dem, was oben über die »despotische« und die »freie« Unterordnung gesagt wurde, ergibt sich, daß und warum die Wirkung des Größenkontrastes nicht die größte ist, wenn der Größenunterschied möglichst groß ist — dann wird das Große mit dem Kleinen relativ unvergleichbar, und »isoliert« sich demgemäß —, sondern wenn er ein mittlerer ist, also das Große mit dem Kleinen vergleichbar bleibt.

In diesen Zusammenhang gehört weiterhin die besondere Eindrucksfähigkeit alles dessen, was irgendwie aus seiner räumlichen oder zeitlichen Umgebung hervorragt, zugleich aber doch an diese durch Gleichartigkeit gebunden, mit ihr qualitativ vereinheitlicht, durch sie »vorbereitet« ist; etwa die besondere Eindrucksfähigkeit des Fürsten inmitten seines Hofstaates; des allmählich oder in Stufen eintretenden Fortissimo; die Eindrucksfähigkeit und erhöhte Wertung der Stellung, des Besitzes usw., wozu ich stufenweise gelangt bin, kurz des sukzessiven Fortschrittes; andererseits die mindere Schätzung dessen, was ich noch bin oder habe, nachdem ich von einer Höhe herabgestiegen bin; auch die geringere Schätzung dessen, was ich bin und habe, wenn ich mich mit dem, der mehr ist und hat, vergleiche, usw.

Als besonderes Beispiel für die Herrscherstellung, welche ein Element eines Ganzen durch seine überragende Energie gewinnt, sei noch erwähnt die Herrschaft des betonten Elementes in den rhythmischen Einheiten: Trochäus, Daktylus usw. Hier erweist sich die Tendenz der initialen und finalen Betonung zugleich als eine Tendenz der Unterordnung einer Mehrheit von Elementen unter das betonte erste und letzte. In der gegliederten rhythmischen Reihe vereinigt sich darnach die Vereinheitlichung durch einen gemeinsamen Grundrhythmus und das durchgehende rhythmische Gesetz mit der Vereinheitlichung durch monarchische Unterordnung.

Zugleich haben wir hier ein Beispiel dafür, daß auch diese monarchische Unterordnung, ebenso wie die Differenzierung eines Gemeinsamen, in verschiedenen Stufen sich vollziehen kann: Herr-

schende Elemente ordnen sich wiederum einem sie gemeinsam beherrschenden Elemente unter.

Auch wo eine monarchische Unterordnung stattfindet, ist wiederum dem Bedürfnis der Einheitlichkeit und dem Bedürfnis der selbständigen Erfassung des Einzelnen zumal genügt, wenn das Untergeordnete bei aller Unterordnung doch auch wiederum dem Herrschenden ein Gegengewicht bietet, wenn es also nicht allzusehr verschlungen wird; kurz gesagt, wenn ein Gleichgewicht in der monarchischen Unterordnung besteht. Ein einfaches Beispiel hierfür ist das nach dem goldenen Schnitt gebildete Rechteck. Die kleinere Ausdehnung ordnet sich der größeren unter, hat aber doch zugleich die Größe, die sie unbeschadet der vollen Unterordnung haben kann. Hierin liegt die Bedeutung dieser Rechtecksform. Und hierauf reduziert sich zugleich die ganze Bedeutung des »goldenen Schnittes« überhaupt.

Die monarchische Unterordnung ist einmal vollkommenere oder minder vollkommene Unterordnung, d. h. es ist in ihr das Untergeordnete durch das Herrschende mehr oder minder, und schließlich vielleicht vollkommen absorbiert oder seiner eigenen psychischen Wirkung beraubt. Sie ist zum anderen innigere oder minder innige Unterordnung, oder, was Dasselbe sagt, Unterordnung in einem inniger oder minder innig vereinheitlichten Ganzen. Die innigste Vereinheitlichung ist, wie wir sahen, die intensive Verschmelzung. In dieser findet darum auch die innigste Unterordnung statt. Ein Fall einer solchen Unterordnung ist uns schon begegnet. Im Klang ordnen sich alle Tonhöhen der Höhe des Grundtons, und zwar absolut, unter. Darum sind doch auch hier die untergeordneten Tonhöhen nicht durchaus unwirksam. Sie fügen zur Höhe des Grundtons die Klangfarbe.

* Andere Fälle der unterordnenden Verschmelzung werden uns später begegnen. Ich erwähne aber hier schon vorgreifend die partiale Unterordnung der Gründe eines Urteils unter die Gegengründe, bzw. umgekehrt, im Bewußtsein der Wahrscheinlichkeit bzw Unwahrscheinlichkeit, die totale im Bewußtsein der positiven bzw. negativen Gewißheit, die partiale Unterordnung der Motive eines Wollens unter die Gegenmotive im Bewußtsein des Vorziehens, die totale im Bewußtsein des unbedingten Willensentscheides.

Das Gesetz der vereinheitlichenden und ebenso das der unterordnenden Apperzeption ist ein Gesetz der psychischen Kraftersparnis. Beide haben im übrigen entscheidende Bedeutung auf allen Gebieten des psychischen Lebens. An dieser Stelle sei einstweilen speziell hingewiesen auf ihre Bedeutung für das Gedächtnis.

Die gedächtnismäßige Einprägung eines Ganzen oder eines Zusammenhanges setzt zunächst voraus, daß ich die Teile apperzeptiv zueinander hinzunehme, also nicht einen über dem anderen verliere, sondern sie zumal festhalte, und in mir zum simultanen Ganzen zusammenschließe. Soll aber nicht das Ganze in der Erinnerung zerfließen, und nur ein Totaleindruck übrig bleiben, so ist gleichzeitig erforderlich, daß das Einzelne die psychische Kraft in gewissem Grade beansprucht, oder eine gewisse eigene psychische Größe sich bewahrt.

Die Möglichkeit nun, ein Vielfaches in der bezeichneten Weise zusammenzufassen, ist begrenzt. Daher die Zahl der wiederholten Auffassungen, die zur Einprägung eines Zusammenhanges, etwa einer Reihe von Silben, erforderlich ist, mit der Zunahme der Zahl der Elemente, in dem speziellen Falle der Silben, rasch zunimmt.

Dabei ergibt sich aber zugleich dies: Der Zusammenschluß von Teilen zu untergeordneten Einheiten, der Silben zu sinnvollen Worten, und weiter der Worte zu Sätzen, erleichtert die Arbeit der Einprägung wesentlich, so daß die Einprägung einer Anzahl von mehrsilbigen Worten nicht erheblich viel mehr Wiederholungen erfordert, als die Einprägung einer gleichen Zahl von Silben, die keinen sinnvollen Zusammenhang ergeben. Hier zeigt sich sehr deutlich die Wirkung der Kraftersparnis durch die Vereinheitlichung.

Weiter aber erweist sich vor allem als für die Einprägung günstig jene einfach oder in Stufen sich vollziehende »Differenzierung eines Gemeinsamen«, im Verein mit der monarchischen Unterordnung der Einheiten unter betonte Elemente. Der Grund ist der oben bezeichnete, nämlich daß hier gleichzeitig einerseits dem Bedürfnis der Vereinheitlichung dessen, was zumal aufgefaßt werden soll, und zwar in doppelter Weise, entsprochen wird, andererseits doch Teile zu relativ selbständigen Teilganzen sich zusammenschließen und eine in den herrschenden Punkten gesteigerte, selbständige Eindrucks-

fähigkeit behaupten. Es gelingt etwa erheblich leichter die Einprägung einer Folge von Silben, wenn dieselbe rhythmisch gegliedert ist, als wenn solche Gliederung fehlt. — Dieses Gesetz der sicheren Einprägung ist zugleich das Grundgesetz des Lustgefühles. Davon später.

Die Absorption.

Wir sahen früher: Jeder psychische Vorgang hat die Tendenz, die psychische Kraft auf Kosten aller anderen anzueignen. Die Höhe dieser Tendenz ist die Energie des Vorganges. Aus dem Nebeneinander solcher Tendenzen leiteten wir die »Konkurrenz aller psychischen Vorgänge mit allen gleichzeitigen um die psychische Kraft« ab. In ihr, so sagten wir, verzehrt sich die Energie der Vorgänge — ihre Fähigkeit, die psychische Kraft anzueignen, und weiterhin die Fähigkeit, die angeeignete festzuhalten —; die der »energischeren« Vorgänge langsamer, die der minder energischen rascher. Die Vorgänge *verdrängen* sich auf diese Weise in dem »Konkurrenzkampfe« gewaltsam.

Dann aber sahen wir: Die Einheitsbeziehungen bedingen eine Tendenz des *Sichverlierens* der Vorgänge; eine Tendenz des freiwilligen oder kampflosen *Verzichts* auf die psychische Kraft, eine Tendenz des freien *Überfließens* derselben von einem Vorgang auf andere Vorgänge.

Damit nun scheinen zwei grundsätzlich verschiedene Weisen statuiert, wie Vorgänge, einer auf Kosten des anderen, die psychische Kraft gewinnen, bzw. einer zu Gunsten des anderen verschwinden können.

Diese beiden Möglichkeiten vereinigen sich aber in dem Begriff der *Absorption*, nur mit dem Zusatz, daß die Absorption bald mehr, bald minder durch die Energie des absorbierenden Vorganges, andererseits bald mehr, bald minder durch die Einheitsbeziehungen zwischen beiden bedingt ist. Jene Konkurrenz um die psychische Kraft, die wechselseitige *gewaltsame Verdrängung*, von der früher, und soeben wiederum, die Rede war, ist der ersteren Art. Ein Beispiel derselben ist die Wirkung jedes unvorbereiteten starken Eindrucks. Ein Beispiel jenes »Überfließens« ist etwa der freie Fortgang von einem Gedanken zu seinen notwendigen und einleuchtenden logischen Konsequenzen.

Dies führt uns zu gewissen allgemeinen, alle Absorption betreffenden Tatsachen.

Für alle Absorption überhaupt gilt zunächst das Gesetz: Jeder psychische Vorgang hat in dem Maß, als er die psychische Kraft angeeignet hat, die Tendenz, dieselbe durch die Einheitsbeziehungen hindurch, also zugleich nach Maßgabe der Innigkeit derselben, an andere Vorgänge weiterzugeben. Daß der Vorgang Kraft angeeignet hat, dies heißt ja nichts, als daß er psychisch wirksam geworden ist. Sein Wirken aber ist ein Hinwirken auf die Reproduktion und die Apperzeption solcher Vorgänge, mit welchen er in Einheitsbeziehungen steht, insbesondere solcher, die ihm ähnlich sind, oder die mit ihm erfahrungsgemäß zusammenhängen. Und diese Wirkung nun ist in sich selbst eine Tendenz der Kraftüberlassung. Ein Vorgang wirkt auf Apperzeption eines anderen hin, und: er verzichtet zu seinen Gunsten auf die psychische Kraft, diese beiden Sätze besagen Eines und Dasselbe. Dabei ist zugleich zu bedenken, daß im fortgehenden Hinwirken eines Vorganges auf die Apperzeption eines anderen die Einheitsbeziehung zwischen beiden sich steigert, oder eine immer innigere Einheitsbeziehung sich knüpft, so daß der Kraftabfluß immer rascher vonstatten gehen kann.

Gesetzt aber nun, es ist von einem Vorgang aus irgendwelchen anderen Vorgängen die Kraft zugeflossen, so müssen auch diese wiederum die Tendenz haben, jenem ihre Kraft mitzuteilen. Sei etwa einem Vorgang B von einem A her die Kraft zugeflossen, dann besteht eine Tendenz des Rückflusses der Kraft zu A. Dabei ist die Möglichkeit einer doppelseitigen Wirkung der Einheitsbeziehung vorausgesetzt. Aber jede Einheitsbeziehung ist schließlich der doppelseitigen Wirkung fähig. Auch die einseitig in einer bestimmten Richtung geknüpfte Erfahrungsassoziation wirkt zugleich, obzwar in minderem Grad, in der entgegengesetzten Richtung.

Hieraus nun scheint ohne weiteres eine Wellenbewegung der psychischen Kraft, ein Schwanken der Aufmerksamkeit, hervorzugehen. Es scheint unvermeidlich, daß die von einem A auf ein B übergeflossene Kraft nicht nur, wenn das B sozusagen gesättigt ist, zu dem A zurückkehrt, sondern dann auch wiederum dem B sich zuwendet, usw.

Diese Wellenbewegung geschieht nun in der Tat. Es findet, auch wenn ich mich bemühe, die Aufmerksamkeit dauernd und gleichmäßig bei einem Objekte festzuhalten, ein Oszillieren derselben statt. Und dies hat zunächst in dem bezeichneten Umstande seinen Grund.

Doch fehlt hier noch eine entscheidende Bestimmung. Jener Rückfluß von B nach A scheint, zum mindesten, soweit die Einheitsbeziehungen in gleicher Weise in der einen und in der anderen Richtung zu wirken vermögen, unmittelbar geschehen, d. h. er scheint mit der Aneignung der Kraft durch das B von vornherein Hand in Hand gehen zu müssen. Daraus aber ergäbe sich eine sofortige Ausgleichung. Es wäre schließlich unverständlich, wie überhaupt der Vorgang B dazu kommen sollte, apperzeptiv herauszutreten.

Gesetz der Kraftüberlassung und Dissoziation.

Hier aber greift nun ein neues psychologisches Grundgesetz ein. Wir setzten schon oben voraus, oder statuierten die Tatsache, daß die Apperzeption zugleich eine Heraussonderung oder Besonderung des Apperzipierten sei. Diese müssen wir hier näher bestimmen. Solche Besonderung ist eine Minderung der Wirksamkeit der Einheitsbeziehungen, welche den Vorgang mit dem sonstigen psychischen Leben verbinden. Sie ist eine Art der Losreißung oder »Dissoziation« des Vorganges.

Und dazu müssen wir sofort hinzufügen: Hierin liegt zugleich eine Herabminderung der Möglichkeit des psychischen Geschehens außerhalb des apperzipierten Vorganges überhaupt, eine Lähmung, wir können auch schon sagen, eine Einschläferung oder »Hypnotisierung« der Seele im übrigen.

Offenbar kann aber eine solche Dissoziation um so eher sich vollziehen, je minder innig die Einheitsbeziehungen an sich sind, je mehr also bereits eine Disposition für eine solche Dissoziation besteht.

Dagegen wird die jener Dissoziationstendenz entgegenstehende Tendenz, d. h. die Tendenz, die psychische Kraft mitzuteilen, um so eher sich verwirklichen, je inniger die Einheitsbeziehungen sind. Zugleich werden durch die Mitteilung, wie schon gesagt, die Einheitsbeziehungen in ihrer Funktionsfähigkeit gesteigert. Wir

könnten darnach diese letztere Tendenz auch als eine »Assoziationstendenz« bezeichnen.

Fassen wir schließlich dies zuletzt Gesagte mit dem vorher Gesagten zusammen, so ergibt sich der Satz: Je minder innig die Einheitsbeziehungen zwischen einem psychischen Vorgang und dem sonstigen psychischen Leben sind, desto mehr wird durch die Kraftaneignung oder die Apperzeption des psychischen Vorganges und unter Voraussetzung gleicher Höhe derselben dieser Vorgang von dem übrigen psychischen Leben dissoziiert, und damit zugleich dies letztere gelähmt. Je inniger dagegen die Einheitsbeziehungen sind, um so leichter teilt der Vorgang seine Kraft mit, um so eher werden in der Folge die Einheitsbeziehungen, die ihn mit dem sonstigen psychischen Leben verbinden, gesteigert, wird also dies psychische Leben durch ihn wach erhalten.

Man denke hier gleich an ein extremes Beispiel: an die lähmende, betäubende, »hypnotisierende«, andererseits an die erregende, weckende, rasch allerlei zugehörige Vorstellungen auslösende Wirkung des plötzlichen und einschneidenden Erlebnisses, etwa einer überraschenden Nachricht. Jene Wirkung geschieht bei dem leicht Dissoziierten, diese bei demjenigen, in welchem die Einheitsbeziehungen inniger, und unmittelbarerer Wirkung fähig sind. Jener wird fassungslos; »die Gedanken stehen ihm still«. Dieser ist gefaßt und weiß sofort, was zu tun ist. Auch bei jenem folgt vielleicht auf die Lähmung die kräftige Erregung: Die erst relativ gelösten Einheitsbeziehungen werden durch das intensiv apperzipierte Ereignis, und das Verweilen bei demselben, wiederum geknüpft. Davon später ein Weiteres.

*Hier ist aber schon eine weitere Tatsache vorausgesetzt. Jene Dissoziation des Vorganges, in dem die psychische Kraft sich zusammenfaßt, vom sonstigen psychischen Leben, oder jene Herabsetzung der Wirksamkeit der Einheitsbeziehungen, die ihn mit diesem verbinden, vollzieht sich im Fortgang der Kraftaneignung. Sie wirkt noch nicht im Beginn derselben. Hier also sind zunächst die Einheitsbeziehungen in voller Wirkung. Dann erst, mit dem Fortschreiten der Kraftaneignung, treten diese sukzessiv zurück. Es über-

wiegt also jetzt sukzessive dasjenige, was den Vorgang zu einem selbständigen macht, oder dasjenige, was ihn als einen dem sonstigen psychischen Lebenszusammenhange relativ fremden erscheinen läßt.

* Dies hindert doch nach oben Gesagtem nicht, daß der Vorgang, in dem Maße, als er apperzipierti st, und als die Einheitsbeziehungen trotz jener relativen Dissoziation noch funktionsfähig sind, auch wiederum die Tendenz in sich trägt, diese Einheitsbeziehungen in Funktion zu setzen und damit ihre Wirkungsfähigkeit sukzessive zu steigern, oder wiederum zu steigern.

* Daß in der Tat in den Anfangsstadien des Apperzipierens oder der Kraftaneignung die Einheitsbeziehungen überwiegen, bei voller Apperzeption dagegen das Trennende, Unterscheidende, kurz das Moment der Fremdheit zu höherer Wirkung gelangt, dies ergibt sich aus wohlbekannten Tatsachen und macht uns diese verständlich:

* Geringe Aufmerksamkeit auf Ähnliches läßt uns dasselbe ähnlicher erscheinen. Vollere Aufmerksamkeit läßt die Unterschiede heraustreten und in uns zur Wirkung kommen. Ähnlichkeit aber ist eine Art der Einheitsbeziehung.

* Oder ein speziellerer Fall: Zwei Gesichter sind mir zunächst minder bekannt, und ich vermag sie nicht oder kaum zu unterscheiden. Kenne ich sie dagegen genauer, werden sie also leichter und sicherer von mir aufgefaßt, so begreife ich vielleicht nicht mehr, wie ich sie ehemals habe überhaupt einander ähnlich finden können.

* Vor allem aber wird aus dem bezeichneten Sachverhalte verständlich, wie es überhaupt geschehen kann, daß das in einem Zusammenhang relativ Fremde doch von dem Zusammenhang aus von mir apperzipiert wird, um dann, wenn dies geschehen ist, die psychische Kraft festzuhalten und den Abfluß derselben, auch den Rückfluß, fühlbar zu hemmen.

* Einfache Beispiele hiefür: Man denke etwa an den leiterfremden, oder gar falschen Ton, der in eine Melodie hineintritt. Daß er doch auch Ton ist, läßt die Aufmerksamkeit leicht von den vorangehenden Tönen zu ihm übergleiten. Er wird also apperzipiert. Dann aber löst er sich heraus, und ich bleibe bei ihm. Er fällt mir in seiner Fremdheit auf und hält mich fest.

* In diesem Fall ist die »Fremdheit« eine qualitative. Das Gleiche gilt aber, wenn in einen erfahrungsgemäßen Zusammen-

hang ein ihm erfahrungsgemäß relativ Fremdes hineintritt. Es wirkt dann der räumliche oder zeitliche Zusammenhang auf die Apperzeption dieses Fremden hin. Dann aber zeigt dasselbe ein eigentümliches Vermögen, mich festzuhalten und nicht wieder loszulassen. Es »dissoziiert« sich.

Fortgang der apperzeptiven Bewegung. Gesetz der Linearität.

*Bleiben wir aber zunächst dabei, daß der Vorgang, der die psychische Kraft angeeignet hat, daß insbesondere der voll apperzipierte Vorgang in jedem Falle doch in dem Maße, als er apperzipiert ist, die Tendenz des Rückflusses in sich schließt.

*Diese Tendenz des Rückflusses nun wird aufgehoben durch eine stärkere Tendenz desselben Vorganges, in anderer Richtung zu wirken und in dieser Richtung absorbiert zu werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der neu auftretende Vorgang schon als neu auftretender eine höhere Energie besitzt.

*Daraus wird der »Fortgang« des psychischen Geschehens, d. h. das Verschwinden einer Vorstellung zugunsten nachfolgender, der »Fortgang« etwa meiner Erinnerung von Punkt zu Punkt, das »Sichablösen« der Bilder, verständlich. Der frühere Vorgang wird durch den späteren total absorbiert, wenn nicht irgendein Gemeinsames die sich folgenden Vorgänge verknüpft, und die früheren mehr oder minder festhält, wie dies etwa bei jedem in der Zeit sich verwirklichenden einheitlichen Kunstwerke der Fall ist.

*Das hier Gewonnene müssen wir nun aber verallgemeinern: Jede stärkere Tendenz des Fortganges der psychischen Bewegung in einer Richtung hebt die schwächere Tendenz des Fortganges in anderer Richtung auf. Jene, so können wir wiederum sagen, absorbiert diese.

*Hieraus begreifen wir die Tatsache, die ich kurz als die Tatsache oder als das Gesetz der Linearität des apperzeptiven Geschehens bezeichne. Dies Gesetz besagt, daß das apperzeptive Geschehen normalerweise jederzeit in einer einheitlichen, obzwar vielleicht immer wieder die Richtung wechselnden Linie sich vollzieht.

*Psychische Vorgänge stehen in mannigfachen assoziativen

Beziehungen. Etwa ein A in den Beziehungen A B, A C usw. Hierbei kann ich A betrachten in seiner Beziehung zu B oder zu C usw. Ich betrachte etwa ein Ding mit Beziehung auf seine Herkunft, oder auf seine Folgen, oder auf seine Ähnlichkeit mit anderen Dingen.

*Damit sind verschiedene Seiten des A bezeichnet. Und diese nun verhalten sich wie verschiedene in einem Punkte vereinheitlichte Vorgänge oder Erlebnisse. Demgemäß gilt mit Bezug auf sie die Regel: Die Seite oder Beziehung, die in mir zu stärkerer Wirkung gelangt oder aus irgendeinem Grund größere Energie besitzt, hat die Tendenz, die anderen zu absorbieren.

*Auch hier wiederum ist die Gefahr des Rückflusses. Aber diese wird auch in diesem Fall aufgehoben, indem die psychische Bewegung in der Richtung jener Beziehung weiterdrängt. So geschieht es, daß im Fortgang des apperzeptiven Geschehens von Vorgang zu Vorgang oder von einem Komplex zu einem anderen in jedem Punkt aus der Menge der möglichen Richtungen des Fortganges diejenige ausgewählt wird, in welcher die stärkere Bewegung sich vollzieht.

*Von der Möglichkeit, daß neben der linearen apperzeptiven Bewegung eine unterapperzeptive selbständig sich vollzieht, wird später die Rede sein.

Gesetz der Stauung.

Vorhin schon wurden Fälle erwähnt, in denen ein relatives Stehenbleiben der Apperzeption an einem Punkte stattfand. Dies kann uns hinführen zu einer Apperzeptionstatsache von besonderer psychologischer Tragweite, die hier ihre natürliche Stelle findet.

Ich meine Folgendes: Jeder Art des Sichverlierens oder des Absorbiertwerdens der psychischen Vorgänge wirkt entgegen die Tatsache, die das »Gesetz der psychischen Stauung« aussagt: Wird ein psychisches Geschehen in seinem natürlichen Ablauf unterbrochen oder gehemmt, oder tritt in denselben an einem Punkt ein fremdes Element hinein, so geschieht an der Stelle, wo die Unterbrechung, die Hemmung, die Störung durch das Fremde, auftritt, eine Stauung.

* Dies will sagen: Die in ihrer Verwirklichung gehemmte Tendenz des Fortganges hebt nach Maßgabe ihrer Intensität die »passive Absorptionstendenz« des Vorganges, d. h. die Tendenz des Rückflusses der psychischen Kraft, und ebenso des seitlichen, in irgendwelcher neuen Richtung geschehenden Abflusses derselben, auf, konzentriert also die psychische Kraft an jener Stelle.

* Dazu gleich die Bemerkung: Aus dieser Konzentration kann sich eine Überwindung des Hemmnisses ergeben. Geschieht diese nicht unmittelbar, so wirkt auch hier die Ansammlung der psychischen Kraft, nachdem sie sich vollzogen hat, und in dem Maße, als dies geschehen ist, nach rückwärts und seitwärts, läßt also eine apperzeptive Rückbewegung oder Seitwärtsbewegung entstehen. Und nun kann es geschehen, daß hierdurch, also auf einem Umwege, das Hemmnis beseitigt wird. Das Ganze dieser Tatsache ließe sich bezeichnen als die Tatsache der teleologischen Mechanik des Vorstellungsverlaufes.

Beispiele für diese psychische Stauung lassen sich überall finden. Man denke etwa an die Wirkung des unvermuteten Abbrechens einer Reihe gleichartiger Elemente, die naturgemäß auf eine Fortsetzung hinweist; des plötzlichen Aufhörens des Mühlengeklappers, des Abbrechens einer Melodie; an die Wirkung des Abbrechens eines Satzes oder einer Erzählung; des Nichteintretens eines Erwarteten oder des Eintretens eines anderen als des Erwarteten; des Auftretens der Dissonanz in der musikalischen Tonfolge; oder irgendeines Elementes in dem bekannten Zusammenhang, das diesem Zusammenhang fremd ist; oder des Auftretens eines meinen Vorstellungs- und Denkgewohnheiten überhaupt Fremden und Widerstreitenden. Weiter an die besondere Eindrucksfähigkeit, den »Reiz« des Halbverhüllten oder Halbausgesprochenen.

Als besonderer Fall ist zu erwähnen: die Wirkung der Negation natürlicher praktischer Forderungen, etwa der Forderung der Erhaltung und Dauer eines wertvollen Objektes; der Forderung, daß der Mensch lebe und des Lebens froh werden könne. Durch die Negation solcher Forderungen wird jedesmal dasjenige, was die Forderung motiviert und eindringlich macht, das Wertvolle also, in seiner Eindrucksfähigkeit gesteigert.

Hierhin gehört unter manchem Anderen die höhere Wert-

schätzung dessen, was man verloren hat, oder was auch nur beschädigt ist; das »De mortuis nil nisi bene«; das Ausgesöhntsein mit demjenigen, der für ein Verbrechen bestraft wurde. Es gehört hierhin insbesondere auch das gesteigerte Miterleben und die erhöhte Wertung des menschlich Wertvollen oder relativ Erhabenen, das von der Komik getroffen oder komisch »vernichtet« ist, mit einem Worte: der Humor; nicht minder die Weise, wie das Leiden des Menschen den Menschen mir nahe bringt, mit einem Worte: das tragische Mitleid[1]).

Endlich ist alles Streben eine Stauungserscheinung. Doch davon später.

Man erinnert sich der Tatsache, die ehemals — S. 42 — mit dem Namen der »Kontrastenergie« bezeichnet wurde. Diese Tatsache ist jetzt, oder ist jetzt erst völlig, verständlich geworden. Von dem Neuen oder Seltenen, dem Außerordentlichen und Wunderbaren, wurde auf S. 78 gesagt, es habe eine größere Eindrucksfähigkeit, zunächst darum, weil es nicht, wie das Gewohnte, bzw. das Natürliche, in einen Zusammenhang eingeordnet sei, in dem es »sich verliere«. Dazu tritt aber das Positive: die Wirkung der »psychischen Stauung«.

Damit zugleich sind uns die Tatsachen verständlich geworden, um deren willen man gemeint hat, ein besonderes »Assoziationsgesetz des Kontrastes« aufstellen zu müssen. Diese Tatsachen ergeben sich aus dem »Gesetz der psychischen Stauung«.

IX. Kapitel: Analyse und Synthese.

Arten der Analyse.

Die Aufhebung oder relative Aufhebung der ungeschiedenen Einheitsapperzeption, oder die apperzeptive Verselbständigung von Teilgegenständen ist die Analyse. Sie ist zugleich eine Verselbständigung, d. h. ein selbständiges Wirksamwerden der Teilvorgänge.

Es ist aber hier zu bemerken, daß wir auch von Analyse

[1]) S. die oben angeführte »Ästhetik« I, VI. Abschnitt, Kap. VI u. VIII; außerdem »Komik und Humor«, Hamburg u. Leipzig 1892, insbes. Kap. XV u. XVII.

sprechen dürfen, wenn ein Teilgegenstand a priori mit anderen vereinheitlicht, oder wenn der einheitliche Gegenstand ein a priori einheitlicher ist. A priori vereinheitlicht aber ist ein Teilgegenstand mit einem anderen, wenn er diesen vermöge seiner bloßen Qualität oder in der reinen qualitativen Apperzeption »fordert«; oder, was Dasselbe sagt, wenn er als der bestimmt beschaffene, der er ist, von diesem anderen in der Vorstellung nicht getrennt werden kann. So verhalten sich etwa zueinander die Form und die Farbe einer Fläche, oder die Höhe und die Stärke eines Tones.

Den Gegenstand oder Vorgang, der aus an sich selbständigen Gegenständen oder Vorgängen durch Einheitsapperzeption zu einem einheitlichen geworden ist, wollen wir hier im Gegensatz dazu als einen empirisch einheitlichen bezeichnen.

Die Analyse komplexer Gegenstände oder Vorgänge geschieht durch die Steigerung der Energie des herauszuanalysierenden Teilvorganges oder durch einen beliebigen anderweitigen Vorgang, der, vermöge einer Einheitsbeziehung mit diesem Teilvorgange, demselben in besonderem Grade die Aufmerksamkeit zufließen läßt. Darin liegt nach oben Gesagtem jedesmal eine Tendenz der apperzeptiven Besonderung.

* Im übrigen gibt es so viele Grundarten der Analyse, als es Grundarten der Einheitsapperzeption gibt, also drei. Wir unterscheiden die numerisch teilende Analyse, die das, was Eines ist, in eine Menge verwandelt; die differenzierende, welche die räumliche oder zeitliche oder qualitative »Verwebung« relativ aufhebt, also die verwobenen Teile relativ verselbständigt; und die zerlegende, welche die zur Einheit »verflochtenen« Teilgegenstände besondert.

* Die numerisch teilende Analyse macht die Teile zum Gegenstand der »vereinzelnden« Apperzeption oder zu Einsen. Sie verselbständigt absolut. Es gibt also keine Grade dieser Analyse. Dagegen ist die differenzierende Analyse, wie soeben angedeutet, relative Verselbständigung, und kann in unendlich vielen Graden geschehen. In der Mitte endlich steht die zerlegende Analyse. Sie ist ihrer Natur nach volle qualitative Verselbständigung; aber es bleibt als die Akte der Einzelapperzeption vereinheitlichender Faktor das bestehen, was die Elemente verflicht.

* Noch etwas anders gesagt: Die numerisch teilende Analyse schafft getrennte Apperzeptionsakte, die nur von dem das Ganze umfassenden Akt umspannt sind. Die differenzierende schafft in einer einheitlichen Welle mehr oder weniger heraustretende Gipfel. Die zerlegende endlich setzt an die Stelle des einen Aktes mehrere, die in einem Punkt zusammenstoßen. Oder, wenn wir diesen einen Apperzeptionsakt, wie an früherer Stelle, als Bogen denken: Sie verwandelt den einen Bogen in ein Aneinander von kleineren Bogen. Vgl. S. 66 f.

* Eine numerisch teilende Analyse eines a priori einheitlichen Gegenstandes ist die Teilung der räumlichen oder der zeitlichen Ausdehnung. Ein Beispiel einer solchen Teilung ist die gedankliche Verwandlung einer Linie in drei Linien. Raum und Zeit sind a priori einheitliche Gegenstände. Es liegt in der Qualität des Raumes und der Zeit, daß zu ihren Teilen andere Teile gehören, oder daß jeder Teil nur eben Teil sein kann.

* Eine differenzierende Analyse a priori einheitlicher Gegenstände ist etwa die gedankliche Verselbständigung des Rot und Gelb im Rotgelb. Hier bleiben Rot und Gelb in der einen Farbe apperzeptiv vereinheitlicht.

* Ein Beispiel einer zerlegenden Analyse a priori einheitlicher Gegenstände ist die Unterscheidung der Merkmale: Höhe, Stärke und Färbung eines Tones. Dabei bleibt der eine Punkt, »Ton« genannt, als vereinheitlichendes Moment in den teilenden Apperzeptionsakten bestehen.

* Die numerische Teilung der empirisch einheitlichen Gegenstände ist räumliche oder zeitliche oder qualitative. Ein Beispiel der ersteren ist die gedankliche Teilung eines Körpers in mehrere Körper. Ein Beispiel der zweiten die Teilung eines Tones von bestimmter Dauer in aufeinander folgende Strecken desselben.

* Die qualitative numerische Teilung kann extensive und intensive sein. Der ersteren Art ist die Teilung des qualitativen Abstandes etwa zwischen der Lautheit oder der Höhe zweier Töne. Hier vollziehe ich eine numerisch teilende Analyse, wenn ich etwa das Bewußtsein habe, ein Ton II liege hinsichtlich seiner Lautheit in der Mitte zwischen den Tönen I und III. Dabei teile ich den Abstand zwischen beiden in zwei Hälften.

* Speziell zu beachten ist aber die intensive Teilung. Sie ist die Teilung der Intensität, etwa der Lautheit eines Tones. Eine solche geschieht jederzeit, wenn ich das Bewußtsein habe, ein Ton sei lauter als ein anderer. Dies »lauter« besagt: Er hat die Lautheit dieses anderen, und außerdem einen Überschuß von Lautheit.

* So sind alle Empfindungsinhalte überhaupt hinsichtlich ihrer Intensität teilbar, oder lassen sich ohne Rest verwandeln in eine Menge. Eben dies ist nach früher Gesagtem der Sinn der Bezeichnung gewisser Qualitäten als Intensitäten oder Quantitäten.

* Solche intensive Teilung ist aber freilich immer nur möglich im Akte der Größenvergleichung oder der Messung. Die Heraussonderung der Teilintensität, welche der lautere Ton mit dem leiseren gemein hat, oder die Loslösung derselben von dem Überschuß, geschieht, indem die ihr gleiche Intensität des leiseren Tones hinzutritt, und beide als gleich erkannt werden, oder für die Apperzeption sich identifizieren. Eben in diesem Sichidentifizieren der Teilintensität und der Vergleichsintensität, mit Ausschluß des Überschusses, ist die Loslösung, also die Teilung vollzogen.

* Eine differenzierende Analyse eines empirisch einheitlichen Gegenstandes ist etwa die Analyse eines Klanges oder auch des Zusammenklanges, oder die gedankliche Gliederung einer Melodie oder einer rhythmischen Reihe. Hier bleiben die herausgehobenen Teile, die »Bestandteile«, wie wir solche Teile im Unterschied von den Teilen des numerischen Ganzen nennen, apperzeptiv verwoben. Die Apperzeption derselben bleibt in der Apperzeption des Ganzen relativ stecken, ist nur eine mehr oder minder weitgehende relative Verselbständigung derselben.

* Dagegen ist die Unterscheidung der »Eigenschaften« eines Dinges eine zerlegende Analyse. Hier bleibt als die Teilapperzeptionen vereinheitlichendes Moment das »Ding« oder das »Substrat« der Eigenschaften. Darüber weiter unten.

* Eine besondere Weise der differenzierenden Analyse vollziehe ich, wenn ich ein Ganzes in meiner Betrachtung herrschenden Punkten oder Teilen unterordne, wenn ich etwa in der Betrachtung eines figurenreichen Gemäldes auf gewisse Figuren innerlich den »Ton« lege, und sie zu Ausgangs- und Zielpunkten meiner Betrachtung mache.

Abstraktion.

Die differenzierende und zerlegende Analyse a priori einheitlicher Gegenstände könnte abstrahierende Analyse heißen. Die durch solche Analyse heraushebbaren Teilgegenstände sind »Abstrakta«. Mit dieser Analyse ist doch die Abstraktion selbst nicht identisch. Jene besagt, daß ich abstrakte Teilgegenstände im Ganzen relativ verselbständige, die Abstraktion, daß ich von solchen absehe.

Genauer gesagt, ist die Abstraktion jederzeit die eine Seite der »abstrahierenden Apperzeption«. Diese ist freilich kein völlig eindeutiger Begriff. Man kann sie in allgemeinerem Sinne nehmen: als Apperzeption irgendeines Gegenstandes ohne Mitapperzeption von anderen Gegenständen, die irgendwie dazu gehören. So betrachte ich etwa ein Haus »unter Abstraktion« von seiner landschaftlichen Umgebung.

Indessen, dies ist nicht der eigentliche Sinn der Abstraktion und der abstrahierenden Apperzeption; sondern dieser schließt ein, daß ich in das Apperzipierte die Beziehung der Zugehörigkeit zu dem, wovon ich abstrahiere, mit hineinnehme. Dies liegt schon im Namen. »Abstrahierende Apperzeption«, dies heißt nicht: Apperzeption schlechtweg, sondern eine solche unter »Abstraktion« von etwas. Nicht dies Etwas, wohl aber das »Von« dem Etwas ist darin eingeschlossen. Betrachte ich etwa die Tonhöhe eines Tones unter Abstraktion von seinen sonstigen Merkmalen, so apperzipiere ich in der Tonhöhe zugleich den »Ton«, d. h. den Punkt, in welchem die Tonhöhe mit der Tonstärke und Tonfärbung Eines ist. Ich apperzipiere also in der Tonhöhe zugleich die Beziehung zu diesen anderen Merkmalen. Oder: Betrachte ich das Rot in dem Rotgelb unter Abstraktion von dem Gelb, so ist der Gegenstand meiner Apperzeption nicht ein Rot, sondern dies mit einem Anderen, nämlich dem Gelb, verwobene Rot; nur freilich so, daß ich das Gelb selbst nicht in den Akt der Apperzeption mitnehme. Wie hier, so ist in allen Fällen das abstrahierend Apperzipierte allerdings allein apperzipiert, also allein »Gegenstand«. Aber es ist nicht ein abgetrennter, sondern ein in die »unterapperzeptive Sphäre« herabweisender Gegenstand. — Damit ist wiederum eine völlig neue Tatsache und

ein eigenartiges, nicht weiter zurückführbares, Bewußtseinserlebnis bezeichnet.

Hiermit ist zugleich das Wesen des Abstraktums bezeichnet. Ein Abstraktum ist dasjenige, das in solcher und nur in solcher Weise apperzeptiv verselbständigt werden kann, in dem also, bei aller apperzeptiven Verselbständigung, jederzeit der Hinweis auf ein Anderes, nämlich dasjenige, von dem abstrahiert wird, notwendig mitapperzipiert wird. Es ist, negativ gesagt, der Teilgegenstand eines Gesamtgegenstandes, der nicht ein numerisches Element einer Menge ist, in welche der Gesamtgegenstand ohne Rest, und ohne Widerholung, zerteilt werden könnte. Er ist, in diesem Sinn, ein »unselbständiger« Teilgegenstand.

* Diese Abstrakta sind von mehrfacher Art. Lassen wir vorerst diejenigen Abstrakta außer Betracht, die sich aus der numerischen und der komplexen Einheitsapperzeption und der zugehörigen Analyse ergeben; und denken wir im übrigen in erster Linie an die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung. Dann ist ein erster Grundgegensatz der Gegensatz der »Merkmale« und ihrer »Träger«. Der »Träger« »trägt« das Merkmal, ist seine »Basis«, hat es an sich, oder besser, in sich; das »Merkmal« determiniert den Träger, d. h. bestimmt ihn genauer, individualisiert ihn, vervollständigt ihn in sich selbst. Aber nicht umgekehrt. Die Farbe etwa verhält sich zu »ihrem« Sättigungsgrad, der Ton zu »seiner« Intensität wie der Träger zu seinem Merkmal. Hier »trägt« die Farbe den bestimmten Sättigungsgrad in sich, der Ton »hat« die Intensität; aber es »hat« nicht umgekehrt der Sättigungsgrad die Farbe; die Intensität ist nicht »Basis« für den Ton, sie »trägt« ihn nicht. Und es wird das Allgemeine, das das Wort »Ton« bezeichnet, in sich selbst näher bestimmt oder vervollständigt durch den Hinzutritt der Intensität, aber es wird nicht umgekehrt das, was ich mit dem Worte »Intensität« meine, in sich selbst näher bestimmt oder vervollständigt durch den Zusatz, daß sie Intensität eines Tones sei.

* Träger können aber wiederum Merkmale sein für allgemeinere Träger; und umgekehrt, Merkmale Träger für individuellere Merkmale. »Merkmale« und »Träger« sind also nichts Absolutes. Sondern sie sind Merkmale bzw. Träger mit Rücksicht aufeinander.

* So hat etwa der Sättigungsgrad eines Rot das Rot zum Träger;

dies wiederum das Gemeinsame der Farbe überhaupt. Das Rot ist also zugleich allgemeineres Merkmal.

* Dazu fügen wir noch die weiteren Bestimmungen: Ein Merkmal kann an einen bestimmten Träger gebunden sein, wie die Tonhöhe an den Ton; oder es ist mögliche Determination verschiedenartiger Träger, wie die Intensität. Die Träger sind andererseits entweder immanente, d. h. in der Qualität des Merkmales mitgegebene, oder sie sind akzidentielle Träger. Solche sind die formalen, d. h. die räumlichen oder zeitlichen Träger einer Qualität. Die Tonhöhe hat den Ton zum immanenten, die zeitliche Ausdehnung zum akzidentiellen und formalen Träger.

* Zwischen den individuellen, allgemeineren, und immer allgemeineren Merkmalen einerseits, und den mehr oder minder allgemeinen Trägern andererseits stehen endlich in der Mitte die abstrakten Richtungen oder Hinsichten. Der bestimmte Sättigungsgrad ist, wie gesagt, ein Merkmal. Sättigung überhaupt aber ist eine »Richtung«, nämlich eine Determinationsrichtung. Der Sättigungsgrad des Rot ist die Determination des Rot in »Hinsicht« oder in der »Richtung« der Sättigung. Auch die abstrakten Richtungen können aber wiederum in mehrere Richtungen auseinandergehen, also gleichfalls allgemeine oder minder allgemeine Abstrakta sein. Die farbige Fläche ist hinsichtlich ihrer Qualität determiniert als farbig; die Farbe aber ist wiederum determiniert hinsichtlich ihres Farbentones, etwa als ein bestimmtes Rot. Die »Richtungen« nennen wir auch »Kategorien«.

* Vom Begriff des Trägers ist zu unterscheiden der Begriff des Substrates. Davon nachher. Doch ist hier sogleich zu bemerken: Der »Träger« kann Substrat sein, oder dasselbe in sich schließen. Dann erst gewinnt der »Träger« einen absoluten Sinn, d. h. er ist jetzt nur noch Träger, nicht mehr Merkmal, obgleich allerlei Merkmale in ihm mitgedacht sein können. Solche Träger sollen »subsistierende« Träger, oder allgemeiner, subsistierende Abstrakta heißen. Ihnen stehen gegenüber die »inhärierenden« Abstrakta. Subsistierende Abstrakta sind: der Körper, das Dreieck; inhärierende: die Form, die Körperlichkeit, die Spitzwinkeligkeit. Das Substrat selbst ist absoluter Träger, d. h. ein Träger, der übrig bleibt nach Abstraktion von allen Merkmalen.

Allgemeinste Abstrakta. Grundkategorien.

* Im vorstehenden ist zunächst einzig gedacht an die qualitative Seite der Gegenstände, wobei die Qualität auch die räumliche und zeitliche Beschaffenheit einschließt. Eben damit ist zugleich eine allgemeinste Richtung oder eine »Grundkategorie« bezeichnet, nämlich eben die der Qualität. Daneben stehen die Grundkategorien des Daseins, welche die Abstrakta: Wirklichkeit, Nichtwirklichkeit, objektive Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Notwendigkeit in sich schließt, und die des objektiven Wertes. Der Einheitspunkt aller dieser Kategorien oder Richtungen, zugleich der allgemeinste Träger aller Merkmale, ist der Gegenstand oder das Etwas.

* Die innere oder die psychologische Wahrnehmung ergibt die besonderen Abstrakta: »Ich«, unmittelbare Bestimmtheiten des Ich, oder Gefühle, Beziehungen des Ich zu Inhalten und Gegenständen, »gegenständliche« Inhalte. Das Ich — nämlich das unmittelbar erlebte, oder das Bewußtseins-Ich — verhält sich zum Gefühl, wie der absolute Träger, oder das Substrat, zu seinem Merkmal. In jedem Gefühl steckt das Ich, wie in der Tonhöhe der Ton. Das Ich ist aber zugleich in anderer Weise das Substrat jener »Beziehungen«, und aller »Inhalte« als solcher. Es ist also das Substrat aller Gegenstände der inneren Wahrnehmung.

* Wie schon angedeutet, ergeben sich weitere Abstrakta aus der numerischen Einheitsapperzeption und der entsprechenden Analyse. Es sind dies die Abstrakta: Menge; numerischer Teil; Eins. Die Grundkategorie ist die Kategorie der Quantität. Quantität hat alles, was und sofern es numerisch teilbar, oder in eine Menge auflösbar ist.

* Ein »Quantum« ist dasjenige, was Quantität hat, in dem aber keine letzten Teile herausgelöst werden können. Ein solches Quantum ist auch, was »psychische Quantität« oder »Größe« hat. Und solche eignet jedem Erlebnis. In allem unserem Erleben, allen psychischen Vorgängen, ist ein Mehr oder Minder, das im Gefühl der Größe des Eindrucks unmittelbar sich kundgibt. Es ist also darin numerische Teilbarkeit. Ein besonderer Fall dieser Größe ist die Intensität.

* Weiter ergeben sich aus der komplexen Einheitsapperzeption und der entsprechenden Analyse die Abstrakta: komplexes Ganzes

und Bestandteil. Die zugehörige Grundkategorie oder »Grundrichtung« hat keinen besonderen Namen. Wir müssen uns begnügen, sie eben »Kategorie des komplexen Ganzen und des Bestandteils«, oder auch »Kategorie der Ganzheit und der Zugehörigkeit zu einem Ganzen« zu nennen. Ein Gegenstand ist in dieser Hinsicht determiniert, wenn er bestimmt ist als ein so oder so geartetes Ganze aus so oder so gearteten Bestandteilen, oder als ein Bestandteil, der in einem Ganzen diese bestimmte Stellung einnimmt.

* Im übrigen ergeben sich aus der numerischen und der komplexen Einheitsapperzeption die Abstrakta der numerischen und komplexen Relationen mit der Grundkategorie der Relation. Auch das »Wo« und das »Wann« sind Relationen. Von den Relationen nachher Genaueres.

Substrat und Substanz.

* Endlich ergibt sich aus der komplexen Einheitsapperzeption und der entsprechenden Analyse der abstrakte Gegenstand: Substrat der Komplexion, und die Grundkategorie des »Substratseins« — bzw. der Substantialität — und der »Inhärenz« oder des »Getragenseins« von einem Substrat oder einer Substanz.

* Das Substrat ist, wie schon gesagt, der absolute Träger; aber nicht nur der Merkmale, und der »Eigenschaften«, sondern auch der zu einem Ganzen »verwobenen« »Bestandteile« eines einheitlichen Gesamtgegenstandes. Es ist das die Merkmale, die Eigenschaften, die Bestandteile Vereinheitlichende. Es ist nicht das Ganze, sondern das, was dies zum Ganzen macht. Wir sahen: Ein Ganzes ist jederzeit noch etwas über die Summe oder die Menge der Teile hinaus. Es ist mehr als sie. Dies Mehr nun ist das »Substrat«. Es ist das Ganze, sofern es, — genauer, es ist dasjenige an dem Ganzen, das — die Forderungen stellt, welche die Teile nicht stellen.

* Hier unterscheiden wir aber: das apriorische Substrat der apriorischen Gesamtgegenstände; das empirische Substrat der lediglich empirischen Gesamtgegenstände, d. h. derjenigen, die nur eben irgendwie in der Erfahrung als Gesamtgegenstände gegeben sind, und deren Bestandteile nur einfach tatsächlich — durch qualitative

Einheitsbeziehungen und räumlichen oder zeitlichen Zusammenhang — verbunden sind; und endlich die »Substanz«, d. h. das Substrat der Gesamtgegenstände, deren Bestandteile nach Gesetzen der Erfahrung zusammengehören.

* Ein Beispiel des apriorischen Substrates ist »das Dreieck«, d. h. das, was in dem konkreten Dreieck die Merkmale, Eigenschaften und Teile, z. B. die Seiten und Winkel »hat«, und was diese Seiten und Winkel zu diesem Ganzen macht, und unabhängig von der Größe und Lage der einzelnen Seiten und Winkel die Winkelsumme $= 2$ R fordert. Ein Beispiel des bloßen empirischen Substrates ist »die Melodie« in der empirisch gegebenen Melodie, d. h. das, was die Töne der Melodie zur Melodie macht, und Dasselbe bleibt, wenn die »gleiche Melodie« in anderer Lage, also in anderen Tönen, gespielt oder gehört wird. Diese »Melodie« stellt ihre eigenen von den einzelnen Tönen unabhängigen qualitativen und Wertforderungen.

* Bei den »Substanzen« endlich, die auch kausale Substrate, oder empirische Notwendigkeitssubstrate heißen könnten, unterscheiden wir wiederum die materiellen Substrate und das Substrat der psychischen Erscheinungen.

* Wir sahen ehemals: Wir legen zunächst ein dauerndes reales Etwas, ein reales Ich, eine Seele, notwendig zugrunde dem unmittelbar erlebten Ich, oder denken in ihm ein solches mit. In der Folge wird dies dann gedacht, so wie es um der Herstellung eines kausalen Zusammenhanges zwischen den Bewußtseinserlebnissen willen gedacht werden muß.

* Hierzu füge ich jetzt zur Vermeidung möglichen Mißverständnisses: Damit ist nicht etwa der »aktualistischen« Anschauung widersprochen, daß die Seele das seelische Geschehen selbst sei (Wundt). Dieser Satz kann ja nicht besagen wollen, die Seele sei dies oder jenes einzelne seelische Geschehen, oder sie sei die Summe desselben. Sondern er muß meinen, sie sei der gesetzmäßige Zusammenhang dieses Geschehens in einem Individuum.

* Dieser »Zusammenhang« ist nun aber eben ein, obzwar nur durch Abstraktion trennbares, Neues oder Eigenes gegenüber der Menge oder der bloßen Folge der einzelnen »Teile«, d. h. seelischen Vorgänge. Er ist etwas, das eigene Forderungen stellt. Es gehört

zu einem seelischen Geschehen A ein bestimmtes anderes, B, nicht einfach darum, weil A dies bestimmt beschaffene A, B dies bestimmt beschaffene B ist, sondern nur in diesem individuellen Zusammenhang oder in diesem Individuum. Das Individuum oder der »Zusammenhang« im Individuum erst bindet die Teile eines seelischen Gesamtgeschehens aneinander, oder fordert ihr Zusammensein. In einem anderen individuellen Zusammenhang oder in einem anderen Individuum wären andere Vorgänge aneinander gebunden.

* Und eben damit nun erweist sich der fragliche »Zusammenhang« als, oder damit ist er, ein eigenartiger realer Gegenstand. Und er ist als gesetzmäßiger Zusammenhang, oder soweit er dies ist, d. h. soweit er in einer und derselben Weise, nach dem gleichen Gesetz, die Bindung vollzieht, oder die Forderung des Zusammen stellt, ein sich selbst gleicher oder identischer — abstrakter, darum nicht minder realer — Gegenstand. Nichts anderes aber als dies ist die »Seele«, oder ist das »Substrat« des seelischen Geschehens, oder ist die »seelische Substanz«.

* Genau ebenso aber und in völlig gleichem Sinn ist die materielle Substanz, etwa das Atom, nichts anderes, als der individuelle gesetzmäßige »Zusammenhang« von bestimmten Eigenschaften oder »Kräften«, d. h. Wirkungen, letzten Endes von physischen Phänomenen.

* Das endgültige und letzte psychische ebenso wie materielle Substrat ist aber freilich der »Zusammenhang« des Weltgeschehens überhaupt, oder das »Substrat« der Weltgesetzmäßigkeit.

* Erst aus dem Begriff des Substrates heraus bekommt auch der Begriff der »Bestandteile« und der Begriff der »Eigenschaften« seinen eigentlichen Sinn. »Bestandteile« sind einem Substrat »inhärierende«, oder von ihm »gehabte« Teile, als solche. Und »Eigenschaften« eines Dinges sind Merkmale, die und sofern sie durch ein Substrat oder einen individuellen »Zusammenhang« nach Gesetzen der Erfahrung aneinander gebunden sind. Sie sind, für sich betrachtet, ebenso wie die »Substrate«, Abstrakta, weil dies »für sich Betrachten« ein Absehen ist von dem, wodurch sie aneinander gebunden sind, ihre Betrachtung als Bestandteile oder Eigenschaften aber die Zusammengehörigkeit mit einem Etwas, dessen Bestandteile oder Eigenschaften sie sind, kurz einem »Substrat«, in sich schließt.

Bedingungen der Abstraktion.

Jede gewollte oder geflissentliche Abstraktion setzt voraus, daß das in ihr Apperzipierte bereits sich verselbständigt habe. Soll ich in einem Ton auf die Tonhöhe gesondert achten, so muß ich bereits die selbständige Vorstellung von Tonhöhen haben. Solche Verselbständigung kann bewirkt werden durch mehrfache Faktoren. Jede Art der Energie eines Teilvorganges, die der Vorstellung eines abstrakten Teilgegenstandes eignet, kann eine Bedingung der Verselbständigung desselben sein. So die positive oder negative Wert-Energie: Die Form eines Objektes etwa ist wohlgefällig oder auffallend häßlich, die Farbe gleichgültig.

Grundlegende Bedeutung aber haben die dispositionelle und die Kontrast-Energie: Ein Teilgegenstand ist mir bekannt; im übrigen aber ist mir der Gegenstand neu. Oder ein Gegenstand ist mir gewohnt, aber es findet sich darin ein abstrakter Teilgegenstand, der mir innerhalb des Ganzen des Gegenstandes fremd ist. Als Spezialfall jener ersten kann endlich die dritte Möglichkeit gelten: Es sind mir mehrere Gegenstände nebeneinander gegeben, die einen abstrakten Teilgegenstand gemein haben. Dieser ist mir dann, wenn ich ihm im zweiten Gegenstand begegne, vom ersten her bereits »bekannt«.

Einfache Beispiele: Ich höre nacheinander oder nebeneinander verschiedene Töne, aber von gleicher Klangfarbe. Dann kann die Klangfarbe sich verselbständigen. Oder ich sehe eine im übrigen mir bekannte Farbe, finde aber an ihr ein mir neues Leuchten oder Schimmern. Jetzt fällt mir dies Neue oder Fremde auf. Ich apperzipiere es für sich.

Oberste Bedingung der Möglichkeit der abstrahierenden Apperzeption ist aber die qualitative Verschiedenheit des Apperzipierten, und dessen, wovon abstrahiert wird. Die Abstraktion ist unmöglich, soweit zwischen diesen beiden Elementen Identität besteht. Sie mißlingt in dem Maße, als das eine zugleich etwas von dem anderen in sich trägt. So geht es nicht an, daß ich in einem Weiß den Farbenton abgesehen von der Helligkeit betrachte, da dies Beides identisch ist. Es geht auch nicht an, daß ich die Tonhöhe eines Tones betrachte unter Abstraktion vom Ton oder vom Tönen, da

der »Ton« schon im Merkmale der »Tonhöhe« mitenthalten ist. Es gelingt auch nicht, die Tonfärbung zu betrachten unter völliger Abstraktion von der Tonhöhe und der Lautheit, da diese beiden selbst eine, obzwar eigene, Art der Tonfärbung sind. So ist überhaupt die Abstraktion erschwert und entbehrt der Sicherheit, wenn das zu Apperzipierende und das, wovon abstrahiert werden soll, einem und demselben qualitativen Kontinuum angehört, und demgemäß das Gemeinsame dieses Kontinuums in sich schließt. So ist es schwer, in einem gleich hellen Rot und Gelb die gemeinsame Helligkeit oder im Rotgelb und Grüngelb, oder Rotgelb und Weißgelb, den Grad des Gelb herauszuerkennen, da Rot, Gelb, Grün und Weiß einem einzigen Kontinuum angehören, oder die »Farbe« als gemeinsamen »Träger« in sich schließen. Endlich kann auch die Abstraktion von dem, was die Erfahrung an ein Objekt geknüpft hat, oder was in dasselbe mit psychologischer Notwendigkeit eingefühlt wird, mehr oder minder mißlingen. Es ist schwierig, beim Vergleich gesehener Größen und Richtungen zu abstrahieren von der wirklichen Größe und Richtung, von der wir auf Grund der Erfahrung wissen. Es ist nicht minder schwierig und vielleicht schwieriger, bei solchem Vergleich abzusehen von dem Sichausdehnen, Sichbegrenzen usw., das in die Objekte eingefühlt wird. Jede zwingende und innige Vereinheitlichung steht eben naturgemäß der Heraussonderung, in welcher die Abstraktion besteht, hemmend entgegen.

Die geflissentliche Abstraktion kommt im gegebenen Falle zustande, indem irgendwelches Moment in uns auf die Apperzeption des Gegenstandes der abstrahierenden Apperzeption hinwirkt, und nicht zugleich mit hinwirkt auf die Apperzeption dessen, wovon abstrahiert werden soll. Es vollzieht sich dann eine Absorption dieses durch jenes. Jede Abstraktion ist eine solche Absorption. Es wirkt aber jeder auf Apperzeption eines Elementes hinwirkende Faktor eo ipso zugleich hin auf Apperzeption jedes anderen, wenn beide qualitativ identisch sind, oder ein qualitativ Gemeinsames in sich schließen, oder wenn überhaupt eine innige Einheitsbeziehung zwischen beiden besteht. Gelingt trotzdem die Abstraktion, so ist sie doch mehr oder minder Sache fühlbarer Bemühung, oder fordert Übung.

* Auch bei der Abstraktion ist aber zu bemerken: Die Auf-

merksamkeit hat die Tendenz, sich von dem Apperzipierten zu dem davon Absorbierten wiederum zurückzuwenden. Es kommt also nicht zur Abstraktion, wenn nicht die psychische Bewegung von dem Apperzipierten in anderer Richtung weiter tendiert. Daher denn auch das tatsächliche abstrahierende Apperzipieren immer ein Betrachten ist mit einem über das Betrachtete hinausgehenden Ziel. Ich betrachte etwa die Farbe eines Gegenstandes unter Abstraktion von seiner Form, um die Farbe mit der Farbe anderer Objekte zu vergleichen, oder um über die Farbe etwas auszusagen; kurz, um von da denkend weiterzugehen. Ich stelle an das, was ich abstrahierend apperzipiere, irgendwelche über das Apperzipierte hinausgehende, es mit Anderem verknüpfende Frage, ordne es ein in einen neuen Zusammenhang.

Synthese.

Die Analyse, so sagte ich, ist das Gegenbild der Einheitsapperzeption. Sie hat andererseits wiederum ihr Gegenbild in der produktiven Synthese, der kombinatorischen Schaffung neuer Einheiten aus Elementen, die irgendwie gegeben waren. Diese Kombination dürfen wir allgemein bezeichnen als Phantasietätigkeit. Dieselbe vollzieht sich am Leitfaden der Assoziationen. Auf Grund der Wirksamkeit von Assoziationen der Übereinstimmung, spezieller gesagt, der musikalischen Einheitsbeziehungen, entsteht etwa die in meiner Phantasie zustande gebrachte Melodie.

Daneben steht die Wirksamkeit der Erfahrungsassoziation. Das Gesetz, das hier gilt, kann bezeichnet werden als das erweiterte Gesetz der Erfahrungsassoziation. Es besagt: Jede Einheitsbeziehung b, die zwischen Elementen A und B sich geknüpft hat, besitzt zugleich ein allgemeineres Dasein. D. h. sie besteht von selbst zurecht für beliebige M und N, die und soweit sie ihrer Natur nach der gleichen Einheitsbeziehung b fähig sind, oder die und soweit sie dasjenige an den A und B, was die Eigenart dieser Beziehung bedingt, mit dem A bzw. B gemein haben.

Dies sagen wir noch etwas genauer: Eine durch Erfahrung gegeschaffene Einheitsbeziehung zwischen einem A und einem B besteht zunächst freilich zwischen diesen bestimmten A und B. Sie

ist die bestimmte Einheitsbeziehung b_1. Sind aber die A und B Beispiele eines allgemeineren α und β, so besteht diese Einheitsbeziehung auch zwischen dem α und β. Und sind die M und N von A und B verschiedene Beispiele desselben α und β, so gilt die Einheitsbeziehung zugleich mit für die M und N.

Dazu ist aber nun noch die Einschränkung hinzuzufügen: Insoweit die Beziehung, die zwischen A und B sich knüpfte, in ihrer Eigenart auch bedingt ist durch die besondere Natur des A und B, gilt sie für die M und N nicht mit. Sondern dies trifft nur zu, soweit die Einheitsbeziehung von der Besonderheit des A und B unabhängig ist, also die besondere Natur des A und des B der Einheitsbeziehung keine qualitative Eigenart verleiht; kurz, sofern die Einheitsbeziehung, ohne eine Änderung ihres Wesens zu erfahren, zugleich Einheitsbeziehung zwischen M und N sein kann.

Dies heißt u. a.: Habe ich eine Melodie gehört, sind also bestimmte Töne zueinander hinzugetreten und zu einem erfahrungsgemäßen Ganzen verwoben, so sind die Beziehungen, welche hierbei zwischen den einander folgenden Tönen sich knüpften, zunächst geknüpft zwischen diesen Tönen, weiterhin aber zugleich zwischen allen Tönen überhaupt, welche ihrer Natur und der Natur der musikalischen Beziehungen gemäß dasselbe System von Beziehungen ergeben würden, wenn sie in gleicher Weise in der Wahrnehmung sich folgten. Und es kann demnach dieselbe Melodie ohne weiteres in beliebiger anderer Höhenlage reproduziert werden. — Sofern das Ganze doch auch eine besondere Eigenart gewinnt durch die bestimmte Höhenlage der Töne, so hat immerhin die Reproduktion in ähnlicher Höhenlage einen Vorzug.

Ein anders geartetes Beispiel: Jede räumliche Form ist ein System von räumlichen Beziehungen. Dies System nun besteht, nachdem es einmal entstanden ist, der Möglichkeit nach oder dispositionell ür alles, was seiner Natur nach fähig ist, in gleiche Beziehungen zu treten. Dazu ist hinzuzufügen: Auch jedes Element einer räumlichen Form ist schon eine räumliche Beziehung von Elementen. Zu ihr treten dann im Ganzen der Form die Beziehungen zwischen jenen Elementen. Und von allen diesen Beziehungen nun gilt, daß sie der Möglichkeit nach bestehen als Beziehungen nicht nur zwischen diesen, sondern zwischen allen Elementen, die einer ebensolchen

Beziehung fähig sind. Das heißt aber: Es sind der Möglichkeit nach mit jener einen Form zugleich unendlich viele, ja schließlich alle möglichen anderen räumlichen Formen gegeben.

Die kombinatorische Tätigkeit der Phantasie erscheint hiernach im Licht einer Reproduktion, die am Leitfaden der Ähnlichkeit oder der Erfahrung geschieht, einer Reproduktion von derselben Art, wie sie in der Erinnerung vorliegt. Soweit die Teile der Phantasiegebilde nicht durch Ähnlichkeit oder Übereinstimmung zusammengeführt werden, ist sie das Wirksamwerden solcher Beziehungen, die sich ehemals in der Erfahrung mitgeknüpft haben, d. h. die in den in der Erfahrung geknüpften Assoziationen unmittelbar mit enthalten sind.

Die Phantasietätigkeit ist entweder unwillkürliche, ein Spiel, das ohne unser Zutun in uns sich zu vollziehen scheint, oder sie ist bewußt gewollte. Im letzteren Falle erscheint sie als eigentliche Tätigkeit. Auch diese Tätigkeit aber vollzieht sich, wie alle Willenstätigkeit überhaupt, in den Bahnen, die unabhängig von allem bewußten Wollen in uns bestehen, oder durch die Erfahrung geschaffen sind. Von dem Besonderen dieser Willenstätigkeit wird später die Rede sein.

Der Reichtum und die Höhe der Phantasie ist bedingt durch den Umfang, in welchem, und die Leichtigkeit, mit welcher von irgendwelchen Ausgangspunkten aus assoziative Wirkungen, sich verzweigend und wieder verzweigend, in mir geschehen. Das Phantasieprodukt ist das Ergebnis dieses Spieles der assoziativen Wirkungen und ihrer wechselseitigen Absorption, und des Sieges derjenigen unter ihnen, die durch ihre Energie bevorzugt sind. Das Spiel der Assoziationen und dieser Kampf ums Dasein kann bald mehr bald minder — um so mehr, je leichter es sich vollzieht, — im Unbewußten sich abspielen, und erst im Ergebnis über die Bewußtseinsschwelle treten. Dann spricht man wohl von Eingebungen der Phantasie.

Welche Wege die Phantasietätigkeit geht, dies zeigt am unmittelbarsten, welche Erfahrungen und Assoziationen in einem Individuum seiner Natur zufolge Energie gewinnen, und damit, wes Geistes Kind das Individuum ist.

Von der Synthese, von der bisher die Rede war, und die, wie gesagt, nichts ist als ein Spiel der Assoziationen, müssen wir aber

jetzt noch eine andere Synthese unterscheiden; wir nennen sie speziell »apperzeptive Synthese«. Sie könnte auch »bewußte Synthese« genannt werden. Gemeint ist damit die Synthese, in der nicht nur Verschiedenes sich vereinheitlicht, sondern ich Verschiedenes, d. h. von mir apperzeptiv Verselbständigtes oder Unterschiedenes, vereinheitliche. Diese Synthese ist zunächst Analyse. Sie ist weiter das Nebeneinanderfesthalten des Analysierten oder apperzeptiv Besonderten. Sie ist endlich — nicht das Ineinanderfließenlassen, als ob keine Analyse stattgefunden hätte, sondern die bewußte Aufeinanderbeziehung und Vereinheitlichung eben dieses apperzeptiv Besonderten, der Zusammenschluß zu einem Neuen, das doch das apperzeptiv Besonderte als Faktoren oder Komponenten in sich schließt. Dabei wird jenes gesonderte Festhalten und Aufeinanderbeziehen zugleich zum »Abwägen« gegeneinander, und zum Bewußtsein des relativen Gewichtes oder der relativen Bedeutung oder Eindrucksfähigkeit. Es entsteht diese »Größenrelation«. Und die Vereinheitlichung wird zu einer solchen gemäß diesem Gewicht. Sie wird gegebenenfalls zur bewußten Unterordnung und Überordnung.

Eine solche Synthese liegt vor im Urteilsentscheid, im Wertentscheid, im Entschluß und Willensentscheid. Davon später.

Dritter Abschnitt.

Die Erkenntnis.

X. Kapitel: Die Relationen.[1])

Allgemeines.

Unter Relationen sind im folgenden — nicht die »Einheitsbeziehungen« zwischen psychischen Vorgängen verstanden — die, ebenso wie die Vorgänge selbst, nicht Bewußtseinserlebnisse sind —, sondern die Bewußtseinserlebnisse einer Beziehung oder Relation.

Diese sind erstens Relationen zwischen mir und einem Gegenstand, bzw. umgekehrt. Sie sind zweitens Relationen zwischen Gegenständen. Sie sind drittens symbolische Relationen. Sie sind endlich viertens rein psychologische Relationen.

Das Fundament aller Relationen ist die unmittelbar erlebte Beziehung zwischen mir, dem Bewußtseins-Ich, einerseits, und den Bewußtseinsinhalten andererseits. Aus diesen aber heben sich heraus die Relationen zwischen jenem Ich und einem beliebigen apperzipierten Gegenstand.

Jede solche Relation hat, wie wir schon wissen, zwei Seiten: Ich apperzipiere den Gegenstand, und der Gegenstand erhebt Forderungen, Rechtsansprüche, Geltungsansprüche. Jenes Erstere ist eine Beziehung meiner zum Gegenstand; dies Letztere eine Beziehung des Gegenstandes zu mir. Jenes ist die einfache Relation des Apperzipierens, Denkens, Meinens, meines in oder bei einer Sache Seins. Dieselbe kann inniger und minder innig sein. Die Relation des Gegenstandes zu mir dagegen macht den Inhalt des Objektivitätsbewußtseins aus. Und dies hat keine Grade.

---

[1]) Dieses ganze Kapitel könnte mit einem Sternchen versehen sein; d. h. es kann vom Anfänger zunächst überschlagen werden.

Ich kann aber Gegenständen gegenüber nicht nur ein Objektivitäts-, sondern auch ein Subjektivitätsbewußtsein oder ein Bewußtsein der Willkür haben. Ich erlebe etwa Phantasiegegenstände als daseiend durch mich. In diesem »durch mich« liegt eine neue Relation zwischen mir und dem Gegenstand.

Das Objektivitäts- und ebenso das Subjektivitätsbewußtsein ist mannigfacher Art. Jede dieser Arten schließt eine neue Relation zwischen mir und dem Gegenstand in sich. Doch davon an späterer Stelle.

Der Relation zwischen mir und dem Gegenstand stehen gegenüber die Relationen zwischen Gegenständen. Dieselben entstehen für mich in meinem Zusammenapperzipieren verschiedener Gegenstände oder Teilgegenstände, meiner Zusammenordnung zu einer Einheit. Das Bewußtsein dieser Relationen ist das Bewußtsein der Stellung, welche ich den Gegenständen oder Teilgegenständen in der Einheitsapperzeption anweise, kurz, das Bewußtsein meiner Aufeinanderbeziehung. Die Relationen zwischen Gegenständen sind nicht Klammern, die ich zwischen den Gegenständen vorfände, sondern Weisen, wie Gegenstände von mir apperzeptiv zusammengenommen oder zusammengegriffen sind.

Alle diese Relationen sind subjektive Relationen, wenn ich willkürlich ihnen diese Weise angedeihen lasse, objektive, wenn dieselben von den Gegenständen gefordert, in ihnen begründet sind, als ihr Recht erscheinen, kurz, für sie oder von ihnen gelten. Im letzteren Falle sind die Relationen, wie dies von den Forderungen überhaupt gilt, zugleich Bestimmtheiten der Gegenstände oder an den Gegenständen.

Numerische Relationen.

Es sind aber hier wiederum die uns bekannten beiden Grundmöglichkeiten der Einheitsapperzeption zu unterscheiden: die numerische und die vereinheitlichende. Die Relationen, die in jener entstehen, sind die Relationen des »Plus« und des »Minus«. Diese sind subjektive Relationen. Sie sind die Relationen der Teile des numerischen Ganzen untereinander und damit zugleich zum Ganzen bzw. umgekehrt.

Das +, etwa in 3 + 2, bezeichnet das Mitbefaßtsein eines absolut vereinzelnden Apperzeptionsaktes mit anderen ebensolchen Akten zusammen unter einen einzigen, beide umspannenden Apperzeptionsakt[1]). Die Relation des + ist enthalten in jeder Anzahl. Die Definition des 2 ist 1 + 1. Dies schließt nicht aus, daß 2 psychologisch etwas Anderes ist als 1 + 1. In jenem ist die Einheit durch ein besonderes Wort oder Zeichen fixiert; in diesem dagegen jedes der Elemente oder jeder Akt der vereinzelnden Apperzeption.

* Das Wort »Zwei« bindet die Elemente in gewisser Weise »objektiv«, d. h. es bindet sie begrifflich aneinander. Es kann aber der Zweiheit, und damit der Relation des +, auch eine Art der sachlichen oder logischen Objektivität zukommen. Dies ist der Fall etwa im Urteile, daß zwei Atome Wasserstoff ein Molekül ausmachen. Hier ist die Zusammenfassung von zwei Atomen objektiv gefordert; aber freilich nicht durch die Atome als solche, sondern durch das Prädikat. Sie ist gefordert als Bedingung seiner Geltung. Und diese mittelbare Forderung der Zusammenfassung ist, ebenso wie jene begriffliche Forderung, oder richtiger, jene im Gebrauch eines Wortes liegende Aufforderung, wohl zu unterscheiden von der unmittelbaren Forderung der Gegenstände, die wir meinen, wenn wir von objektiven Einheiten und Relationen sprechen.

* Im übrigen können diese oder jene objektiven Anlässe zur numerischen Zusammenfassung bestehen und der Relation eine Art der Objektivität verleihen. Es sind etwa in einer Reihe von Punkten je zwei räumlich, oder in einer Folge von Elementen je zwei zeitlich einander näher.

* Ein solcher objektiver Anlaß ist vor allem die Ähnlichkeit oder Gleichheit. Und wir pflegen Gegenstände um ihrer Gleichheit willen, sei es der völligen, sei es der Gleichheit in einer Hinsicht, numerisch zusammenzufassen. Dies entspricht dem eigentlichen Zweck der numerischen Zusammenfassung, nämlich solche Urteile zu fällen, in welchen mehrere Subjekte in einen einzigen Namen zusammengefaßt werden, und nun dem Gemeinsamen, das der gemeinsame Name bezeichnet und heraushebt, und damit implizite allen den Subjekten zumal, ein einziges Prädikat angeheftet wird.

[1]) Vgl. hierzu S. 65 f.

Die Relation des »Minus« ist das Bewußtseinserlebnis der Ausscheidung einer Anzahl oder eines numerischen Elementes aus einer Anzahl, in welche jene Anzahl oder jenes Element zunächst mit anderen zusammenbefaßt war. Sie ist die Relation des »Vonweg«. Sie ist genauer gesagt das Bewußtseinserlebnis, daß der Inhalt einer mehrere Elemente umfassenden numerischen Apperzeption in untergeordnete Akte — 5 in 3 und 2 — ohne Rest sich verteilt, und dann die Apperzeption von einem Teil sich abwendet, und demgemäß jener umfassende Akt mit dem Akt der Apperzeption des anderen Teiles zusammenfließt oder zu ihm sich verengert.

* Diesen Vorgang beschreibt etwa das $5 - 3 = 2$. Das durch die Relation des »Minus« charakterisierte oder in ihr gegebene Gesamterlebnis ist die Differenz. Von dieser ist zu unterscheiden der Rest, d. h. dasjenige, wozu jener umfassende Apperzeptionsakt sich verengert. Der Rest 2 ist die Anzahl, die für mich in jener negativen Aufeinanderbeziehung der 5 und 3, d. h. in jener Ausscheidung, in welcher ich das Bewußtsein der Differenz gewinne, sich ergibt. 2 ist derselbe Gegenstand wie $5 - 3$; aber es bezeichnet nicht dasselbe Apperzeptionserlebnis. Das Differenzbewußtsein ist in ihm geschwunden. Ebenso ist das Ergebnis der Summierung von 3 und 2, d. h. die Anzahl 5, derselbe Gegenstand wie $3 + 2$; aber psychologisch ist 5 etwas Anderes als dies $3 + 2$. In 5 ist das Bewußtsein der Zusammenfassung der 3 und dann der 2 Elemente zu den Einheiten 3 und 2, und damit auch das Bewußtsein der Zusammenfassung dieser Einheiten, verschwunden.

Alle sonstigen numerischen Relationen führen sich auf die beiden im vorstehenden bezeichneten zurück.

Vergleichsrelationen und Vergleich.

Zwischen der numerischen Einheitsapperzeption und der vereinheitlichenden Apperzeption steht die vergleichende Apperzeption, oder kurz, der Vergleich, in der Mitte. Der Vergleich ist qualitativer oder quantitativer Art. Die vergleichende Apperzeption ist schlechthin vereinzelnde Apperzeption der zu vergleichenden Gegenstände. Sie setzt, wie das Zählen, Eines und daneben noch Eines. Aber sie ist nicht bloße Apperzeption dieser Gegenstände als Gegenstände über-

haupt, sondern Apperzeption derselben hinsichtlich ihrer Beschaffenheit. In der qualitativen Vergleichung stelle ich die Frage nach der in den Gegenständen vorgefundenen Qualität, ich achte auf diese. In der quantitativen Vergleichung frage ich nach der in den Gegenständen vorgefundenen intensiven oder extensiven Größe.

Die Relationen, die hier sich ergeben, sind verschiedener Art. Eine erste ist die der Identität. Das Bewußtsein der Identität setzt die Möglichkeit voraus, daß ich willkürlich einen Gegenstand zweimal denke. Es besteht im Bewußtsein, daß der Gegenstand eines möglichen doppelten Denkaktes, etwa der »Philosoph von Stagira« und der »Lehrer Alexanders d. Gr.«, in sich selbst einer ist, d. h. nur einmal gedacht zu werden fordert. Es ist das Bewußtsein der Forderung, daß zwei subjektiv mögliche Apperzeptionsakte objektiv durch einen einzigen ersetzt, oder daß sie miteinander zur Deckung gebracht werden.

Dieser Relation steht gegenüber die Relation der Verschiedenheit überhaupt. Das Bewußtsein derselben ist das Bewußtsein der von Gegenständen gestellten Forderung der apperzeptiven Sonderung oder das Bewußtsein des Begründetseins einer Mehrheitsapperzeption in den apperzipierten Gegenständen.

Die Logik redet allgemein von einer Identität jedes Gegenstandes mit sich selbst. Diese Identität ist nichts anderes als der Ausdruck der Gegenstandsnatur überhaupt: Jeder Gegenstand ist derjenige, der er ist, gleichgültig oder unabhängig davon, wann, wie oft, von wie vielen, aus welchen subjektiven Anlässen, mit welchen anderen Gegenständen zusammen, und schließlich gleichgültig, ob überhaupt er gedacht wird.

Der hier ausgesprochene Satz macht zugleich den Sinn des Identitätsgesetzes aus. Sofern Gegenstände das sind, was Forderungen stellt, oder Geltung beansprucht, sagt der Satz: Solange ein Gegenstand der gleiche Gegenstand ist, fordert er Gleiches, gilt von ihm Gleiches, kommen ihm gleiche Prädikate zu.

* Dies ist auch der Sinn der durch das Gleichheitszeichen ausgedrückten Relation in den mathematischen Gleichungen. Diese Gleichungen sind die Anerkennung der Gegenstandsnatur in einer bestimmten Hinsicht: Gegenstände bleiben dieselben Gegenstände, oder es gilt von ihnen Gleiches, welcher Art auch die numerische

Zusammenfassung oder Besonderung sein mag, die mit ihnen vorgenommen wird. Unter denselben Gesichtspunkt, wie diese Gleichungen, fallen die Definitionsurteile.

Das Bewußtsein der Relation der Gleichheit und Ungleichheit, Ähnlichkeit usw. gewinne ich, indem ich zwei oder mehrere Gegenstände, jeden für sich, und nur als diesen Gegenstand, im engeren Sinne qualitativ, d. h. unter Abstraktion von ihrem Ort oder Zeitpunkt apperzipiere, und beide Apperzeptionsakte nebeneinander festhalte.

Gleich oder ähnlich, d. h. teilweise gleich, sind Gegenstände für mich, wenn ich in der Qualität des einen Gegenstandes ganz oder teilweise die Qualität des anderen »sehe« oder »finde«, d. h. wenn ich es erlebe, daß die für sich vollzogenen, schlechthin isolierenden Akte der reinen qualitativen, von dem räumlichen und zeitlichen Außereinander absehenden Apperzeption der Gegenstände auf das Geheiß der Gegenstände, d. h. weil es ihre Qualität so fordert, ganz oder teilweise sich decken, oder in irgendeinem Grade zusammenfließen.

* Decken sich die Gegenstände vermöge ihrer Qualität apperzeptiv teilweise, so daß den Akten der Apperzeption der verglichenen Gegenstände ein Teil des Inhaltes, ein »Sektor«, gemein ist, dann sage ich, dass die Gegenstände gleich sind in einem Teil oder in einer Hinsicht. Fließen die Akte der Apperzeption vermöge der Qualität der Gegenstände im Ganzen in irgendwelchem Grade zusammen, so sage ich, daß die Gegenstände einander ähnlich seien, ohne daß ich doch das Gemeinsame für sich herauszusondern oder herauszuerkennen vermag. Ein Beispiel für jene Möglichkeit ist die Gleichheit zweier im übrigen verschiedener Dinge hinsichtlich der Farbe, ein Beispiel für diese die Ähnlichkeit der Höhenlage oder auch der Klangfarbe zweier Klänge.

In jenem ersteren Falle vollzieht sich in der Vergleichung ein Akt der »zerlegenden Analyse«. Dagegen vollzieht sich in der quantitativen oder Größenvergleichung, mit einem Worte der Messung, eine »numerisch teilende Analyse«[1]). Das Bewußtsein des Größenverhältnisses besteht im Bewußtseinserlebnis, daß in der vereinzelnden

[1]) Vgl. hierzu S. 112f.

Apperzeption der verglichenen Gegenstände, und dem Nebeneinander der vereinzelnden Akte, der eine durch den anderen eine numerische Teilung erfährt, und im Bewußtsein der Forderung, daß ein Teil des einen Gegenstandes mit dem anderen identifiziert, d. h. apperzeptiv zur Deckung gebracht werde. Eben dies »zur Deckung bringen« schließt, wie schon früher gesagt, die numerisch teilende Analyse in sich. S. S. 114.

* Die quantitative Vergleichung kann Vergleichung von Anzahlen, Vergleichung räumlicher oder zeitlicher Quanta, endlich Vergleichung von Intensitäten sein. Je nachdem ist die in ihr geschehende numerisch teilende Analyse Analyse einer Anzahl, oder einer räumlichen oder zeitlichen Ausdehnung, oder einer Intensität.

Die Möglichkeit und Sicherheit zunächst der qualitativen, dann aber auch der quantitativen Vergleichung ist bedingt durch die Unmittelbarkeit und Sicherheit des Nebeneinander der vereinzelnden Apperzeptionsakte, und durch die Energie, mit welcher in diesen Akten das Verglichene als das, was es ist, beharrt. Der Tendenz dieser Beharrung steht aber gegenüber die uns schon bekannte[1]) Tendenz der Angleichung, für die das Gesetz der Angleichung gilt: Alle gleichzeitig gegebenen psychischen Erlebnisse haben die Tendenz, ihre Unterschiede auszugleichen. Das Beharrungsvermögen, das dieser Tendenz entgegenwirkt, mindert sich, wie wir auch schon sahen, wenn die Gegenstände nur in der Erinnerung gegeben, also nur vorgestellt sind. Ist einer von ihnen nur vorgestellt, so unterliegt dieser der Tendenz, dem anderen sich anzugleichen. Im übrigen wächst die Notwendigkeit der Angleichung, es wird also die Sicherheit der Unterscheidung aufgehoben durch jeden Weg, den die Apperzeption zurückzulegen hat, um von einem Gegenstand zum anderen zu kommen.

Nicht die Sicherheit der Unterscheidung, sondern die der Vergleichung überhaupt wird aufgehoben, es entstehen allerlei Vergleichstäuschungen, wenn und in dem Maße, als dem einen der Gegenstände oder beiden solche Bestimmungen anhaften, oder solche Vorstellungselemente mit ihnen unmittelbar verknüpft sind, die zu dem, was an ihnen verglichen werden soll, eine diesem

[1]) Vgl. S. 84 f.

eigentlichen Vergleichsobjekt fremde Verschiedenheit hinzufügen. Die Minderung der Sicherheit des Vergleichs ist um so größer, je weniger leicht, vermöge der Innigkeit der Verknüpfung, von solchen Verschiedenheiten abstrahiert werden kann. Hier kommen die obenerwähnten Bedingungen der Erschwerung der Abstraktion in Frage. Ich erinnere speziell an die geometrisch-optischen Täuschungen. S. S. 91.

Arten der komplexen Relationen.

An die im vorstehenden bezeichneten Relationen reihen sich weiter die Relationen der Bestandteile eines komplexen Gegenstandes: die Relationen von Teil zu Teil, und zwischen den Teilen und dem Ganzen.

Die allgemeinste Relation, die hier in Frage steht, ist die Relation von Teil zu Teil überhaupt, oder die Relation des Zusammen von Teilen im komplexen Gegenstand; des Zusammengefaßtseins untereinander und zum Ganzen, wodurch eben das Ganze zum Ganzen und die Teile zu nebeneinander stehenden Teilen eines komplexen Ganzen werden. Damit ist zugleich die Relation des Teiles zum Ganzen gegeben, d. h. das Eingeordnetsein des Teiles in das Ganze, oder das Vereinheitlichtsein zum Ganzen. Diese Relationen sind wiederum subjektive oder objektive, je nachdem die Vereinheitlichung eine willkürliche oder in der Natur der Teilgegenstände begründete ist. Wie schon früher gesagt, sind aber diese Relationen jederzeit irgendwie objektiv; was nicht hindert, daß sie zugleich in anderer Hinsicht als subjektiv sich darstellen können.

Zur Relation des Zusammen der Teile eines Komplexes im Ganzen des Komplexes verhält sich die Relation des »Abgesehen von«, also die Relation, die im Bewußtsein der Abstraktion gegeben ist, wie zur Relation des + die Relation des —; d. h. das Bewußtsein der Relation des »Abgesehen von« ist das Erlebnis, daß ich in einem Komplex eine differenzierende oder zerlegende Analyse vollziehe, dann auf die Apperzeption gewisser Teilgegenstände verzichte, und die Apperzeption des Ganzen entsprechend sich verengern lasse. Diese Relation ist in jedem Fall eine subjektive.

Modifikationen der Relation des Zusammen im komplexen Ganzen ergeben sich, wenn wir die doppelte Möglichkeit beachten, daß die

Teile im Ganzen gleichwertig, d. h. mit gleichem Nachdruck apperzipiert, und daß sie einander über- oder untergeordnet sind. Diese Relationen der apperzeptiven Koordination und Über- oder Unterordnung sind wiederum subjektiv oder objektiv. Stellt ein Gemälde eine Madonna mit Heiligen dar — nicht Heilige mit einer Madonna — so sind die Heiligen der Madonna objektiv untergeordnet. Dies hindert doch nicht, daß ich jetzt diese, jetzt jene Gestalt willkürlich zum Ausgangspunkt oder Zielpunkt für die Betrachtung des Ganzen mache, das Ganze gedanklich darauf, als auf seinen Mittelpunkt, beziehe, und damit beliebige subjektive Unterordnungen vollbringe. Dabei bleibt doch das Bewußtsein der objektiven, d. h. durch den Gegenstand geforderten oder in ihm begründeten Unterordnung. So können überhaupt jederzeit die subjektiven Unterordnungen die objektiven beliebig kreuzen.

Neben diesen Relationen stehen dann weiterhin die qualitativen Relationen der Teile des komplexen Gegenstandes, und die räumlichen und zeitlichen Beziehungen. Jene sind die Relationen des mehr oder minder innigen qualitativen Vereinheitlichtseins. Hier sind besonders zu erwähnen die Relationen der Konsonanz und Dissonanz der Töne eines Zusammenklanges oder einer Klangfolge. Diese ergeben sich nicht aus dem Vergleich, d. h. der Bemühung des selbständigen Nebeneinanderfesthaltens der Qualitäten des einen und des anderen Klanges, sondern aus dem völlig gegenteiligen Verhalten, nämlich der unmittelbaren Auffassung des Zusammenklanges oder der Folge als eines Ganzen. Wir können sie auch bezeichnen als Relationen der innigeren oder minder innigen qualitativen Zusammengehörigkeit innerhalb dieses Ganzen.

Diesen Relationen der qualitativen Zusammengehörigkeit, oder diesen qualitativen Relationen der Teile eines Ganzen, treten die räumlichen oder zeitlichen Relationen irgendwelcher wahrgenommener oder vorgestellter Gegenstände gegenüber. Das Bewußtsein etwa, daß zwei Gegenstände räumlich »um eine Strecke auseinander« liegen, das Bewußtsein der hiermit bezeichneten räumlichen Relation oder Aufeinanderbeziehung, besteht im Bewußtsein, ich könne die Gegenstände vermöge der Weise, wie sie nach Aussage meiner Wahrnehmung oder Vorstellung räumlich gelagert sind, nicht anders in ein kontinuierliches räumliches Ganze zusammenschließen, als

durch diese bestimmte Strecke hindurch; also so, daß mein Apperzipieren beim Hinzunehmen des einen zum anderen diese Strecke durchläuft. Das Bewußtsein der objektiven oder an den Gegenständen haftenden räumlichen Beziehung ist das Bewußtsein — nicht, daß diese Vereinheitlichung gefordert, sondern daß dann, wenn ich vereinheitliche, diese Weise derselben gefordert sei.

Logische Relationen.

Von den qualitativen Einheitsrelationen sagte ich soeben, sie könnten als Relationen einer inneren »Zusammengehörigkeit« bezeichnet werden. Diese Zusammengehörigkeit nun ist nicht logische, oder für den Verstand. Sie ist nicht die Zusammengehörigkeit von Grund und Folge. Sie besagt nicht, daß ein Gegenstand das Hinzudenken eines bestimmten anderen fordert.

Damit ist schon gesagt: Die logischen Relationen sind Relationen der logischen Zusammengehörigkeit; und diese ist die Zusammengehörigkeit von Grund und Folge. Grund ist allgemein das Fordernde, nämlich das, was das Hinzudenken eines anderen Gegenstandes fordert, oder es ist der Gegenstand, zu dem ein anderer logisch, d. h. für das Denken, gehört. Folge ist dies Geforderte.

Solche Relationen können einmal apriorische, d. h. durch die bloße Qualität der Gegenstände gegebene, in ihr begründete sein. Dann liegt in ihnen zugleich ein Nichtandersvorstellenkönnen. So gehört a priori zur Form des Dreieckes die Winkelsumme = 2 R. Ebenso zu jeder Tonhöhe eine Tonstärke und Tonfärbung; zu jeder räumlichen oder zeitlichen oder extensiven Größe dies, daß sie unendlich viele Teile in sich schließt; oder zum Raum und zur Zeit, daß sie unendliche Größe haben.

Diesen Relationen der apriorischen stehen gegenüber die Relationen der empirischen Zusammengehörigkeit. Hier fordert nicht ein qualitativ Bestimmtes vermöge seiner qualitativen Bestimmtheit das Mitdenken oder Hinzudenken eines anderen qualitativ Bestimmten, sondern die Wirklichkeit eines qualitativ bestimmten Gegenstandes fordert die Wirklichkeit eines anderen. Die Relation ist eine Relation zwischen einem realen Grund und einer realen Folge.

Nicht indem ich qualitativ, sondern indem ich den qualitativ bestimmten Gegenstand empirisch apperzipiere, erlebe ich die Forderung, einen anderen Gegenstand zu denken, und mit jenem in ein bestimmt geartetes Ganze zusammenzuschließen, oder erlebe ich es, daß dies Zusammen für mich »gilt«.

Hier besteht wiederum die doppelte Möglichkeit: daß die Wirklichkeit eines individuell, d. h. räumlich und zeitlich bestimmten Gegenstandes, und zum andern, daß die Wirklichkeit eines nur qualitativ bestimmten Gegenstandes die fragliche Forderung in sich schließt. Der ersteren Art ist das Bewußtsein, zu dieser Rose in meinem Garten gehöre in diesem Momente das Rotsein, der letzteren Art das Bewußtsein, zum frei in der Luft schwebenden Stein überhaupt gehöre das Herabfallen zur Erde. Jenes Bewußtsein konstituiert ein empirisches Einzelurteil, dies ein generelles Urteil oder ein »Gesetz«.

Es kann aber ein Gegenstand nicht nur das Hinzudenken eines anderen fordern, sondern auch dasselbe verbieten oder negieren. Es kann insbesondere auch die Wirklichkeit eines Gegenstandes die Wirklichkeit eines anderen oder das Denken derselben nicht nur fordern, sondern auch negieren. Und es kann weiter die Negation eines Gegenstandes A, oder seiner Wirklichkeit, die Negation eines anderen, B, oder seiner Wirklichkeit, in sich schließen. Hier entsteht eine neue Beziehung, nämlich die Beziehung zwischen Bedingung und Bedingtem. A ist Bedingung des B, bzw. die Wirklichkeit des A ist Bedingung der Wirklichkeit des B, wenn durch das B das A, bzw. durch die Wirklichkeit des B die Wirklichkeit des A in dem Sinne gefordert ist, daß die Negation des A bzw. seiner Wirklichkeit die Negation des B bzw. seiner Wirklichkeit unmittelbar in sich schließt. B ist apriorische Bedingung des A, wenn das Denken des A um der Qualität des B willen, empirische Bedingung, wenn die Wirklichkeit des A durch die Wirklichkeit des B in der bezeichneten Weise gefordert ist. Ist A empirische Bedingung des B, und fordert zugleich die Wirklichkeit des A die des B, so ist A die »Ursache« des B.

Symbolische Relationen.

Allen diesen Relationen stehen endlich gegenüber die symbolischen Relationen, und weiterhin die rein psychologischen Relationen. Jene sind wiederum doppelter Art. Es gehört dahin erstlich die Relation zwischen einem Inhalt und dem darin gedachten Gegenstand. Als ein spezieller Fall derselben kann die Relation zwischen der Erscheinung und dem darin erscheinenden Realen angesehen werden.

Diese erste symbolische Relation besteht darin, daß in einem Inhalt unmittelbar ein Gegenstand, bzw. in einer Erscheinung ein Erscheinendes gedacht ist. Dieselbe ist eine eigentümliche Relation der Identität, nur freilich nicht zwischen Gegenständen: In dem Bewußtseinsinhalt ist der Gegenstand, in der Erscheinung das Erscheinende »gemeint«. Statt dessen kann ich auch sagen: Der Bewußtseinsinhalt ist — nicht in Wahrheit, aber der »Meinung« oder der »Intention« nach der Gegenstand; die Erscheinung ist der »Meinung« oder der »Intention« nach das darin erscheinende Reale. Oder: Der Inhalt *ist* der Gegenstand, nur eben so, wie er im Bewußtsein sich darstellt. Und ebenso: Die Erscheinung *ist* das erscheinende Reale, nur eben nach seiner Erscheinungsseite. In diesem Sinne darf ich auch sagen: Ich »stelle« das vorhin gesehene Ding »vor«, obgleich mein Vorstellungsinhalt von dem vorhin gesehenen Dinge sich wesentlich unterscheidet; und: Ich »sehe« den Mond, diesen ungeheuern Himmelskörper, obgleich ich tatsächlich nur eine kleine, blasse Scheibe sehe. — Im übrigen wird von der Relation zwischen der Erscheinung und dem darin erscheinenden Realen weiter unten noch zu reden sein.

Die symbolischen Relationen der zweiten Art können allgemein »Relationen zwischen Zeichen und Bezeichnetem« heißen. Sie bestehen darin, daß ich an eine sinnliche Erscheinung unmittelbar eine Weise meines Verhaltens gebunden finde. Ich »höre« etwa in einem Satz oder aus ihm heraus ein Urteil, d. h. ich finde an den gehörten Satz unmittelbar ein Urteil, nämlich ein eigenes Urteil oder eine Tendenz dazu, gebunden. Ich sehe ein andermal eine Gebärde und finde darin unmittelbar, d. h. erlebe in ihr, oder erlebe im Akte der Apperzeption derselben, einen Affekt oder einen Antrieb zu einem solchen. Diesen Sachverhalt bezeichnen wir auch

als Einfühlung. Die in Rede stehenden Relationen sind also Einfühlungsrelationen. Auch diese werden uns noch besonders zu beschäftigen haben.

Eines nur sei an dieser Stelle noch zu den symbolischen Relationen überhaupt bemerkt: In jedem Fall einer solchen Relation ist wohl zu unterscheiden: Einmal dies, daß etwas für mich Symbol ist, und zum andern, daß ich das Bewußtsein habe oder weiß, es sei Symbol. Es ist etwas durchaus Anderes, ob ich im Hören eines Satzes das gemeinte Urteil vollziehe, ob ich also dem im Satze liegenden Antrieb folge, bzw. auch nur den Antrieb, das Urteil zu vollziehen, verspüre, oder ob ich weiß, der Satz meint das Urteil, d. h. ich soll durch den Satz zum Urteil veranlaßt werden. Dies letztere ist nicht mehr eine symbolische Relation, sondern ein Urteil über das Stattfinden einer solchen.

Psychologische Relationen.

Wie die Relationen überhaupt, so sind auch die rein psychologischen Relationen zunächst unmittelbar erlebte Weisen des Bezogenseins meiner, des Bewußtseins-Ich oder des Gefühls-Ich, auf etwas. Aber sie sind Weisen des Bezogenseins meiner — nicht auf einen Gegenstand, sondern auf ein Erlebnis. Die Grundrelation ist die Relation zwischen meinem Wollen und dem ins Dasein Treten eines Erlebnisses durch mein Wollen, oder ohne und gegen mein Wollen. In jener fühle ich mich aktiv, vollbringend, in dieser passiv, erfahrend oder erleidend: Ich tue etwas, oder es wird mir etwas zuteil, bzw. es dringt etwas feindlich gegen mich heran.

Dazu kommen dann die Relationen zwischen Erlebnissen. Auch diese sind doch, wie alle Relationen überhaupt, durch das Ich vermittelt, oder haben das Ich zum verbindenden Punkte. Derart sind die Relationen zwischen Motiv und Motivat, zwischen Zwecken und Mitteln, kurz die Relationen des »Um-willen«. Endlich gehören hierhin alle die unmittelbar erlebten Beziehungen zwischen meiner Erwartung oder beliebigen Tendenzen meines Wahrnehmens, Vorstellens, Apperzipierens, meinen Gewohnheiten des Vorstellens und Denkens, einerseits, und dem, was diesen Erwartungen, Tendenzen, Gewohnheiten gemäß ist, oder ihnen widerspricht, andererseits. Solche

Relationen liegen auch im Bewußtsein der Bekanntheit, Selbstverständlichkeit usw., andererseits im Bewußtsein der Neuheit, des Unerwarteten, des Befremdlichen usw.

* Diese Relationen können geschieden werden in positive und negative. Die positiven sind eine Art von Relation der Identität, die negativen eine Art von Relation des Gegensatzes.

Aufs bestimmteste ist zu betonen, daß die Relationen zwischen Motiv und Motivat mit den logischen Relationen zwischen Grund und Folge nichts gemein haben. Ebenso sind die Relationen zwischen meinem Wollen und dem Vollbringen absolut zu scheiden von jeder Kausalrelation. Diese logischen Relationen gehören einer völlig anderen Welt an, nämlich der Welt der logischen Forderung oder der »Geltung«. Das Bewußtsein derselben ist das Bewußtsein der Notwendigkeit eines Denkens, d. h. der Anerkennung einer logischen Forderung. Es ist ein Bewußtsein der Geltung. Und davon ist bei jenen Erlebnissen einer psychologischen Relation ganz und gar keine Rede.

XI. Kapitel: Das Urteil.[1])

Grundarten der Urteile. Subjekt und Prädikat.

Ein Urteil ist jedes Gegenstandsbewußtsein, oder Bewußtsein der Objektivität, oder jedes Bewußtsein der Forderung eines Gegenstandes. Ich sagte schon früher und deutete soeben von neuem an: Das Bewußtsein dieser Forderung ist zugleich das Bewußtsein der Notwendigkeit der Anerkennung, oder kurz, das Bewußtsein der Geltung. Ein Urteil ist also jedes Geltungsbewußtsein.

Erinnern wir uns aber hier sogleich wiederum der oben getroffenen Unterscheidung von drei Grundarten der Gegenstands-

[1]) Dieses ganze Kapitel ist spezifisch logischen Inhaltes, steht also relativ für sich, und kann demgemäß wiederum, ebenso wie das vorangehende, zunächst überschlagen werden. Von entscheidender Bedeutung für das Nachfolgende sind nur die beiden Sätze: erstlich, daß alles »Denkbare« an sich oder »der Tendenz nach«, d. h. abgesehen von allen Gegengründen, für uns ein Wirkliches oder Objekt unseres Glaubens ist; und zweitens der Parallelsatz, daß alles Vorstellen »der Tendenz nach« ein volles Erleben des »Vorgestellten«, d. h. des in der Vorstellung Gemeinten, ist.

apperzeption und entsprechenden Gegenstandsforderung. Dann ergeben sich drei Grundarten des Urteiles. Urteile sind zunächst einfache Qualitätsurteile, oder sie sind Existenzialurteile, oder endlich, sie sind Werturteile.

Dazu treten dann die Beziehungs- oder Relationsurteile. Diese zerfallen wiederum in zwei Gattungen. Die einen sind reine Relationsurteile. Sie bestehen im Bewußtsein, daß bestimmt beschaffene Gegenstände, wenn sie in bestimmter Richtung oder Hinsicht zueinander in Beziehung gesetzt werden, eine bestimmte Weise der Aufeinanderbeziehung fordern.

Von diesen reinen oder »nakten« Relationsurteilen sind durchaus unterschieden die Zusammengehörigkeitsurteile. Diese bestehen im Bewußtsein, daß ein Gegenstand eine bestimmte Beziehung zu einem bestimmten anderen, oder daß er diesen anderen Gegenstand und die Einfügung desselben in eine bestimmte Beziehung zu ihm fordert. Ein Beispiel des reinen Relationsurteiles ist das Gleichheitsurteil, oder das Urteil über eine räumliche Beziehung zwischen irgend zwei vorgestellten Gegenständen. Ein Beispiel des Zusammengehörigkeitsurteiles ist etwa das Urteil, dieser Baum sei grün. Vgl. hier S. 137.

* Man pflegt im Urteile Subjekt, Prädikat und außerdem auch wohl eine »Kopula« zu unterscheiden. Es wäre aber irrig, wenn man in jedem Urteil diese drei Teile suchen wollte. Das Subjekt im engeren oder streng logischen Sinn ist das Fordernde oder der Grund, nämlich der Grund der Prädizierung, oder das, was das Hinzudenken des Prädikates fordert; im weiteren Sinne dasjenige, für das, oder zu dem hinzu etwas gefordert ist, oder für das eine Forderung gilt. Das Subjekt in diesem Sinn ist entweder ein Teilgrund, oder es schließt den Grund in sich. Es ist also weniger oder mehr als der Grund. In dem Urteile, daß Sokrates starb, ist nicht Sokrates der Grund, sondern der Sokrates eines bestimmten Momentes; in dem Urteil, Menschen sind sterblich, nicht das mit »Mensch« bezeichnete bestimmte lebende Wesen, sondern das lebende Wesen überhaupt, zugleich als noch lebendes, abgesehen von jeder näheren Bestimmung. — Das Prädikat ist in jedem Falle das Geforderte, genauer, dasjenige, dessen Hinzudenken gefordert ist.

* Im einfachen qualitativen Urteil aber fehlt dieser Gegensatz. Dasselbe ist die Anerkennung der Forderung, daß ein Vorgestelltes dies qualitativ Bestimmte sei. Hier fordert also die qualitative Bestimmtheit sich selbst. Sprachlich wird dies Urteil zum Ausdruck gebracht durch die einfache Benennung. Der Name ist das Symbol der Anerkennung eines Gegenstandes als dieses qualitativ bestimmten.

* Anders schon beim Existenzialurteil. Dasselbe prädiziert von einem qualitativ Bestimmten etwas Anderes, nämlich die Existenz. Es anerkennt die Forderung oder das Recht des qualitativ Bestimmten, da zu sein oder vorgestellt zu werden. Hier ist der qualitativ bestimmte Gegenstand das Fordernde, also das Subjekt; das Dasein, oder Vorgestelltwerden das Prädikat. Ebenso ist im einfachen Werturteile der qualitativ bestimmte Gegenstand das Subjekt; die Wertung das Prädikat.

* Auch hier aber fehlt noch ein Prädikatsgegenstand. Und das Gleiche gilt von den reinen Relationsurteilen. Hier sind Subjekt die aufeinander bezogenen Gegenstände; Prädikat ist die von ihnen geforderte Weise der Aufeinanderbeziehung. Z. B. diejenige, in welcher das Bewußtsein der Gleichheit besteht. — Und mit dem Prädikatsgegenstand zugleich fehlt in allen diesen Urteilen die »Kopula«.

* Dagegen tritt dem Subjektsgegenstand ein Prädikatsgegenstand gegenüber in den Zusammengehörigkeitsurteilen, also den Urteilen, die m Bewußtsein bestehen, es sei eine bestimmte Weise der Zuordnung eines bestimmten Gegenstandes von einem anderen Gegenstand gefordert. Doch ist hier der Prädikatsgegenstand nicht zugleich das Prädikat, sondern dies ist eben die Zuordnung des bestimmten Prädikatsgegenstandes zum Subjektsgegenstand. Hierin ist dann zugleich die Kopula enthalten. Sie ist die Weise dieser Zuordnung, abgesehen von dem Gegenstand, der zugeordnet wird. So ist in dem Urteil, das im Satz ausgesprochen ist: Diese Rose ist rot, Prädikat das Rotsein, d. h. das hiermit bezeichnete Dasein des Rot an der Rose. Die Kopula ist dieses »An«. In dem Urteile: Dieser Baum steht neben jenem, wäre die Kopula das »Neben«.

* Doch kann die Kopula auch noch in einem anderen Sinne genommen werden. Nämlich im Sinne der Gültigkeit des Zusammen

oder der Relation. In der Tat ist es diese Gültigkeit, die den Subjekts- und Prädikatsgegenstand logisch aneinander »bindet«. Dann ist die Kopula nichts Anderes als das eigentliche Urteil. — Urteile mit Subjekts- und Prädikatsgegenstand können komplexe Urteile heißen.

Urteilsakt und Struktur der Urteile.

Der »Urteilsakt«, d. h. der Akt, in welchem die Forderung oder das Geltungsbewußtsein erlebt, oder durch welchen sie mir zum Bewußtsein gebracht wird, das psychische Geschehen, durch welches das »Urteil« ins Dasein gerufen wird, der Hergang des Urteilens, besteht beim einfachen Qualitätsurteile in der Apperzeption des Gegenstandes als eines so beschaffenen, oder in der qualitativen Apperzeption. Er besteht beim Existenzialurteil in der empirischen Apperzeption. Diese aber schließt die qualitative zugleich in sich. Sie ist ein Akt des Hindurchsehens durch die Qualität auf das Dasein dieses qualitativ so Bestimmten; oder eine qualitative und empirische Apperzeption in einem einzigen Akte, aber mit dem Zusatz, daß in diesem einzigen Akte die Apperzeption hinzielt auf das Dasein, oder darin ihren Schwerpunkt hat. Sie ist mit einem Worte die apperzeptive Unterordnung der qualitativen unter die empirische Seite des Gegenstandes. Ebenso ist der Akt des Werturteiles, d. h. der Akt, wodurch für mich das Werturteil zustande kommt, eine apperzeptive Unterordnung der qualitativen unter die Wertseite des Gegenstandes.

Nicht minder sind auch im Akte des reinen Relationsurteils die in der Relation stehenden Gegenstände zunächst qualitativ apperzipiert. Hier aber sind die Akte der qualitativen Apperzeption untergeordnet der zusammenfassenden Apperzeption, in welcher die Relation für mich entsteht.

Der psychologische Akt, durch welchen das Zusammengehörigkeitsurteil, oder das »komplexe Urteil« für mich zustande kommt, besteht in jedem Falle in der selbständigen qualitativen Apperzeption des Subjektsgegenstandes, der selbständigen qualitativen Apperzeption des Prädikatsgegenstandes, und der Hinzunahme dieses zu jenem in einen einzigen Akt der Apperzeption, der diesen mit jenem irgendwie vereinheitlicht. Man kann diesen Vorgang als Analyse oder

als Synthese beschreiben. Er ist in Wahrheit zunächst Analyse oder apperzeptive Zweiteilung (Wundt); dann Synthese. Das eigentliche Urteil besteht allemal in dem Bewußtsein des Gefordertseins dieser bestimmt gearteten Hineinnahme oder Einheitsapperzeption, oder der Geltung der Zuordnung.

* Bei den apriorischen Zusammengehörigkeitsurteilen aber ist die Apperzeption des Subjekts- und des Prädikatsgegenstandes lediglich qualitative Apperzeption, bei den empirischen ist sie zugleich empirische Apperzeption. Bei jenen fordert die Qualität des Subjektes ein qualitativ bestimmtes Prädikat, und zugleich eine bestimmte Relation dieses zu jenem, bei diesem fordert die Wirklichkeit des qualitativ bestimmten Subjektsgegenstandes die Wirklichkeit des qualitativ bestimmten Prädikatsgegenstandes, und die Relation zwischen diesen wirklichen Gegenständen. Beim kausalen Urteile fordert zugleich die Nichtwirklichkeit des Subjektes die Nichtwirklichkeit des Prädikates.

* Alle die in einem Urteile stattfindenden oder dabei vorausgesetzten Apperzeptionen aber ergeben ebensoviele Urteile, d. h. ebensoviele Forderungs- oder Gültigkeitserlebnisse. Zunächst ist in jedem Urteil das Denken jedes der Gegenstände, die in das Urteil eingehen, ein einfaches qualitatives Urteil: Jeder der Urteilsgegenstände wird als dieser bestimmte anerkannt. Weiterhin stellen, soweit es sich im Urteil um die Wirklichkeit handelt, die Gegenstände die Forderung, daß ihre Vorstellung gelte. Dazu tritt endlich das Bewußtsein der Geltung der Relationen. Alle diese Geltungserlebnisse verbinden sich aber zu einem einheitlichen Erlebnis. Sie sind in diesem als Teilerlebnisse enthalten, und so, wie dies oben von den entsprechenden Apperzeptionsakten gesagt wurde, einander über- und untergeordnet. Das eigentliche Urteil, d. h. dasjenige, worauf es mir bei meinem Urteilen »ankommt«, ist das alle diese Teilerlebnisse »beherrschende« Geltungserlebnis. Ihm sind alle übrigen untergeordnet. Urteile ich, die Blume blühe, so erkenne ich etwas an als das qualitativ Bestimmte, das ich in dem Worte »Blume« meine; und etwas Anderes als das qualitativ Bestimmte, das »Blühen« heißt. Zugleich erkenne ich beides an als wirklich. Das eigentliche Urteil endlich, das alle diese Urteile implizite in sich trägt, ist die Anerkennung des Blühens der Blume; d. h.

die Anerkennung dieser Relation zwischen dem Blühen und der Blume.

* Genauer ist das Unterordnungsverhältnis bei dem bezeichneten Urteile dies: Die Akte des qualitativen Geltungsbewußtseins sind untergeordnet den Akten des empirischen Geltungsbewußtseins, und diese endlich dem Akte des Bewußtseins der Geltung der Relation. Alle diese Unterordnungen sind absolute.

* Für diesen Sachverhalt bestehen Analoga auf anderen Gebieten. Will ich einen Zweck durch ein Mittel hindurch verwirklichen, so ist das Wollen des Mittels als Voraussetzung in dem Wollen des Zweckes eingeschlossen. Mein Wollen ist weder das Wollen des Mittels, noch des Zweckes, sondern es ist ein neues Gesamterlebnis. In diesem herrscht das Wollen des Zweckes. Das Wollen des Mittels ist ihm in dem Gesamterlebnis untergeordnet. Der Zweck ist das, worauf es mir »ankommt«.

* In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage nach dem Sinne der attributiven Verbindungen. Auch sie sind Urteile. Sage ich: Die Bäume in meinem Garten blühen, dann sind »die Bäume in meinem Garten« ein Urteil, und zwar bereits ein Urteil höherer Ordnung. Ich anerkenne nicht nur die Forderung, die Bäume im Garten so vorzustellen, wie es im erfahrungsgemäßen Wesen von Bäumen und eines Gartens liegt, und ich bejahe nicht nur die Wirklichkeit dieser Gegenstände, sondern ich anerkenne auch, daß diese Bäume zu meinem Garten gehören. Dies alles liegt als Voraussetzung in dem Urteile, daß diese Bäume blühen.

Möglichkeitsurteile.

Die »Forderungen« waren im vorstehenden jederzeit gedacht als unbedingte, also die Gründe als zureichende, oder als volle Gründe. In der That ist jede logische Forderung an sich oder von Haus aus eine unbedingte. Dies hindert doch nicht, daß neben den unbedingten Forderungen die bedingten, neben den Gründen die Teilgründe, neben den Tatsächlichkeitsurteilen die Möglichkeitsurteile stehen.

Alle Möglichkeitsurteile sind zunächst qualitative Urteile. Ein solches qualitatives Möglichkeitsurteil ist nichts als das Bewußtsein

der Möglichkeit der verschiedenen Determination eines allgemeineren Gegenstandes. Nur Gegenstände, die allgemeinerer Natur, d. h. mehrfach determinierbar sind, können Gründe für bloße Möglichkeitsforderungen sein. Das Dreieck etwa, dies Allgemeine, fordert eine von vielen möglichen individuell bestimmten Determinationen, d. h. es fordert eine derselben, etwa die Gleichseitigkeit, falls es nicht eine der anderen möglichen Determinationen an sich trägt. Damit ist zugleich gesagt, daß diese Forderung nur eine bedingte ist. Das Dreieck ist für jede individuell bestimmte Form nur Teilgrund.

* Die Möglichkeit, daß eine bestimmte individuelle Determination eines Allgemeinen stattfinde, hat an sich keine Grade. Jede solche Möglichkeit ist aber zugleich ein Fall einer allgemeineren Determinationsmöglichkeit. Die Möglichkeit, daß ein Dreieck diesen bestimmten spitzen Winkel habe, ist zugleich die Möglichkeit, daß es überhaupt spitzwinkelig sei. Neben jener Möglichkeit aber bestehen die anderen, daß das Dreieck diesen oder jenen anderen spitzen Winkel habe.

* Die Anzahl nun der in einer allgemeineren Determinationsmöglichkeit eingeschlossenen individuellen Möglichkeiten der Determination ist die Wahrscheinlichkeit jener allgemeineren Determination. Und diese hat einen Grad oder eine Größe. Daß ein Dreieck spitzwinkelig ist, hat eine Wahrscheinlichkeit von bestimmter Größe, z. B. eine größere, als daß es rechtwinkelig ist. Diese Wahrscheinlichkeit ist die Anzahl der nebeneinander bestehenden Möglichkeiten, daß es diese oder jene spitzwinkelige Form habe.

Und damit ist nun auch die Möglichkeit des negativen Urteiles gegeben. Jede Forderung, so sagte ich, ist an sich eine unbedingte. Ebenso ist jede Forderung an sich eine positive oder ein Gebot. Aber Forderungen können untereinander unverträglich sein, also sich negieren. So entsteht die negative logische Forderung, das logische Verbot, kurz das negative Urteil. Es ist die Negation eines positiven Urteiles durch ein anderes.

Dies im negativen Urteile negierte positive Urteil kann nun aber nicht ein unbedingtes sein. Es muß negierbar, also ein bedingtes sein, nicht ein Tatsächlichkeitsurteil, sondern ein Möglichkeitsurteil. Und dies muß von demselben, und kann doch wiederum nicht von demselben Gegenstand gelten, von welchem das negierende

Urteil gilt. Beides vereinigt sich in der Einsicht, daß das negative Urteil die Negation ist eines allgemeineren, d. h. von einem allgemeineren Gegenstande geltenden positiven Möglichkeitsurteiles.

Negative qualitative Urteile.

Oben war zunächst die Rede von qualitativen Möglichkeitsurteilen. Demgemäß stehen hier auch zunächst die qualitativen negativen Urteile für uns in Frage. Dieselben sind besonderer Art: Gesetzt, ein Gegenstand erlaubt eine bestimmte Determination, und zugleich eine andere, damit unverträgliche; der Gegenstand ist aber in der einen Weise determiniert. Dann ist dadurch die andere negiert. Eine ebene Figur überhaupt etwa kann kreisförmig, und sie kann quadratisch sein. Nun aber denke ich sie quadratisch. Sie fordert also, so vorgestellt zu werden. Es gilt dies qualitative Urteil. Dann ist die Möglichkeit, daß sie als kreisförmig vorgestellt werde, aufgehoben. Das von dem Allgemeineren »ebene Figur« geltende qualitative Möglichkeitsurteil ist durch jenes Urteil negiert. Ebenso ist umgekehrt die Möglichkeit, daß die ebene Figur als quadratisch vorgestellt werde, oder es ist dies Möglichkeitsurteil, negiert, wenn ich die Figur kreisförmig denke. Daraus ergibt sich, je nach dem Ausgangspunkte der Betrachtung, das Bewußtsein, die kreisförmige Figur könne nicht quadratisch, oder die quadratische könne nicht kreisförmig sein, oder ein kreisförmiges Quadrat sei »undenkbar«.

Solche Undenkbarkeitsurteile sind alle negativen qualitativen Urteile. Sie sind es als qualitative. Die Undenkbarkeit des quadratischen Kreises besagt eben, es liege in der Qualität des Gegenstandes »quadratische Figur«, die Kreisförmigkeit zu negieren, und umgekehrt. Es ist endlich nur ein anderer Name, wenn wir diese Urteile als apriorische negative Urteile bezeichnen. Apriorische negative Urteile, und eben damit Undenkbarkeitsurteile, sind z. B. alle geometrischen negativen Urteile.

* Ein besonderer Fall dieser Undenkbarkeitsurteile ist noch besonders zu erwähnen: Ein Gegenstand negiert — nicht eine bestimmte an einem allgemeineren Gegenstand mögliche Determination, sondern eine Determinationsrichtung. Das Bewußtsein hiervon ist das Widersinnigkeitsurteil. Etwa: Eine mathematische Formel kann

nicht wohlriechend sein; mathematische Formeln als wohlriechend denken zu wollen, ist »widersinnig«. Hier ist die mathematische Formel ein Gegenstand. Und ein Gegenstand überhaupt, dies Allerallgemeinste, kann wohlriechend sein. Die Qualität der mathematischen Formel aber negiert nicht nur dies allgemeine Möglichkeitsurteil, sondern auch das zugrunde liegende, daß »Gegenstände überhaupt« in dieser Richtung determinierbar sind.

Diesen Undenkbarkeits- und Widersinnigkeitsurteilen stehen nun gegenüber die einfachen negativen Tatsächlichkeitsurteile. Diese sind nach dem Gesagten insgesamt empirische negative Urteile. Auch diese sind Negationen von — nämlich empirischen — Möglichkeitsurteilen.

Empirische Möglichkeits- und negative Urteile.

Auch ein empirisches Möglichkeitsurteil ist zunächst nichts als das Bewußtsein der Möglichkeit einer Determination neben anderen.

Dieser Baum hier blüht; andere Bäume blühen nicht. Hiermit, d. h. mit der Kenntnisnahme von diesen verschiedenen Tatsachen, ist das allgemeine Möglichkeitsurteil gegeben: Bäume überhaupt »können« blühen. — Zugleich hat dies »Blühen der Bäume überhaupt« eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Sie ist so groß wie die Menge der »Fälle«, in denen Bäume blühen, oder als die Menge der möglichen individuellen Determinationen des Allgemeinen »Baum«, die das Prädikat »Blühen« erfahrungsgemäß fordern. — Und nun ist auch das negative Urteil möglich, irgend ein Baum blühe nicht. Es ist die Negation jenes allgemeinen Möglichkeitsurteiles.

Dies müssen wir verallgemeinern: Empirische Urteile der bloßen Möglichkeit entstehen, indem die Determinationen eines allgemeineren, also mehrfach determinierbaren Gegenstandes teils eine Forderung, teils eine damit unverträgliche Forderung, kürzer gesagt, eine Gegenforderung stellen. Auch empirische Möglichkeitsurteile sind also zunächst Urteile über einen allgemeinen Gegenstand, oder Forderungen eines solchen. Die Anzahl der Determinationen, durch welche die Forderung, bzw. die Gegenforderung gestellt wird, ergibt zugleich die empirische Wahrscheinlichkeit.

Und solche Möglichkeitsurteile werden in den empirischen

negativen Urteilen negiert. Es ist aber alles Gewicht darauf zu legen, daß diese Möglichkeitsurteile nicht an sich bloße Möglichkeitsurteile sind, sondern Tatsächlichkeitsurteile, die erst durch Gegenforderungen, also auch schon durch negierende Urteile, zu bloßen Möglichkeitsurteilen geworden sind. So können wir auch sagen: Jedes empirische negative Urteil ist die Negation eines an sich, d. h. abgesehen von allen negierenden Urteilen überhaupt, unbedingt gültigen empirischen positiven Urteiles.

Dieser Satz führt aber sogleich weiter. Jede überhaupt mögliche Vorstellung eines Gegenstandes und jede möglicherweise vorzustellende Relation der empirischen Zusammengehörigkeit zwischen Gegenständen kann in einem empirischen negativen Urteil negiert oder als ungültig gedacht sein.

Dies nun ist nach dem soeben Gesagten nur möglich, wenn der Satz gilt: Jede solche Vorstellung und jede solche Relation ist an sich Objekt eines Geltungsbewußtseins. Dieser Satz muß also Geltung haben.

Daß es aber in der Tat so ist, ergibt sich aus der Herkunft unserer Vorstellungen. Ist eine Vorstellung Erinnerung, so schließt sie ohne weiteres ein Gültigkeitsbewußtsein in sich. Und ist, was ich vorstelle, ein bloßer Phantasiegegenstand, so stammt er doch seinen Elementen und der Verbindungsweise seiner Elemente nach aus Wirklichem oder Gegenständen von gültigen empirischen Urteilen. Jeder Gegenstand meiner Phantasie entstammt — nicht als Ganzes, wohl aber seinen Elementen nach — aus der Erfahrung. Und die Relationen der empirischen Zusammengehörigkeit, die ich jetzt in freier Phantasietätigkeit zwischen Gegenständen herstelle, bestehen, wie wir schon früher sahen, für mich, weil sie in erfahrungsgemäßen, d. h. unmittelbar durch die Erfahrung gegebenen, also in objektiven oder geltenden Beziehungen der Zusammengehörigkeit, zugleich mitgegeben sind. S. S. 124 f..

*Dies sage ich noch etwas genauer: Besteht eine Forderung oder ein Urteil erfahrungsgemäß für einen Gegenstand A_1 zu Recht, und ist dies A_1 die Determination eines allgemeineren A, so besteht die gleiche Forderung implizite zu Recht auch für dies allgemeinere A. Indem die Forderung an A_1 haftet, haftet sie an A, da ja in A_1 das A mitgegeben ist. Und damit zugleich haftet die fragliche Forderung

an jeder weiteren Determination A_m dieses A. Auch das A_m ist ja ein A. Diese Forderung wird erst, mit Rücksicht auf das A_1 und demgemäß auch mit Rücksicht auf das A_m, zu einer bloßen Möglichkeitsforderung, wenn neben A_1 irgendwelche andere Determinationen A_2, A_3 stehen, die erfahrungsgemäß andere Forderungen stellen, d. h. solche, welche der von A_1 gestellten widersprechen. Und diese Möglichkeitsforderung wiederum kann mit Rücksicht auf A_m durch weitere Erfahrung negiert werden. An sich aber, d. h. abgesehen von allen Gegenerfahrungen oder erfahrungsgemäßen Gegengründen, bleibt die Forderung, die für A_1 gilt, auch mit Rücksicht auf A_m in Geltung. Es gilt, so können wir dies auch kurz ausdrücken, das Urteil über A_1 für das allgemeine A, und demgemäß auch für das »analoge« A_m »der Tendenz nach«.

* Den Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine nennt man Induktionsschluß, den vom Besonderen auf das nebengeordnete Besondere, kurz auf das »Analoge«, Analogieschluß. Aus dem Vorstehenden begreift sich die Möglichkeit derselben. Beide Schlüsse beruhen auf der Tatsache, daß die Forderung, die das »Besondere« stellt, an sich zugleich die entsprechende Forderung des Allgemeinen, und damit zugleich des »Analogen«, ist. Vielmehr diese Schlüsse sind nichts, als die Bewußtwerdung dieser Tatsache.

* Nun sind alle in der Phantasie vorstellbaren Gegenstände, und Beziehungen der empirischen Zusammengehörigkeit zwischen solchen, Analoga der in der Erfahrung gegebenen Gegenstände und Beziehungen der Zusammengehörigkeit, also Analoga von wirklichen Gegenständen und Zusammengehörigkeiten. Also haben alle Phantasievorstellungen, und alle von mir vorgestellten Relationen der empirischen Zusammengehörigkeit, an sich, oder abgesehen von allen Gegengründen, für mich Geltung. Oder was dasselbe sagt, sie gelten für mich der Tendenz nach. Sie sind eo ipso entsprechende empirische Tatsächlichkeitsurteile. Sie werden zu bloßen Möglichkeitsurteilen und weiter zu Urteilen der Ungültigkeit erst durch hinzutretende negierende Erfahrungen.

* So gilt etwa das Wahrnehmungsurteil, daß dieser oder jener bestimmte Mensch jetzt tanzt, oder es gilt das Urteil, das dem jetzt an dieser Stelle befindlichen Menschen das Tanzen zuerkennt, an sich für alle Menschen und weiterhin für alle Gegenstände, d. h. es

gilt für sie, abgesehen von dem Bewußtsein, daß es auch zeitlich und räumlich anders determinierte Menschen gibt, und daß diese nicht alle tanzen, bzw. abgesehen von dem Bewußtsein, daß tote Gegenstände überhaupt nicht tanzen. Das fragliche Urteil gilt für mich auch mit Rücksicht etwa auf den Eifelturm; d. h. es gilt von ihm, wenn ich absehe von allen Gegenerfahrungen und erfahrungsgemäßen Gegengründen.

* Und das negative Urteil nun ist die Negation eines allgemeineren, d. h. von einem allgemeineren Gegenstand gültigen Möglichkeitsurteiles, das auf dem soeben bezeichneten Wege — d. h. auf Grund der Erfahrung, daß andere Determinationen dieses allgemeineren Gegenstandes Gegenforderungen stellen — aus dem entsprechenden allgemeinen Tatsächlichkeitsurteil entstanden ist.

* Daß aber ein empirisches negatives Urteil für mich, d. h. für mein Bewußtsein zustande kommt, dazu genügt es nicht, daß es für ein an sich für mich gültiges Urteil Gegenforderungen oder Gegengründe gibt; und auch nicht, daß ich davon weiß. Sondern es ist dazu erforderlich, daß beides, die Forderung und die Gegenforderung, in mir in einem einzigen Punkte zusammentrifft, daß also das, was die Forderung, und das, was die Gegenforderung stellt, für mich ein einziger Gegenstand wird; es ist erforderlich diese absolute Einheitsapperzeption. Daraus entsteht das negative Urteil, falls die Grundvoraussetzung zutrifft, daß das zu negierende Urteil ein negierbares, also ein bloßes — allgemeineres — Möglichkeitsurteil ist, das negierende dagegen ein unbedingtes oder ein Tatsächlichkeitsurteil.

* Die fragliche Einheitsapperzeption bezeichnen wir als antithetische Einheitsapperzeption. Sie ist, genauer gesagt, eine neue Art der Verschmelzung, allen sonstigen Arten derselben als etwas völlig Eigenartiges gegenüberstehend; eine »antithetische Verschmelzung«: Was sich wechselseitig negiert, vereinigt sich zu einem einzigen Bewußtseinsergebnis.

* Die »antithetische Verschmelzung« überhaupt schließt, wie wir sogleich sehen werden, vielerlei Möglichkeiten in sich. Die hier in Rede stehende ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihr zugleich eine, und zwar absolute, Unterordnung stattfindet: Das bedingte Urteil wird dem unbedingten, eben vermöge dieses absoluten Unterschiedes

des objektiven Gewichtes, absolut untergeordnet. Dies nimmt jenes in sich auf, um es in sich völlig zu verschlingen, d. h. zu negieren. Die Resultante aus dieser eigenartigen, absolut unterordnenden Verschmelzung ist eben das — in sich selbst durchaus einfache — Bewußtsein der Ungültigkeit.

*Dabei ist doch noch Eines vorausgesetzt. Dies Ungültigkeitsbewußtsein ist auf den Inhalt der negierten Forderung bezogen. Dies besagt, daß in jener Einheitsapperzeption subjektiv dies Negierte übergeordnet oder zum Schwerpunkt der Apperzeption gemacht ist. Gesetzt, ich verhalte mich entgegengesetzt, d. h. betone apperzipierend den Inhalt der negierenden Forderung, so gewinne ich vielmehr das Bewußtsein der gegen eine mögliche Gegenforderung sich behauptenden Gültigkeit. So entsteht mir, wenn ich einen Baum sehe, der nicht belaubt ist, das negative Urteil, er sei nicht belaubt, wenn ich die Möglichkeit des Belaubtseins von Bäumen zum apperzeptiven Schwerpunkt mache. Dagegen gewinne ich das positive Bewußtsein, er sei so, wie er ist, und dadurch sei das Belaubtsein ausgeschlossen, wenn ich das, was ich sehe, in den Vordergrund der Apperzeption rücke. Man könnte Urteile der letzteren Art speziell als »affirmative« bezeichnen.

Empirische Wahrscheinlichkeitsurteile.

Neben dieser Möglichkeit, daß einer bedingten Forderung eine unbedingte negierend gegenübersteht, besteht aber die andere: Die Forderung sowohl, als die Gegenforderung sind bedingte. Hier ergibt sich, solange beide, die Forderung und die Gegenforderung, nur einfache, gradlose Möglichkeitsforderungen sind, oder falls ihr logisches Gewicht, d. h. ihre Wahrscheinlichkeit gleich ist, aus der »antithetischen« Verschmelzung das Urteil der neutralen Möglichkeit des einen und des anderen Urteils, oder das Bewußtsein der logischen Indifferenz. Es braucht nicht wiederholt zu werden, daß eine bedingte Forderung jederzeit nur die Forderung eines allgemeinen, d. h. nicht in jeder Hinsicht determinierten Gegenstandes sein kann.

Ist dagegen das logische Gewicht der Forderungen verschieden, so wird das Bewußtsein der Indifferenz zum Bewußtsein der

Wahrscheinlichkeit der Geltung oder Nichtgeltung, und zwar der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit derselben, je nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit der beiden Forderungen, d. h. je nach dem Umfange der Möglichkeitsurteile, welche sie in sich schließen; oder, was nach obigem Dasselbe sagt, je nach der Menge der Determinationen des fordernden Gegenstandes, welche die Forderung, und der Menge derjenigen Determinationen desselben, welche die Gegenforderung stellen. Auch diese Bewußtseinserlebnisse sind das Ergebnis einer unterordnenden Verschmelzung, nur eben nicht einer absolut unterordnenden.

* Dabei ist das Wahrscheinlichkeits- oder Unwahrscheinlichkeitsbewußtsein jedesmal bezogen auf die Forderung, deren Inhalt ich zum apperzeptiven Schwerpunkt mache oder subjektiv überordne. Zugleich fragt es sich aber jedesmal, wie ich apperzipierend zu den Gründen und den Gegengründen mich verhalte, ob ich die einen oder die anderen apperzipierend bevorzuge oder speziell apperzipiere, also in den apperzeptiven Schwerpunkt mit hineinnehme, ob ich also den Inhalt der Forderung bzw. der Gegenforderung unter dem Gesichtspunkt der Gründe oder der Gegengründe betrachte. Je nachdem entsteht mir ein Bewußtsein der Wahrscheinlichkeit oder der Unwahrscheinlichkeit. Hat die Forderung, auf deren Inhalt ich speziell achte, oder deren Inhalt ich zum apperzeptiven Schwerpunkt mache, die größere Wahrscheinlichkeit, so gewinne ich in der antithetischen Einheitsapperzeption oder aus der antithetischen unterordnenden Verschmelzung das Bewußtsein der positiven Wahrscheinlichkeit der Geltung dieser Forderung oder das Bewußtsein der Unwahrscheinlichkeit ihrer Ungültigkeit, je nachdem ich in dieser Einheitsapperzeption die Gründe für diese Forderung oder die Gegengründe gegen dieselbe in den apperzeptiven Schwerpunkt mit hineinnehme. Hat jene Forderung die geringere Wahrscheinlichkeit, so entsteht mir unter der gleichen Voraussetzung das Bewußtsein der Wahrscheinlichkeit der Nichtgeltung jener Forderung oder der Unwahrscheinlichkeit der Geltung derselben. Hiermit sind jedesmal qualitativ verschiedene Bewußtseinserlebnisse bezeichnet.

Die »Erklärung«.

Endlich besteht die dritte Möglichkeit, daß beide Forderungen unbedingte sind. Eine Erfahrung etwa knüpft an einen Gegenstand eine Forderung, eine andere an denselben Gegenstand eine Gegenforderung. — Ein Experiment etwa, das ich mache, hat ein bestimmtes Ergebnis, und dasselbe Experiment hat, bei der Wiederholung, nicht dasselbe, sondern an seiner Stelle ein anderes Ergebnis. Jetzt fordert dasselbe Experiment, daß ich ihm jenes Ergebnis zuerkenne und auch abspreche.

Hiermit ist ein Widerspruch gegeben. Der Widerspruch aber, der so entsteht, ist nur lösbar unter der Voraussetzung, daß ich den einen und selben Gegenstand, sofern er die eine, und sofern er die andere Forderung stellt, verschieden determiniert denke, und damit denkend zu verschiedenen Gegenständen mache. Es ergibt sich also aus der Notwendigkeit der Anerkennung beider Forderungen diese neue Forderung.

Und gesetzt, ich genüge derselben, so habe ich nun drei neue Urteile. Von dem Gegenstand, abgesehen von den verschiedenen Determinationen, von diesem allgemeinen Gegenstand also, »kann« die Forderung und die Gegenforderung gelten. Von diesem Gegenstand, sofern er in der einen Weise näher determiniert ist, gilt die Forderung. Sofern er dagegen in der anderen Weise determiniert ist, gilt von ihm die Gegenforderung.

Die Frage aber, welche verschiedenen Determinationen des Gegenstandes, der die Forderung und die Gegenforderung stellte, ich vollziehen kann oder darf, muß mir die Erfahrung beantworten; ebenso die Frage, unter Voraussetzung welcher von diesen verschiedenen Determinationen die Forderung, bzw. die Gegenforderung gilt. Mit der Beantwortung dieser Fragen ist der Widerspruch der Forderung und Gegenforderung gelöst. In solcher Lösung des Widerspruchs zwischen erfahrungsgemäßen Forderungen besteht die »Erklärung«.

* Zugleich wird die Möglichkeit, daß von dem undeterminierten Gegenstand die Forderung oder die Gegenforderung gelte, zur größeren oder geringeren »Wahrscheinlichkeit«, wenn die Erfahrung mehr oder weniger voneinander verschiedene Determinationen

des Gegenstandes aufzeigt, unter deren Voraussetzung die Forderung erfahrungsgemäß gilt oder nicht gilt.

Die unterschiedenen erfahrungsgemäßen Determinationen des Gegenstandes, die es mir ermöglichen, die an dem Gegenstand haftende Forderung ebensowohl wie die Gegenforderung anzuerkennen, sind die »Bedingung« dafür, daß von dem Gegenstand die Forderung und die Gegenforderung gilt. So ergibt sich etwa als Bedingung dafür, daß ein Stein warm, ein im übrigen ihm gleicher kalt ist, dies, daß der eine Stein ein von der Sonne beschienener ist oder war, der andere nicht. Eine Bedingung überhaupt ist die durch den Widerspruch zwischen Forderungen und Gegenforderungen desselben Gegenstandes und die Notwendigkeit der Aufhebung desselben geforderte Determination dieses Gegenstandes. Der Komplex solcher Bedingungen ist der zureichende Grund der Geltung des Urteiles. Sind die Bedingungen Bedingungen eines empirischen Urteils, also selbst empirische Bedingungen, so heißt der Grund »Ursache«.

Gesetze des Wirklichkeitsbewußtseins.[1])

Den im vorstehenden dargelegten Sachverhalt verdeutlichen und vervollständigen wir jetzt durch eine speziellere Betrachtung, die das einfache empirische Urteil, d. h. das einfache Existenzialurteil, oder das einfache Bewußtsein der Wirklichkeit eines Gegenstandes, zum Ausgangspunkte nimmt.

Diesem einfachen Bewußtsein der Wirklichkeit steht gegenüber das einfache Bewußtsein der Nichtwirklichkeit eines Gegenstandes. Alles Bewußtsein der Wirklichkeit entsteht ursprünglich aus der Wahrnehmung — in welche wir hier die innere Wahrnehmung oder die Erinnerung, sei es diejenige, die in unmittelbar rückschauender Betrachtung ein Bewußtseinserlebnis erfaßt, sei es die Erinnerung an weiter Zurückliegendes, miteinbegreifen —. Umgekehrt entsteht alles Bewußtsein der Nichtwirklichkeit ursprünglich aus der Nichtwahrnehmung und Nichterinnerung. Auf Letzteres wird sogleich zurückzukommen sein.

[1]) Vgl. hierzu die Schrift »Vom Fühlen, Wollen und Denken«, Leipzig 1902.

Das Gesetz der Identität in seiner Anwendung auf das einfache empirische Urteil besagt: Was einmal als wirklich erkannt oder für mich zu einem Wirklichen geworden ist, bleibt für mich wirklich, solange es eben dieser Gegenstand ist, d. h. solange es nicht eine Determination erfahren hat, die es in einen neuen Gegenstand verwandelt.

Darin liegt zunächst dies, daß die Erinnerung an einen Gegenstand, der mir irgend einmal als wirklich erschien, nicht nur die Erinnerung ist, daß er mir so erschien, sondern zugleich das gegenwärtige Bewußtsein, er sei wirklich gewesen.

Und es liegt in dem Gesetz der Identität weiter dies eingeschlossen: Jeder Gegenstand, der einmal für mich zu einem wirklichen geworden ist, bleibt für mich wirklich mit Rücksicht auf jeden Ort und jede Zeit, solange er im übrigen der gleiche Gegenstand ist. Dabei ist zu beachten: Daß der Gegenstand einem anderen Zeitpunkt oder räumlichen Ort angehört, bringt an sich in den Gegenstand keine Veränderung. Jeder Zeitpunkt ist an sich jedem Zeitpunkte, jeder Ort an sich jedem Ort im Raume gleich.

Ebenso gilt der Satz: Jeder einmal als nichtwirklich erkannte Gegenstand bleibt für mich nichtwirklich, solange er nicht eine Determination erfährt, die ihn zu einem anderen Gegenstand macht.

Solche Determinationen erfährt aber ein Gegenstand, wenn er gedacht wird — nicht mehr bloß als dieser bestimmt beschaffene einzelne, sondern als einem Zusammenhange zugehörig, genauer gesagt, wenn diese Zugehörigkeit als Bestimmung in den Gegenstand bewußt aufgenommen ist.

Danach kann also ein und derselbe Gegenstand, und er kann zugleich nur, als wirklich und auch als nichtwirklich gedacht werden, sofern er verschiedenen objektiven Zusammenhängen angehört. Diese Verschiedenheit der Zusammenhänge bezeichnet die dem Gegenstand zugehörige, also objektive Bedingung dafür, daß er einmal als wirklich, das andere Mal als nicht wirklich gedacht werden kann.

Lediglich besondere Formulierungen des soeben ausgesprochenen Satzes sind die Sätze: Jeder Übergang von Existenz in Nichtexistenz und umgekehrt, und ebenso jedes Anderssein, also auch jede Veränderung eines Gegenstandes setzt ein Anderssein oder eine Veränderung in dem Wirklichkeitszusammenhange voraus, dem der

Gegenstand angehört, oder in welchen er sich einfügt. Dies Anderssein oder diese Veränderung ist wiederum die erfahrungsgemäße »Bedingung« des Entstehens und Vergehens, des Andersseins, oder der Veränderung.

Wie man sieht, sind die hier ausgesprochenen Sätze nichts als ebensoviele Besonderungen des Kausalgesetzes. Damit ist zugleich gesagt, daß das Kausalgesetz in jenem Identitätsgesetz eingeschlossen ist. Statt dessen können wir auch sagen: Es ist eingeschlossen im Begriffe des Gegenstandes; vgl. S. 132. Es ergibt sich im übrigen aus der Tatsache, daß die Verschiedenheit der Zeit und des Ortes als solche keine Verschiedenheit des Gegenstandes ist.

Insbesondere haben wir im vorstehenden den Grund des Glaubens an die Fortdauer der wirklichen Außenwelt, auch wenn sie nicht Gegenstand der Wahrnehmung ist, kennen gelernt.

Nichtwirklichkeit. Bedingungen der »Erscheinung«.

Kehren wir aber zurück zum Bewußtsein der Unwirklichkeit. Das Bewußtsein der Wirklichkeit, so sage ich, ergibt sich aus der Wahrnehmung, bzw. der Erinnerung. Es ist daran gebunden. Nicht minder ist aber umgekehrt an das Wirklichkeitsbewußtsein die Wahrnehmung gebunden. D. h. jedes Wirklichkeitsbewußtsein schließt, an sich betrachtet, die Forderung der Wahrnehmung des Wirklichen in sich. Diese Forderung bezeichnen wir auch als Erwartung. Auch die Erwartung, von der hier die Rede ist, ist ein Urteil oder ein Forderungsbewußtsein.

Das Recht des hier ausgesprochenen Satzes wird deutlich, wenn wir uns erinnern: Jede Vorstellung eines denkbaren Gegenstandes überhaupt schließt, an sich betrachtet, die Forderung der Wahrnehmung — oder des vollen Erlebens — dieses Gegenstandes in sich. Zugleich ergibt sich aus Früherem: Ist der vorgestellte Gegenstand ein nur möglicher, in dem Sinne, daß an seiner Stelle auch andere Gegenstände vorgestellt werden können, oder daß der Wirklichkeitszusammenhang, in welchen wir ihn vorstellend einfügen, erfahrungsgemäß auch anders, d. h. durch Einfügung eines anderen Gegenstandes »determiniert« sein kann, dann wird jene Forderung zur bloßen Möglichkeitsforderung.

In unserem Fall nun handelt es sich nicht um bloß denkbare, sondern um solche Gegenstände, die als wirklich erkannt sind, die also das Vorgestelltwerden — an einer bestimmten Stelle des Wirklichkeitszusammenhanges — unbedingt fordern. Und diese Forderung denken wir noch nicht durch anderweitige Erfahrung aufgehoben. Dann ist die Möglichkeit, andere Gegenstände an ihrer Stelle vorzustellen, negiert. Und daraus folgt, daß die Forderung solcher wirklichen Gegenstände, wahrgenommen zu werden, zunächst als unbedingte bestehen bleibt.

Diese Forderung nun wird, wenn der Gegenstand jetzt tatsächlich nicht von mir wahrgenommen wird, negiert durch den gegenwärtigen Wahrnehmungstatbestand.

Hiermit ist eine neue Art des Widerspruches gegeben. Es besteht etwa die Forderung, daß ich eine Farbe, weil sie als wirklich erkannt wurde, wahrnehme, und es besteht die Gegentatsache, die als solche gleichfalls Anerkennung fordert. D. h. es besteht der gegenwärtige Wahrnehmungstatbestand, in welchem die Wahrnehmung der Farbe keine Stelle findet. Träger dieses neuen Widerspruchs ist die Wahrnehmung, in unserem Falle der Farbe. Sie ist gefordert, und zugleich ist diese Forderung negiert.

Dieser Widerspruch nun löst sich wiederum, indem dasjenige, an dem die Forderung und zugleich die Gegenforderung haftet, also die Wahrnehmung der Farbe, verschieden determiniert, oder an verschiedene Bedingungen geknüpft wird.

Machen wir sogleich die Voraussetzung, daß die Erfahrung dies gestatte. Ich finde etwa, daß ich die Farbe wahrnahm, und das Bewußtsein ihrer Wirklichkeit hatte, indem mein Auge offen und darauf gerichtet war, daß dagegen jetzt, wo ich die Farbe nicht wahrnehme, mein Auge geschlossen oder abgewendet ist.

Indem ich diese Bedingungen zum Akte meiner Wahrnehmung hinzunehme, bin ich vom Widerspruch befreit. Die Forderung, daß das Wirkliche wahrgenommen oder empfunden werde, besteht zu Recht, sofern diese subjektiven Bedingungen gegeben sind, oder das Wahrnehmen als das unter diesen Bedingungen stattfindende determiniert ist. Sie wird aufgehoben, ich erlebe die entgegengesetzte Forderung, d. h. ich »erwarte«, daß das Wirkliche nicht

empfunden wird, wenn nicht diese, sondern die entgegengesetzten subjektiven Bedingungen gegeben sind.

Damit ist zugleich ein neuer Begriff gewonnen. Nämlich der Begriff der »Erscheinung«. Erscheinung ist die Wahrnehmung, die bestehen und auch, unbeschadet der Wirklichkeit des Erscheinenden, fortfallen kann.

Und damit zugleich ist der Begriff der Bedingungen der Erscheinung gewonnen. Ich nannte jene Bedingungen subjektive. Solche subjektive Bedingungen bestehen jederzeit in einem wahrgenommenen, also als wirklich erscheinenden Tatbestand, der nach Aussage meines Bewußtseins unmittelbar aus meinem Wollen hervorgeht. Derart ist das Öffnen und Schließen meiner Augen; auch das Hinwenden und Wegwenden des Blickes usw.

Aber auch objektive Bedingungen der Wahrnehmung können den Widerspruch zwischen der Forderung des Wirklichen, d. h. als wirklich Erkannten, Objekt der Wahrnehmung zu sein, und seiner Nichtwahrnehmung lösen. Ich sehe etwa einen Gegenstand nicht, wenn er durch einen anderen verdeckt, oder wenn es Nacht ist; ich höre ein Hörbares nicht, wenn es zu weit entfernt ist. Diese Bedingungen sind »objektive«, weil sie nicht unmittelbar als Ergebnis meines Wollens erscheinen.

Halten wir jetzt das hier Gewonnene mit dem Obigen — daß das als wirklich Erkannte als unwirklich gedacht werden kann auf Grund von objektiven Bedingungen der Nichtwirklichkeit — zusammen, und nehmen an, ein Gegenstand, der wahrgenommen, also als wirklich erkannt wurde, werde jetzt nicht wahrgenommen. Es bestehe aber kein Grund, oder keine Bedingung, die mir erlaubt, seine Wirklichkeit zu negieren. Andererseits gebe es erfahrungsgemäße Bedingungen der Wahrnehmung desselben; und diese fehlen jetzt, oder es fehlt eine unter ihnen. Dann ist der Gegenstand, obgleich er nicht wahrgenommen wird, jetzt noch für mich wirklich.

Angenommen dagegen, es bestehen nach Aussage der Erfahrung Bedingungen für die Nichtwirklichkeit des jetzt nicht Wahrgenommenen, oder es sind solche zum mindesten auf Grund meiner Erfahrungen denkbar; dagegen bestehen keine Bedingungen der Wahrnehmung, welche mir denkbar machen könnten, daß der Gegenstand wirklich sei, und doch nicht wahrgenommen werde. Dann ist der

Gegenstand, weil er nicht wahrgenommen wird, für mein Bewußtsein auch nicht wirklich.

* Hier erledigt sich die Tatsache der sogenannten objektiven und subjektiven Empfindungen. Alle Empfindungen sind als solche subjektiv. Das Reden von objektiven Empfindungen ist also nicht statthaft. Aber gemeint sind eben in Wahrheit mit jenen Namen subjektive und objektive Empfindungsinhalte.

* Subjektive Empfindungsinhalte gibt es aber in verschiedenem Sinne. Die Bewegungsempfindungsinhalte sind absolut subjektiv, d. h. sie erscheinen unmittelbar meinem Wollen untertan. Aber auch den Hunger und alle Körperempfindungsinhalte nennt man subjektiv. Diese können so heißen, einmal, weil sie dem Körper zugehören, über den ich unmittelbare Macht habe, der darum in spezifischem Sinne »mein«, also subjektiv ist.

* Damit hängt aber das Andere zusammen: Die Körperempfindungsinhalte können nicht als wirklich gedacht werden, wenn sie nicht empfunden sind. Dies darum nicht, weil der Widerspruch zwischen dem Bewußtsein ihrer Wirklichkeit und ihrem Nichtempfundenwerden nicht durch das Bewußtsein des Wegfalles irgendwelcher Bedingungen ihres Empfundenwerdens oder »Erscheinens« aufgehoben werden kann. Solche besondere Bedingungen der Empfindung sind eben hier der Natur der Sache nach ausgeschlossen.

* Dagegen sind »objektive« Empfindungsinhalte solche, die wirklich sein können, ohne empfunden zu werden, weil bei ihnen subjektive und objektive Bedingungen der Empfindung vorliegen, deren Dasein oder Nichtdasein mir den Gedanken ihrer Wirklichkeit, auch wenn sie nicht empfunden werden, ermöglicht.

* Hiermit stimmt es überein, daß es auch Grade der Subjektivität von Empfindungsinhalten gibt. Töne sind subjektiver als Farben, weil ihr Empfundenwerden in geringerem Maße an subjektive Bedingungen geknüpft erscheint. Wir können das Ohr nicht beliebig schließen und wieder öffnen. Andererseits erscheint Wärme als subjektiv oder objektiv, je nachdem sie als Wärme meines Körpers, oder eines außerhalb des Körpers befindlichen Gegenstandes erscheint oder gedacht wird. In jenem Fall ist eben die Empfindung an bestimmte erfahrungsgemäße Bedingungen geknüpft, die wegfallen können, in diesem Falle nicht.

* Endlich nennen wir alle sinnlichen Qualitäten subjektiv, wenn wir als Bedingung ihres Daseins die Organisation des realen empfindenden Subjektes erkannt haben.

Jeder denkbare Gegenstand überhaupt ist eine Determination allgemeinerer Gegenstände, die in früherer Erfahrung, sei es in eben dieser, sei es in anderer Determination, als wirklich erkannt wurden. Daraus folgt nach früher Gesagtem: Jeder denkbare Gegenstand überhaupt ist, an sich betrachtet, für mein Bewußtsein ein wirklicher.

Der Phantasiegegenstand »goldener Berg« etwa ist eine Determination des Berges und des Goldes. Berge und Gold aber sind wirkliche Gegenstände. Demgemäß ist auch der goldene Berg, an sich betrachtet, für mich Gegenstand des Wirklichkeitsbewußtseins, d. h. er ist dies, abgesehen von allen erfahrungsgemäßen Gegenforderungen oder Gegengründen.

Solche bestehen aber freilich. Ich kann zunächst das Gold und die Berge, wiederum nach Aussage der Erfahrung, anders determinieren. Gold kommt erfahrungsgemäß vor in anderer Form als in der von Bergen; Berge sah ich statt aus Gold aus anderen Stoffen bestehen. Jetzt ist die wechselseitige Determination des Goldes und des Berges im goldenen Berge für mich eine nur mögliche. Und damit verwandelt sich auch das Bewußtsein der Wirklichkeit dieses Gegenstandes in ein Bewußtsein der bloßen Möglichkeit, daß er wirklich sei, oder in ein Bewußtsein der bloßen empirischen Denkbarkeit.

Und dabei bleibt es nicht. Es wird endlich auch dies Möglichkeitsurteil negiert durch mein Gegenwissen, d h. die erfahrungsgemäßen Gründe für die Annahme der Nichtexistenz goldener Berge. — Abgesehen von allen solchen Gegenerfahrungen aber, oder »an sich«, müßte mir der goldene Berg als etwas Wirkliches sich darstellen, so oft immer ich ihn vorstelle. Vgl. hierüber S. 150 ff.

Neben dem Satz, daß alles Vorgestellte an sich betrachtet für mich ein Wirkliches, oder jede Vorstellung, an sich betrachtet, für mich eine geltende ist, steht der Satz, daß alles Vorgestellte die Forderung erhebt, für mich ein voll Erlebtes, oder, im weiteren

Sinne des Wortes, ein »Wahrgenommenes« zu sein. Zu diesen beiden Sätzen gesellt sich endlich der dritte, der tautologisch klingt: Jeder Gegenstand fordert an sich die ihm als diesem Gegenstand zukommende Wertung.

Wie jene erste, so sind auch diese beiden letzteren Forderungen an sich unbedingte. Sie werden zu Möglichkeitsforderungen und werden schließlich negiert, es entstehen also entsprechende Ungültigkeitsurteile, unter den gleichen Voraussetzungen, wie dies von den Wirklichkeitsforderungen gesagt wurde. Darauf kommen wir zurück.

XII. Kapitel: Die Erfüllung der Gegenstandsforderungen.

Die Erfüllungstendenz überhaupt.[1])

Das Bewußtsein der Forderung der Gegenstände oder der logischen Forderungen ist, so sagte ich, gleichbedeutend mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit ihrer Anerkennung. Es ist Geltungsbewußtsein. Von dieser Anerkennung einer Forderung nun ist wohl zu unterscheiden die Erfüllung derselben. Dies gilt von den Forderungen der Gegenstände, wie von den Forderungen, die von einem menschlichen Willen gestellt werden. Ich anerkenne die Forderung eines Menschen als sachlich berechtigt, aber ich sträube mich vielleicht, sie zu erfüllen, oder darnach mich zu verhalten. Damit ist gesagt, was die Erfüllung ist, nämlich das der Forderung entsprechende Verhalten.

Aber hier muß noch eine Zweideutigkeit beseitigt werden. Ich erfülle die polizeiliche Forderung, beim Überschreiten einer Brücke rechts zu gehen, auch wenn ich zufällig, und ohne von der Forderung zu wissen, rechts gehe. Dies nun ist nicht eine Erfüllung der Forderung in dem hier gemeinten Sinne. Sondern diese besagt, daß die Forderung mich bestimmt, sie zu verwirklichen. Sie ist die Erfüllung, die von der Forderung ausgeht, durch sie bedingt oder bewirkt ist.

Damit nun sind wir in Wahrheit aus der Sphäre der Forde-

[1]) Vgl. »Vom Fühlen, Wollen und Denken«. Leipzig 1902.

rungen, und damit aus der logischen Sphäre überhaupt, herausgetreten. Wir sind eingetreten in die psychologische Sphäre. Weder der Gegenstand, noch die Forderung, wirkt. Sondern, was wirkt, nämlich im psychischen Lebenszusammenhange wirkt, sind die psychischen Vorgänge.

Aber wir wissen auch schon: Ein Gegenstand und seine Forderung entsteht für mich, indem ich ihn apperzipiere, d. h. indem die Vorstellung desselben die psychische Kraft aneignet, die erforderlich ist, damit sie die apperzeptive Schwelle überschreite. Aneignung der psychischen Kraft aber ist psychisches Wirksamwerden. Mit dem Bewußtsein der Forderung eines Gegenstandes geht also eine Wirksamkeit der Vorstellung desselben Hand in Hand. Dabei ist unter der »Vorstellung des Gegenstandes«, wie schon früher, allgemein der Vorgang verstanden, in welchem der Gegenstand gedacht wird.

Und genauer gesagt geht mit jeder Forderung Hand in Hand eine auf die Erfüllung der Forderung gerichtete Wirksamkeit der Vorstellung, oder eine »Erfüllungstendenz«. Diese Tendenz braucht sich nicht zu verwirklichen. Ich glaube nicht an alles Denkbare, ich nehme nicht alles Wahrnehmbare wahr, ich bewerte nicht alles nach dem Werte, der ihm rein an sich betrachtet zukommt.

Nun fragt es sich aber: Wie können Forderungen unerfüllt bleiben, bzw. welches sind die besonderen Bedingungen ihrer Erfüllung? Darauf ist im obigen teilweise, aber auch nur teilweise, die Antwort gegeben: Forderungen können zu Möglichkeitsforderungen herabgesetzt, und sie können negiert werden; dann geschieht Analoges auch dem Antrieb zu ihrer Erfüllung. Er wird zu einem eventuellen, oder er verschwindet.

Andere Forderungen dagegen bleiben als unbedingte bestehen. Und diese nun erfüllen sich, wenn kein Hindernis ihrer Erfüllung besteht. Solche Hindernisse bestehen in der Wirksamkeit solcher Vorstellungen, allgemeiner gesagt, solcher Vorgänge, welche eine Gegenforderung in sich schließen, kurz in der Wirksamkeit von »Gegenvorstellungen«, oder der Vorstellung von »Gegengründen«.

Hier aber gilt folgendes: Die Tendenz der Erfüllung einer Forderung ist nicht nur abhängig von der Forderung, sondern, da sie, wie soeben wiederholt, der Apperzeption, oder der Kraftaneignung

seitens des Vorganges, ihr Dasein verdankt, so wächst sie notwendig mit der Höhe dieser Apperzeption oder Kraftaneignung.

Dies können wir noch anders ausdrücken. Forderungen haben einmal absolutes oder größeres oder geringeres objektives Gewicht. Dies heißt nichts anderes als: sie sind entweder unbedingte, oder sie gelten mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit.

Davon war die Rede. Von diesem objektiven oder logischen Gewicht ist nun aber durchaus zu unterscheiden das subjektive oder psychologische Gewicht: Ich höre auf die Forderung eines Gegenstandes in größerem oder geringerem Maße, so daß sie für mich mehr oder minder vernehmbar wird. Dies intensivere »Hören« ist nichts anderes als die intensivere Apperzeption des Gegenstandes, oder die intensivere Wirkung der Vorstellung desselben in mir.

Und damit nun kommt auch jene Tendenz der Erfüllung zu größerer Wirkung: Ich bin in höherem Grade geneigt oder genötigt, ein empirisches Urteil zu vollziehen, der Forderung des vollen Erlebens zu genügen, der Wertforderung entsprechend zu werten.

Solche Geneigtheiten oder Nötigungen kommen aber nicht zu selbständiger Wirkung, bestimmen also nicht den Glauben, die Wahrnehmungstendenz, die Tendenz der Wertung, solange die volle »Einheitsapperzeption der Gründe und Gegengründe« vollzogen wird, d. h. solange mit dem, was die Forderung stellt, zugleich der Träger der Gegenforderung unmittelbar mitapperzipiert und mit ihm zu einem einzigen Gegenstande gemacht wird. Soweit dies geschieht, bedingt die Steigerung der Apperzeption eines Gegenstandes, und die darin eingeschlossene Steigerung der Wirkung der Vorstellung desselben, zugleich eine entsprechende Steigerung der Wirkung der Gegenvorstellung, d. h. der Vorstellung des Gegenstandes, der oder sofern er die Gegenforderung stellt, kurz, eine entsprechende Steigerung der Vorstellung der »Gegengründe«.

Nehmen wir aber an, die »antithetische« Einheitsbeziehung zwischen den Gründen und Gegengründen ist eine minder innige. Dann wissen wir: Je weniger innig eine solche Einheitsbeziehung st, um so eher wird sie durch die Intensität der Apperzeption des einen Elementes der Einheit außer Wirkung gesetzt. Dies heißt in

unserem Falle: Die Intensität der Apperzeption eines Gegenstandes isoliert den Gegenstand und die Vorstellung desselben und lähmt damit zugleich die Gegenvorstellungen, also auch die Gegenwirkung derselben. Und dann kann es geschehen, daß die intensive Apperzeption der Vorstellung eines Gegenstandes trotz aller »Gegenvorstellungen« oder Vorstellungen von Gegengründen die in dieser Vorstellung liegende »Erfüllungstendenz« sich verwirklichen läßt.

Subjektiv bedingtes Glauben.

Achten wir nun aber im folgenden zunächst speziell auf die in jeder Vorstellung eines denkbaren Gegenstandes und in jeder vorstellbaren Relation der empirischen Zusammengehörigkeit liegende Tendenz, mir als geltend zu erscheinen.

* Dabei ist eine Möglichkeit, als völlig für sich stehend, von der weiteren Betrachtung auszusondern: Ich höre geflissentlich nur auf das, was eine Geltungsforderung stellt, oder höre nur auf diese Forderung, und abstrahiere von den Gegengründen.

* Wie jede Abstraktion, so ist auch diese nicht gleichbedeutend mit absoluter Loslösung des abstrahierend Apperzipierten, sondern die Gründe, von denen ich abstrahiere, hängen für mein Bewußtsein an dem Gegenstand, der die Forderung in sich schließt. Ich weiß, daß sie bestehen. Aber ich verzichte auf die Apperzeption derselben und apperzipiere allein diesen Gegenstand. Daraus entsteht mir das Bewußtsein der Forderung desselben. Zugleich aber erscheint dies subjektiv, nämlich durch mein Abstrahieren, bedingt. Hierin besteht die »Annahme«, daß etwas gelte, daß ein Gegenstand wirklich sei, ein Zusammenhang zwischen Gegenständen bestehe, usw.

* Hierzu füge ich gleich die Bemerkung: Das hypothetische Urteil ist ein Urteil unter Voraussetzung einer solchen Annahme. Wenn A gälte, so gälte B, d. h.: indem ich von den Gegengründen gegen die Geltung des A absehe, erscheint mir das A als geltend; und diese Geltung schließt die des B in sich.

* Lassen wir aber solche geflissentliche Abstraktion weiterhin aus dem Spiele. Die Vorstellung dessen, was eine Forderung, und dessen, was die Gegenforderung stellt, sei in mir wirksam und werde

apperzipiert, so wie es diese Vorstellungen der »Gründe« und »Gegengründe« vermöge ihrer Energie beanspruchen, und wie die Einheitsbeziehung zwischen beiden es erlaubt oder bedingt.

Dabei nun erinnern wir uns, daß schon an früherer Stelle gewisse Bedingungen für die Höhe der Apperzeption, oder gewisse Bedingungen der Energie von Vorstellungen festgestellt wurden. Solche sind die Größe oder die quantitative Eindrucksfähigkeit des Gegenstandes; ihre Lust- und Unlustenergie; die Energie des Neuen, Außerordentlichen, Wunderbaren; andererseits die des Bekannten, darum doch in dem Zusammenhang, in dem es auftritt, nicht Geläufigen, kurz, die dispositionelle Energie.

Dazu aber fügen wir jetzt noch eine weitere Möglichkeit. Eine Vorstellung kann, abgesehen von allen diesen normalen Bedingungen der Energie, eine pathologische Energie besitzen, d. h. es kann eine abnorme Erregbarkeit für einzelne Vorstellungen bestehen.

Alle diese Arten der Energie nun wirken nach oben Gesagtem, in dem Maße, als die antithetischen Einheitsbeziehungen der unmittelbar zwingenden Wirkung ermangeln, oder eine Disposition zur »Dissoziation« besteht, hin auf das Bewußtsein der Geltung der Vorstellung, die durch solche Energie ausgezeichnet ist. Sie bewirken zunächst eine intensivere Apperzeption des vorgestellten Gegenstandes, und damit ein intensiveres Hören auf die in der Vorstellung eingeschlossene Geltungsforderung. Aber dadurch wirken sie zugleich hin auf die Lösung der Einheitsbeziehungen, und damit weiterhin auf die Lähmung der Vorstellung der Gründe, welche dem Glauben an die mit solcher Energie ausgestattete Vorstellung entgegenstehen. Alle die bezeichneten Arten der Energie müssen demnach eine Geneigtheit oder Nötigung zu glauben bedingen.

In der Tat verhält es sich so: Wir sind geneigt, auch wenn wir die Gegengründe kennen und in Rechnung ziehen könnten, an das quantitativ Eindrucksvolle, das irgendwie Anspruchsvolle, Imponierende, zu glauben. Wir glauben ein andermal leicht an das Lustvolle oder Erwünschte, andererseits an das Schreckliche oder in hohem Maße Unerwünschte. Wir glauben an das Neue, Seltsame, Wunderbare — das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind —, andererseits wiederum an das immer wieder Gedachte und dadurch zu einer erheblichen dispositionellen Energie Gelangte. Wir tun dies, oder sind geneigt

es zu tun, aus keinem anderen Grund, als weil die Vorstellung diesen bestimmten Charakter oder diese bestimmte Art der »Energie« besitzt.

Alle diese Fälle des Glaubens sind eine Art der Autosuggestion. Dieselbe steigert sich zur pathologischen, wenn für die Vorstellung, welche die Forderung stellt, eine abnorme Erregbarkeit besteht. Jetzt können, immer unter der Voraussetzung jener minderen Festigkeit der Einheitsbeziehungen zwischen einer Vorstellung und den Vorstellungen der Gründe, die gegen ihre Geltung sprechen, beliebige Vorstellungen zu Trägern des Geltungsbewußtseins werden. Es entstehen Wahnideen.

Subjektiv bedingte Möglichkeiten des Urteilens. Autosuggestionen.

Unterscheiden wir nun aber die verschiedenen Möglichkeiten, wie sich in einem Individuum die Vorstellung dessen, was eine Geltungsforderung stellt, also der »Gründe«, verhalten kann zur Vorstellung der Gegengründe. Daraus ergeben sich verschiedene Typen des Urteilens.

Der soeben bezeichneten Möglichkeit des »blinden« Glaubens, oder der Autosuggestion, steht unmittelbar gegenüber das in anderem Sinne gleichfalls blinde Glauben: das Meinen, die Ansicht auf Grund eines Totaleindrucks, in dem die Gründe und Gegengründe, oder die Möglichkeiten und Gegenmöglichkeiten, nicht für sich apperzipiert werden, sondern unmittelbar, und mit der Eindrucksfähigkeit, die sie gerade haben, zusammenfließen. Dies ist die primitivste Art, zu urteilen. Es fehlt die Fähigkeit der Analyse; die Vorstellungen der Gründe und Gegengründe haben nicht die Energie, sich voneinander loszumachen.

Denken wir uns aber die Energie der Vorstellung, welche die Tendenz, als geltend zu erscheinen, in sich trägt, — einschließlich der näheren Bestimmungen derselben, oder der Vorstellungen der »Gründe«, die zu dem in der Vorstellung selbst liegenden »Grunde« hinzutreten, also die in ihr liegende Forderung unterstützen mögen, — in ihrer Energie gesteigert, so kommt es zu jener Autosuggestion, falls die antithetischen Einheitsbeziehungen versagen, also eine psy-

chische »Dissoziation« zwischen diesen Gründen und den Gegengründen besteht oder entsteht.

Sind dagegen die Einheitsbeziehungen zwischen den Gründen und den Gegengründen wirksamer, so lassen sie die Vorstellung der Gegengründe zu jener Vorstellung hinzu- und ihr gegenübertreten und bewirken ihre mehr oder minder vollkommene Mitapperzeption. Und je nach dem Grade dieser Mitapperzeption nun wird die Neigung zur Autosuggestion mehr oder minder herabgesetzt. Dabei kommt es zunächst zum Schwanken zwischen dem Hören auf die Gründe und auf die Gegengründe. Die Apperzeption der Gründe wirkt auf die der Gegengründe, und wiederum umgekehrt, steigernd.

Je mehr dabei zugleich die Vorstellungen der Gründe und der Gegengründe gegeneinander wirken, desto mehr entsteht in solchem Schwanken das Gefühl des vielleicht quälenden subjektiven Zweifels, das von dem logischen Bewußtsein, eine Sache sei in sich selbst zweifelhaft, d. h. nur möglich oder wahrscheinlich, wohl zu unterscheiden ist.

Denken wir uns endlich die Kraft und Leistungsfähigkeit der Einheitsbeziehungen, zugleich mit der Energie der Vorstellung, welche die Tendenz, mir als geltend zu erscheinen, in sich trägt, weiter gesteigert, so müssen mehr und mehr die Gründe und Gegengründe einander gegenüber stehen bleiben, und nebeneinander zur vollen Geltung kommen. Und jetzt kann sich die Vereinheitlichung dieser verselbständigten Gründe und Gegengründe — oder Möglichkeiten und Gegenmöglichkeiten — vollziehen, die bewußte Aufeinanderbeziehung derselben. Hierin besteht das Abwägen oder Überlegen.

Und daraus ergibt sich ein Weiteres: der Urteilsentscheid, der erst eigentlich als »Urteil« zu bezeichnen ist. Gründe und Gegengründe verschmelzen, es entsteht die »antithetische« Verschmelzung, von welcher bereits oben die Rede war. D. h. die Gründe und Gegengründe ergeben vereinigt ein einziges Bewußtseinsresultat. Dasselbe ist, wie wir schon sahen, je nachdem die Gründe und Gegengründe das gleiche objektive Gewicht haben, oder hinsichtlich ihres Gewichtes verschieden sind, ein Bewußtsein der logischen Indifferenz oder der neutralen Möglichkeit der Geltung oder Nichtgeltung, oder aber

ein Bewußtsein der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit. Im letzteren Falle findet in der vollen Vereinheitlichung eine relative objektive Unterordnung der Gründe unter die Gegengründe, bzw. umgekehrt, statt. Im übrigen ist hier auf das S. 153 f. Gesagte zu verweisen.

Es ergibt sich in solcher Einheitsapperzeption endlich das Bewußtsein der positiven oder negativen Gewißheit, wenn die Unterordnung eine absolute ist, also die Gründe von den Gegengründen in der früher bereits bezeichneten Weise völlig verschlungen werden.

Hierbei ist aber besonders zu betonen: Es handelt sich hier nicht mehr um das Bewußtsein der indifferenten Möglichkeit oder der positiven oder negativen Wahrscheinlichkeit, ebenso nicht mehr um das zweifelsfreie Bewußtsein der Geltung oder Nichtgeltung, wie es entsteht aus jenem unreflektierten, aller Analyse vorangehenden Totaleindruck oder jenem einfachen Ineinanderfließen der Vorstellungen der Gründe und Gegengründe, sondern um die Bewußtseinsergebnisse der bewußten Vereinheitlichung des apperzeptiv Gesonderten, kurz um die Resultate der »apperzeptiven Synthese«. Diese allein ist ein Entscheid.

So ist insbesondere die positive und negative Gewißheit, von der hier die Rede ist, etwas Neues gegenüber dem unreflektierten Geltungs- oder Nichtgeltungsbewußtsein, dem Meinen, daß etwas gelte oder nicht gelte.

In dieser apperzeptiven Synthese des bewußt Gesonderten betätigt sich die höchste Kraft der Vereinheitlichung oder die höchste Wirkung der antithetischen Einheitsbeziehungen.

Halluzinationen.

Mit der Erfüllung der Forderung einer Vorstellung, geglaubt zu werden oder Objekt des Geltungsbewußtseins zu sein, steht völlig auf einer Linie die Halluzination, oder, allgemeiner gesagt, die Erfüllung der Tendenz einer Vorstellung, zum vollen Erleben zu werden. Auch diese Tendenz verwirklicht sich in dem Maße, als nicht unmittelbar mit ihr zugleich die Gegentendenzen in mir wirksam sind. Die Halluzination verhält sich zu jener Autosuggestion genau so, wie

die Forderung der Anerkennung der Wirklichkeit zur qualitativen Forderung, oder wie die Tendenz des Glaubens an eine Vorstellung zur Tendenz des vollen Erlebens ihres Gegenstandes.

Hier ist zunächst hinzuweisen auf Tatsachen, die man nicht unter den Begriff der Halluzination fassen wird, die aber mit der Halluzination eine und dieselbe Sache sind. Habe ich mich von einer Sache überzeugt, so ist die Erinnerung daran zugleich ein tatsächliches gegenwärtiges Überzeugtsein; es sei denn, daß ich jetzt zum Zweifel an dieser Überzeugung oder zum gegenteiligen Glauben Grund habe. Ebenso ist die Erinnerung an ein vergangenes Wollen, an einen gefaßten Entschluß, falls nicht Gegenmotive vorliegen, unmittelbar zugleich ein entsprechendes gegenwärtiges Wollen. In allen solchen Fällen wird also die Vorstellung des Erlebten zum vollen Erleben. Sie wird dazu, weil oder wenn Gegenwirkungen fehlen.

Daß es so ist, verstehen wir aus der Natur der Erinnerung. In der Erinnerung an einen gefaßten Entschluß ist die Gegenvorstellung, d. h. die Vorstellung, man habe einen anderen Entschluß gefaßt, negiert. Damit ist zugleich die Tendenz dieser Gegenvorstellung, zum vollen Erleben zu werden, aufgehoben. Und eben damit verwirklicht sich die entsprechende Tendenz jener Erinnerungsvorstellung.

Stellen wir nun aber dieser Erinnerungsvorstellung die Vorstellung eines sinnlich Wahrnehmbaren gegenüber. Dieselbe sei eine beliebige, meinem tatsächlichen Wahrnehmen fremde Phantasievorstellung. Es besteht dann eine Tendenz dieser Vorstellung, zur Wahrnehmung zu werden. Dieser Tendenz stehen aber zunächst entgegen die gleichartigen Tendenzen der Gegenvorstellungen, d. h. der Vorstellungen alles desjenigen, was an der Stelle dieses Wahrnehmbaren erfahrungsgemäß wahrgenommen werden könnte. Und sie wird unmittelbar aufgehoben durch den tatsächlichen gegenwärtigen Empfindungs- und Wahrnehmungsbestand, und seine übermächtige Tendenz, sich als derjenige, der er ist, zu behaupten.

Diese Aufhebung setzt jedoch wiederum voraus, daß in der Apperzeption jener Vorstellung zugleich diese Gegenmomente mitapperzipiert werden.

Auch hier aber kann die »antithetische Einheitsbeziehung«

zwischen der Vorstellung und den Gegenvorstellungen, bzw. den Gegenempfindungen oder Gegenwahrnehmungen, eine minder innige sein. Und in dem Maße nun, als dies der Fall ist, vermag die Energie der Vorstellung ihre Gegner lahm zu legen. Dann kommt es zur Halluzination. D. h. etwa: die Vorstellung eines sichtbaren Objektes wird zur Wahrnehmung desselben.

Dadurch wird jedesmal eine Wahrnehmung, die ich normalerweise haben müßte, verdrängt, oder es wird zum mindesten mein tatsächlicher Gesamtwahrnehmungsbestand an einem Punkte, durch Aufnahme eines fremden Elementes, verändert. Jenes besagt doch nicht, daß die physiologischen Reize, welche der verdrängten Wahrnehmung zugrunde liegen, unwirksam bleiben. Dieselben lösen auch ihren Wahrnehmungsvorgang aus. Aber derselbe bleibt kraftlos. Er vermag nicht, den zugehörigen Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalt ins Dasein zu rufen. An die Stelle desselben tritt das Wahrnehmungsbild des Vorgestellten.

Zum Zustandekommen einer solchen Halluzination ist wiederum eine genügende Energie der entsprechenden Vorstellung vorausgesetzt. Und auch hier kommen als Bedingungen solcher Energie zunächst die obenbezeichneten normalen Bedingungen in Frage. Das Entstehen von Halluzinationen wird begünstigt, wenn die Vorstellung, die zur Halluzination werden soll, eine erhebliche quantitative Energie besitzt, wenn sie durch starke Lust- oder Unlustbetonung, durch Neuheit, Seltsamkeit, Wunderbarkeit die Phantasie reizt, oder wenn sie durch eine besondere dispositionelle Energie ausgezeichnet ist. Im übrigen wird hier aber wohl jederzeit eine pathologische Energie, d. h. eine abnorm gesteigerte Erregbarkeit für einzelne Vorstellungen, und die besondere Fähigkeit derselben, dissoziierend und damit zugleich lähmend zu wirken, vorauszusetzen sein.

Auch solche Halluzinationen können als Autosuggestionen bezeichnet werden. Nur sind sie Empfindungs- oder Wahrnehmungssuggestionen, während jene vorhin erwähnten genauer als Urteilssuggestionen zu bezeichnen sind.

Fremdsuggestionen. Urteilsfälschungen. Illusionen.

Der Autosuggestion steht gegenüber die Fremdsuggestion. Hier müssen wir, späterem vorgreifend, die Regel aufstellen: Jedes Bewußtsein von einer Weise des Verhaltens in einem Anderen schließt eine spezifische Tendenz des entsprechenden eigenen Verhaltens in sich. Wir werden diesen Sachverhalt kennen lernen unter dem Namen der Einfühlung. Diese Tendenz ist aber am unmittelbarsten gegeben, und demgemäß am wirksamsten, wenn jenes Bewußtsein übermittelt wird durch die Wahrnehmung sichtbarer oder hörbarer Lebensäußerungen des Anderen, genauer gesagt, wenn es an diese sinnlichen Erlebnisse unmittelbar gebunden ist.

Dies heißt zunächst etwa: Höre und verstehe ich eine fremde Behauptung, so liegt darin für mich unmittelbar die Tendenz des entsprechenden Glaubens. Sehe ich Bewegungen, so liegt darin unmittelbar die Tendenz, die mitvorgestellten Bewegungsempfindungen zu haben, bzw. das mitvorgestellte Wollen in mir zu vollziehen. Auch diese Tendenzen verwirklichen sich in dem Maße, als die Gegengründe gegen den Glauben, bzw. als die Gegenmotive gegen die Ausführung der Bewegungen, entweder in mir nicht bestehen, oder die Einheitsbeziehungen zwischen der mir aufgenötigten Vorstellung und dem, was ihnen naturgemäß entgegenwirkt, minder funktionsfähig sind, und demgemäß diese Gegenwirkung gelähmt wird. — Im übrigen wird hierauf später zurückzukommen sein.

Unter den gleichen Voraussetzungen aber werden diejenigen Fremdsuggestionen verständlich, durch welche Scheinempfindungen suggeriert werden. Auch die Behauptung, daß ich etwas wahrnehme, oder unter bestimmten Umständen, bzw. in einer bestimmten Zeit wahrnehmen werde, schließt den Glauben an dieses Wahrnehmen in sich. Und dieser Glaube ist eine Erwartung, wahrzunehmen, bzw. unter den bezeichneten Umständen wahrzunehmen. Und diese Erwartung ist wiederum eine spezifische Tendenz des Wahrnehmens.

Und auch diese Tendenz verwirklicht sich, wenn die Gegentendenzen, d. h. wenn die Gegenvorstellungen und Gegenempfindungen ihre Wirkung versagen. Und dies geschieht auch hier unter den mehrfach bezeichneten Bedingungen. Es entsteht also die

Wahrnehmung: die Vorstellung des Wahrzunehmenden wird zur Halluzination.

Suggestionen überhaupt können totale oder partiale sein. Dies will sagen: Das suggerierte Urteil ist entweder seinem ganzen Inhalte nach suggeriert, oder die Suggestion besteht in einer Fälschung eines eigenen Wissens, oder eines in meinem Wissen begründeten Glaubens durch Veränderung oder Zutat. Ebenso ist die suggerierte Wahrnehmung entweder ihrem ganzen Inhalte nach suggeriert, oder sie ist die Umgestaltung oder Ausgestaltung einer tatsächlichen Wahrnehmung. Dort reden wir je nachdem von voller Urteilssuggestion, oder von suggerierter Urteilsfälschung, hier je nachdem von Halluzinationen im engeren Sinne, oder von Illusionen.

Hierbei ist zu bedenken: Mit einem eigenen Urteile kann ein anderes zunächst in einem Notwendigkeitszusammenhange stehen: Dies folgt aus jenem. Dann liegt in jenem ohne weiteres zugleich eine Nötigung zum Vollzuge dieses Urteiles. Die Beziehung zwischen einem Urteil und einem anderen kann aber auch eine bloße Möglichkeitsbeziehung sein: Wenn jenes gilt, so kann dies gelten. Auch in diesem Falle liegt in jenem Urteil eine, obzwar verminderte, Tendenz zur Herbeiführung dieses. Und gesetzt nun wiederum, die Gegenvorstellungen und das Gegenwissen treten nicht unmittelbar in Funktion, so kann das an sich bloß mögliche Urteil vollzogen werden. So entstehen die Urteils-, insbesondere die Erinnerungsfälschungen. Sie können entstehen durch Autosuggestion, wie durch Fremdsuggestion.

Ebenso kann auch mit einer Wahrnehmung eine andere in einem bloßen Möglichkeitszusammenhange stehen: Das Wahrgenommene könnte so oder so beschaffen, oder es könnte mit ihm zugleich dies oder jenes Andere wahrgenommen sein. Auch hierin liegt eine Tendenz des Vollzuges dieser letzteren Wahrnehmung oder ein Grad der »Erwartung« derselben. Und diese kann zur Wahrnehmungsfälschung, oder zur Illusion werden. Urteilsfälschungen, insbesondere Erinnerungsfälschungen, und Illusionen, sind also suggerierte Urteile, bzw. Halluzinationen, unter den begünstigenden Bedingungen, wie sie durch den Möglichkeitszusam-

menhang des Suggerierten mit eigenen Urteilen, bzw. normalen Wahrnehmungen gegeben sind.

Auch hier wiederum ist von Bedeutung die besondere Energie dessen, was zum ursprünglichen Urteil oder zur Wahnehmung hinzugefügt wird. Urteilsfälschungen etwa vollziehen sich vor allem in der Richtung des Großen, des Erwünschten, des Befürchteten, des Außerordentlichen, auch des Gewohnten.

Wertungsforderung und Wertung.

Alles, was hier über die Tendenz des Glaubens an eine Vorstellung, und die Tendenz einer solchen, zur Wahrnehmung zu werden, gesagt wurde, hat endlich sein volles Analogon auf dem Gebiete des Wertens. Jeder Wertung stehen mögliche oder tatsächliche Gegenwertungen gegenüber, d. h. jede Wertung negiert die Wertungen anderer Gegenstände, die an die Stelle des Gewerteten treten könnten, oder wird dadurch negiert. Steht mir der Gedanke, zu einer bestimmten Zeit spazieren zu gehen, verlockend vor Augen, und gebe ich dieser Wertung mich hin, so negiere ich die Wertforderung, welche das Ausruhen, oder das Arbeiten während dieser Zeit, an mich stellt oder stellen würde. Aber auch hier nun fragt es sich, wie die antithetischen Einheitsbeziehungen in mir wirken. Wirken sie in minderem Grade, so bin ich der Wertung des Gegenstandes hingegeben, der gerade eindrucksvoll vor mir steht. Ich werte blind dasjenige, was vermöge seiner Größe oder irgendeiner quantitativen Eindrucksfähigkeit sich mir aufdrängt. Ich bin hingegeben dem Werte des Neuen, andererseits des Bekannten und Vertrauten. Ich sehe in meinem positiven bzw. negativen Werten nur das unmittelbar sich darstellende Lustvolle bzw. Unlustvolle, ohne das an jenem haftende Unlustvolle, das an diesem haftende Lustvolle mitzusehen, und das eine gegen das andere wertend auszugleichen. Solches blinde und einseitige Werten steht mit der Autosuggestion und Halluzination bzw. Illusion auf einer Linie. Es gibt Werthalluzinationen und Wertillusionen.

Es gibt andererseits auch eine Wertsuggestion durch Andere. Doch ist hierbei zu bedenken: Alle Wertung ist nichts, und kann nichts sein, als das mehr oder minder intensive Hören auf die

Wertforderung des Gegenstandes. Es besteht also auch die durch Andere suggerierte Wertung nicht in der Erzeugung einer Wertung in mir, sondern lediglich in der Hervorrufung und Steigerung der mir selbst natürlichen Wertung durch Steigerung der Wirkung, welche die Vorstellung des Gewerteten in mir übt, bzw. durch die Lähmung der Vorstellungen, die eine damit konkurrierende Wertung ergeben könnten.

Auch die übrigen Möglichkeiten oder Typen des empirischen Urteilens, wie sie oben unterschieden wurden, haben ihr unmittelbares Analogon auf dem Gebiete des Wertens. Und sie unterliegen hier völlig gleichartigen Bedingungen. Es gibt insbesondere das — der »Meinung« oder »Ansicht« entsprechende — Werten nach einem zufälligen Totaleindruck. Es gibt das Schwanken zwischen Möglichkeiten des Wertens, und den Zweifel. Und es gibt endlich das Werturteil oder den Wertentscheid, auf Grund der bewußten Synthese der für sich apperzipierten und aufeinander bezogenen Gründe und Gegengründe der Wertung. Dieser Entscheid ist je nach Umständen ein Bewußtsein der Indifferenz oder Schwebe, oder ein bestimmteres oder minder bestimmtes Vorziehen, oder ein Gewißheitsentscheid. Auch dies sind eigenartige einfache Bewußtseins- und Gefühlserlebnisse. Sie sind Verschmelzungsprodukte und Erzeugnisse der Gleichordnung bzw. Unterordnung in der Verschmelzung. Die absolute Unterordnung, die den Gewißheitsentscheid ergibt, findet naturgemäß statt, wenn die eine der konkurrierenden Wertungen eine unbedingte ist. Solche unbedingte oder »kategorische« Wertungen sind die spezifisch ethischen Wertungen.

Ein empirisches Urteil ist gültig, wenn es das Produkt ist der Synthese aus allen möglichen für dies Urteil in Betracht kommenden Erfahrungen und erfahrungsgemäßen Forderungen oder Gründen und Gegengründen, wenn es demnach der Gefahr der Aufhebung durch irgendwelche Erfahrung entrückt, — kurz gesagt, wenn es unbedingt stichhaltig ist. Damit sind zugleich auch die Bedingungen der Gültigkeit des Werturteiles bezeichnet. Die Synthese schließt in beiden Fällen das volle »Hören« auf die Forderungen, also das

Zurgeltungkommen derselben gemäß ihrem vollen objektiven Gewicht, in sich.

XIII. Kapitel: Erscheinung und Reales.

Erscheinung und Erscheinendes überhaupt.

Alle Erkenntnis, so wurde schon gesagt, besteht in der Verwandlung eines unmittelbar gegebenen Zusammenhanges in einen gesetzmäßigen Zusammenhang, d. h. in einen solchen, in welchem Eines mit dem Anderen nicht nur zusammen ist oder zusammen vorgefunden wird, sondern Eines das Andere, zugleich ohne Widerspruch, fordert. Das Fordernde sind die Gegenstände. Die Erkenntnis ist also die Verwandlung des Zusammenhanges des Gegebenen in einen Zusammenhang der Gegenstände.

Wir wissen nun, alle Inhalte können für mich zu Gegenständen werden. So der abgeblaßte, schattenhafte Vorstellungsinhalt, den ich jetzt habe, wenn ich eines vorhin Gesehenen mich erinnere. Derselbe ist für mich Gegenstand, sobald ich ihn apperzipiere. Nicht minder das Ich, samt seinen Bestimmtheiten, den Gefühlen. Dies Ich ist für mich Gegenstand, jedesmal wenn ich es rückschauend betrachte. Nicht minder auch die unmittelbar erlebten Beziehungen des Ich zu Inhalten oder Gegenständen, usw.

Indem ich den Inhalt apperzipiere, und damit für mich zum Gegenstand mache, ist doch zugleich jederzeit an dem Inhalt eine Scheidung vorgenommen; nämlich eine Scheidung der Daseinsweisen, oder der Beziehung zu mir. Er ist mein gegenwärtiger Inhalt, jetzt von mir empfunden, wahrgenommen, vorgestellt, gefühlt; und er ist doch andererseits ein mir Gegenüberstehendes, von mir Anerkennung Forderndes.

Von diesen durch mein Apperzipieren für mich zu Gegenständen gewordenen Inhalten unterscheiden wir aber jetzt den »Gegenstand« im absoluten Sinne des Wortes, oder den dem Bewußtsein absolut transzendenten Gegenstand, d. h. den Gegenstand, der ist, oder so ist, wie er ist, unabhängig vom Dasein eines Inhaltes überhaupt, bzw. von der Möglichkeit eines gleichartigen Inhaltes.

Dem Begriff dieses absolut oder im vollen Sinne transzendenten

Gegenstandes nun entspricht auf der Inhaltsseite der Begriff der Erscheinung. »Erscheinung« ist der Inhalt, in dem unmittelbar und notwendig ein solcher transzendenter Gegenstand gedacht ist. Solche Erscheinungen sind zunächst die sinnlichen Wahrnehmungsinhalte. Der transzendente Gegenstand selbst ist das »darin Erscheinende«.

Aber es können nicht nur Inhalte zu Gegenständen werden, sondern es muß auch jeder Gegenstand seinen Elementen nach aus Inhalten hergenommen sein. Und die ursprünglichen Gegenstände sind in ihrem ganzen Bestande in Inhalten unmittelbar gegeben.

Dies gilt auch von den »absolut transzendenten« Gegenständen. Sie sind notwendig hergenommen aus den Erscheinungen. Und dabei ist beides, die Erscheinung und das darin Erscheinende, zunächst qualitativ Eines und Dasselbe. Dies qualitativ Eine und Selbige ist, sofern es mir zugehört, oder sofern es Inhalt ist, Erscheinung, zugleich als Gegenstand ein Erscheinendes. So verhält es sich, solange nicht ein »Umdenken« des Erscheinenden oder des transzendenten Gegenstandes von mir gefordert ist. Davon sogleich.

Hier sind aber sofort wiederum die drei Grundrichtungen der Apperzeption zu unterscheiden. Ich apperzipiere qualitativ, und gewinne das Bewußtsein der »realen« oder objektiven Qualität eines Vorgestellten. Dieser steht gegenüber die als Erscheinung, d. h. in meinem Vorstellungsinhalt gegebene Qualität. Ich apperzipiere zweitens empirisch, und gewinne das Bewußtsein der Wirklichkeit. Hier tritt der realiter existierende Gegenstand gegenüber der Erscheinung. Und ich apperzipiere endlich wertend, und gewinne das Bewußtsein des realen oder objektiven Wertes, und des Gegensatzes zu der in meinem Werten gegebenen Erscheinung desselben.

Es bestehen aber für die empirische Apperzeption zwei Möglichkeiten. Ich apperzipiere einmal das Ich, und das, was dem Ich zugehört, als solches, oder als mein Erlebnis, apperzipiere etwa meine Wahrnehmung oder Vorstellung eines Inhaltes, kurz einen subjektiven Gegenstand; und ich apperzipiere ein andermal das in einem Erlebnis Gegebene und von »mir« schlechthin Unterschiedene, kurz einen objektiven Gegenstand, empirisch. Ich apperzipiere etwa einerseits meine Vorstellung einer Farbe, andererseits die vorgestellte Farbe. Dort gewinne ich das Bewußtsein der subjektiven, hier das Bewußtsein der objektiven Wirklichkeit.

Indem ich nun aber die Gegenstände denke, verfallen dieselben dem Gesetz der Gegenstände, d. h. dem Gesetz der Identität. Dies beides besagt, wie wir wissen, Eines und Dasselbe. Und dabei kann es geschehen, daß die Gegenstände um dieses Gesetzes willen umgedacht werden müssen. Dann scheidet sich Erscheinung und Erscheinendes auch qualitativ. Dies hebt doch die eigenartige Beziehung zwischen beiden nicht auf, von der schon in früherem Zusammenhang die Rede war.

Ich sagte an jener Stelle, die Beziehung zwischen einer Erscheinung und dem darin Erscheinenden sei eine eigenartige Identitätsbeziehung. Dieser Beziehung geben wir in mancherlei Wendungen Ausdruck. Das Erscheinende, so sagen wir, erscheint als dies, ist aber »in Wahrheit« ein Anderes. Beide sind Eines und Dasselbe, nur eben nach zwei Seiten betrachtet; das eine Mal als Erscheinung, das andere Mal als das, was es in Wahrheit ist, oder das eine Mal als das, was es für mich, das andere Mal als das, was es an sich ist. Vgl. S. 139.

Das physisch Reale und seine Erscheinung.

Fassen wir aber unter den vorhin erwähnten beiden Möglichkeiten, daß ich mich und meine Bewußtseinserlebnisse, und daß ich das in einem Bewußtseinserlebnis gegebene »Objektive« empirisch apperzipiere, zunächst die zweite speziell ins Auge. Betrachten wir mit anderen Worten zunächst das objektiv Wirkliche.

Ein solches ist mir jederzeit unmittelbar gegeben in den Inhalten der Empfindung und der sinnlichen Wahrnehmung und den ihnen entsprechenden Vorstellungsinhalten. Jeder Empfindungsinhalt ist für mich von Haus aus einmal dieser mein Inhalt; zum anderen, unter Voraussetzung der empirischen Apperzeption, ein objektiv realer Gegenstand. In der Empfindung liegt ohne weiteres dies beides unmittelbar. Ich denke in dem Inhalte notwendig zugleich einen für sich existierenden Gegenstand. Diesen in den Empfindungen nnd sinnlichen Wahrnehmungen unmittelbar gegebenen realen Gegenstand nennen wir einen physisch realen Gegenstand.

Dieser Gegenstand bleibt aber für mich ein wirklicher, auch wenn

er nur vorgestellt ist. Und er bleibt es für mich, sofern nicht Bedingungen seiner Nichtwirklichkeit von mir anerkannt werden müssen, auch mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher ich ihn weder wahrnehme, noch vorstelle. Vorausgesetzt ist nur, daß er als der gleiche Gegenstand vorgestellt, d. h. gedacht ist. So verhält es sich vermöge des Identitätsgesetzes oder der »Gegenstandsnatur«.

Indem ich davon ein Bewußtsein habe, ist für mein Bewußtsein die »Erscheinung« und der darin erscheinende transzendente Gegenstand auch numerisch auseinandergetreten. Sie sind zu zwei numerisch verschiedenen Objekten geworden. Auch dabei ist doch der Gegenstand zunächst noch mit dem Inhalt qualitativ identisch.

Indem nun aber der physisch reale Gegenstand als solcher dem kausalen Denken oder dem Kausalgesetz, dieser Besonderung des Identitätsgesetzes, verfällt, kann es geschehen, daß ich um dieses Gesetzes willen den realen Gegenstand ergänzen und umdenken muß.

Auf diesem Wege wird z. B. das flächenhafte Bild der sichtbaren Gegenstände zur Erscheinung eines dreidimensionalen Gegenstandes.

Damit ist jedesmal, wie wir früher sahen, ein Widerspruch gegeben. Das Wirkliche müßte auch ein Wahrgenommenes sein. Aber wir sahen auch schon, wie dieser Widerspruch sich löst. Nämlich durch die Statuierung der subjektiven und eventuell auch objektiven Bedingungen der Erscheinung, d. h. der Wahrnehmung.

Durch das Hinzudenken solcher Bedingungen wird sowohl dies, daß in der »Erscheinung« nur ein Teil des Realen erscheint, als auch der qualitative Gegensatz der Erscheinung und des Realen denkbar. Zugleich ist jetzt erst der Begriff der physischen Erscheinung vollständig: Sie ist die unter den besonderen Bedingungen der Wahrnehmung stattfindende und durch dieselben inhaltlich mitbedingte Wahrnehmung eines physisch realen Gegenstandes.

Schließlich werden auf diesem Weg auch die Farben, die Töne usw. zu Erscheinungen eines, und zwar völlig anders beschaffenen Gegenstandes; zu Erscheinungen von Ätherwellen, bzw. Luftschwingungen, die mit ihnen selbst keinerlei Ähnlichkeit mehr besitzen.

Und auch dies kann geschehen, daß ein Wahrnehmungsinhalt

da ist, Erfahrung und Kausalgesetz mich aber nötigen, einen ihm entsprechenden realen Gegenstand überhaupt zu leugnen. Jetzt wird die Erscheinung zum bloßen Schein. Ist dies letztere nicht der Fall, so bleibt trotz aller gedanklichen Ergänzung und trotz allen Umdenkens die Relation zwischen Erscheinung und Erscheinendem jene eigenartige Beziehung der Identität. Die Erscheinung ist das Erscheinende, nur eben so, wie es erscheint.

Daß die Welt der physisch realen Gegenstände aus den Wahrnehmungsinhalten herkommt, oder durch ein Umdenken derselben entsteht, dies schließt zugleich in sich, daß der Zusammenhang derselben dem unmittelbar erlebten Zusammenhang der physischen Erscheinungen entspricht, soweit nicht auch dieser ein Umdenken erfordert. Von dieser Notwendigkeit des Umdenkens sind im Gebiet des Physischen die zeitlichen Beziehungen ganz und gar ausgeschlossen; und die räumlichen bedürfen nur der Umdenkung der zwei in drei Dimensionen.

Darum und nur darum ist die physisch reale Welt für uns die räumliche und zeitliche, die sie für uns ist. Das Räumliche und Zeitliche an ihr ist das beim Umdenken Übriggebliebene. Weil es übriggeblieben ist, und so, wie es übrig geblieben ist, ist es für uns real.

Psychische Erscheinung und psychisch Reales.

Schon eingangs dieses Buches wurde gesagt, daß ebenso, wie das in der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar gegebene oder das ursprüngliche objektiv Wirkliche, so auch das ursprüngliche subjektiv Wirkliche, d. h. die in der rückschauenden Betrachtung gefundenen Bewußtseinserlebnisse, als Erscheinungen eines Realen gedacht werden müssen. Zugleich liegt hier die Notwendigkeit des Umdenkens unmittelbar in der Natur der Sache. Ich sagte an jener Stelle: Ich finde in der Betrachtung der Bewußtseinserlebnisse als solcher, ihres Zusammenhangs und ihrer Aufeinanderfolge, keine Notwendigkeit. S. S. 5 f. Darauf kommen wir hier zurück.

Wenn ich annehme, es sei jetzt ein Bewußtseinserlebnis, das ich zu irgendeiner Zeit hatte, wiederum da, so erlebe ich es nicht, daß ein bestimmtes anderes Bewußtseinserlebnis, das ehemals an jenes sich

knüpfte, ein Vorstellen etwa, sich mir darstellt als unweigerlich dazugehörig. Ich weiß freilich, daß es ehemals mit jenem verbunden war, aber an die Stelle der Forderung, daß es auch jetzt wiederum daran sich binde, kurz, an die Stelle des Bewußtseins der unweigerlichen Dazugehörigkeit, tritt das Bewußtsein der Willkür des Vorstellens: Ich könnte jetzt unter denselben Voraussetzungen auch etwas beliebiges Anderes vorstellen.

Der für unsere Frage eigentlich entscheidende Punkt aber ist der — gleichfalls an jener Stelle angedeutete, hier aber näher zu bestimmende: Kausalität ist ihrer Natur nach Kausalität zwischen objektiv Wirklichem.

Dies ergibt sich, wenn wir beachten, wie das Kausalitätsbewußtsein entsteht. Ein physisches »Erlebnis« E stellte sich ein unter den begleitenden und vorangehenden Umständen U. Dabei knüpfte sich für mich an die Wirklichkeit dieses die Wirklichkeit jenes, d. h. es knüpfte sich an den qualitativ bestimmten transzendenten, von mir und der bestimmten Stelle meines Bewußtseinslebens unabhängigen Gegenstand U ein ebensolcher Gegenstand E. Und diese Verknüpfung bleibt nun für mein Bewußtsein bestehen, d. h. es bleibt für mich allgemein an ein solches, und in solcher Weise, d. h. als schlechthin unabhängig von mir existierend, gedachtes U ein solches E geknüpft. Im Bewußtsein hiervon besteht das Bewußtsein der Kausalität. Jenes Bewußtsein aber ist möglich, weil und nur weil von vornherein, d. h. schon bei jener ursprünglichen Verknüpfung, U und E als von mir oder meinem Bewußtsein schlechthin unabhängig gedacht, d. h. weil U und E Gegenstand des Bewußtseins der objektiven Wirklichkeit waren.

Von dieser verschieden ist nun aber das Bewußtsein der subjektiven Wirklichkeit, d. h. der Wirklichkeit von Bewußtseinserlebnissen. Die subjektive Wirklichkeit, z. B. eines vergangenen Vorstellens oder Gefühls, kurz eines Bewußtseinserlebnisses E_1, besagt — nicht, daß dies qualitativ bestimmte Bewußtseinserlebnis da ist schlechthin unabhängig von meinem Bewußtsein, sondern es besagt vielmehr, daß seinem Erlebtwerden von mir, diesem bestimmten Individuum, und seinem Erlebtwerden zu einer bestimmten Zeit, d. h. in einem bestimmten Momente meines Gesamterlebens, unabhängig davon, ob ich es jetzt vorstelle, oder mich jetzt daran

erinnere, das Dasein zukommt; es besagt, daß die Vorstellung — nicht dieses qualitativ bestimmten Erlebnisses, sondern seines Erlebtseins von mir, und zu einer bestimmten Zeit, gilt. Und finde ich nun in der Erinnerung dies Erlebnis E_1 an gleichzeitige oder vorausgehende andere Bewußtseinserlebnisse U_1 gebunden, so gehört nach Aussage der Erinnerung freilich das E_1 zu U_1, aber eben in mir, diesem Individuum, und mit Rücksicht auf jene Zeit.

Und damit nun ist es ausgeschlossen, daß mir in der Folge jemals E_1, als dies qualitativ bestimmte, zu U_1, als diesem qualitativ bestimmten, gehörig erscheine, d. h. daß ich das Bewußtsein habe, jenes gehöre zu diesem abgesehen von dem Individuum, in welchem das Erleben beider stattfand, und abgesehen von der Besonderheit des Momentes, in welchem sie erlebt und zusammenerlebt wurden. Ich kann diesen Gedanken gar nicht vollziehen, ohne ebendamit die Bewußtseinserlebnisse zu einem für sich bestehenden Etwas, einem Ding oder Naturereignis, kurz zu einem objektiv Wirklichen zu machen, oder doch in dieselben etwas, das nicht Bewußtseinserlebnis, sondern ein dem Bewußtsein Transzendentes ist, hineinzudenken. Bewußtseinserlebnisse als solche und Zusammenhänge von Bewußtseinserlebnissen sind eben etwas absolut Individuelles. D. h. sie haben kein Dasein außerhalb des bestimmten Individuums, dessen Erlebnisse sie sind, und außerhalb des Punktes des individuellen Bewußtseinslebens, in welchem sie erlebt werden. Demgemäß hört auch die Zusammengehörigkeit von Bewußtseinserlebnissen eo ipso auf, Zusammengehörigkeit von Bewußtseinserlebnissen oder Bewußtseinsvorgängen als solchen zu sein, sobald ich dieselbe — nicht mehr als solche absolut individuelle Zusammengehörigkeit, sondern als eine Zusammengehörigkeit dieser qualitativ bestimmten Erlebnisse, also als allgemeine, von Zeit und erlebendem Individuum unabhängige Zusammengehörigkeit fasse. Dieser letzteren Art aber ist die kausale Zusammengehörigkeit.

Bei allem dem bleibt es doch dabei, daß mir meine vergangenen Bewußtseinserlebnisse mit ihrem Zusammen und ihrer Folge, d. h. daß mir ihr Erlebtwerden als ein reales sich darstellt. Und die Bewußtseinserlebnisse sind für mich eingefügt in eben die Zeit, der auch das physisch Reale angehört. Sie sind an einen bestimmten Punkt in dieser Zeit festgebunden. Sie kommen und gehen in dieser

Zeit. Und dies Dasein zu einer Zeit und Nichtdasein zu einer anderen, dies Kommen und Gehen, kurz dies Geschehen, diese wechselnden Bestimmtheiten und diese Veränderungen des vergangenen Gesamtgeschehens fordern eine Ursache. Und da nun in den Bewußtseinserlebnissen als solchen das Gegenteil der ursächlichen oder Notwendigkeitsbeziehung unmittelbar gefunden wird, überhaupt Bewußtseinserlebnisse als solche aller Ursächlichkeit widerstreiten, so bedarf es des Hineindenkens eines Realen, dessen Erscheinungen sie sind, und das kausal verknüpft werden kann. Oder: Sie bedürfen dieser Basis zu ihrer eigenen kausalen Verknüpfung. Dabei bleibt doch wiederum der unmittelbar erlebte Zusammenhang, soweit nicht auch er einer Umdenkung bedarf, bestehen. Er wird in das psychisch Reale, da eben doch auch dies nur das umgedachte unmittelbar Gegebene ist, hineingenommen.

Dieser Zusammenhang ist nun aber kein räumlicher. In Bewußtseinserlebnissen als solchen liegt ja von Räumlichkeit nichts. Demgemäß ist auch der reale psychische Zusammenhang kein räumlicher, sondern nur ein zeitlicher, ein Zusammenhang von Vorgängen, und von bleibenden Zuständlichkeiten. Wie die reale physische Welt keine anderen anschaulichen Bestimmungen hat als die räumlichen und zeitlichen, so hat die reale psychische Welt keine anderen anschaulichen Bestimmungen als die zeitlichen.

Im übrigen sind aber freilich beide nichts als Zusammenhänge von Kräften, Vermögen, Fähigkeiten, d. h. realen Möglichkeiten, also an sich ein X. Und diese realen Möglichkeiten sind letzten Endes nichts als Möglichkeiten der kausalen Verknüpfung der Erscheinungen. Ich erinnere hier ausdrücklich an das bereits oben — S. 120 f. — über die psychische Substanz Gesagte. Und die »Vorgänge» besagen letzten Endes nichts, als daß die in dieser »Substanz «gegebenen realen Möglichkeiten sich verwirklichen, oder daß der Zusammenhang des psychischen Geschehens ein Zusammenhang eines Geschehens ist. Darauf kommen wir am Schlusse des Buches zurück.

Apriorische Gegenstände.

Neben die empirische stellte ich die qualitative Apperzeption. Auch sie ist zunächst Apperzeption von Inhalten. Aus ihr aber ergibt sich das Bewußtsein — nicht von realen Gegenständen, sondern von objektiven oder »realen« Qualitäten.

Indem aber die unmittelbar gegebenen Qualitäten der Gesetzmäßigkeit des Geistes unterworfen werden, erfahren auch sie eine Umwandlung. So entsteht der Gegensatz der mir erscheinenden und der an sich bestehenden Qualität.

Ein Produkt einer solchen Umwandlung einer gegebenen Qualität ist etwa der unendliche und überall unendliche Teile in sich schließende geometrische Raum. Er ist der umgedachte erscheinende oder anschaulich gegebene Raum. Nicht minder ist die unendliche und überall unendliche Teile in sich schließende Zeit die umgedachte wahrgenommene oder vorgestellte Zeit. Die Umdenkung geschieht in beiden Fällen auf Grund der allgemeinen Denkgesetzmäßigkeit, wie sie ausgesagt ist im Identitätsgesetz und der spezielleren Formulierung desselben, dem Satze vom Grunde: Gleiche Gegenstände fordern Gleiches; gleiche Gründe haben gleiche Folgen. Vergegenwärtige ich mir einen beliebigen begrenzten Raum, so erkenne ich in der unmittelbaren Anschauung, daß derselbe, und zwar unabhängig von seinem Ort, seiner Größe und seiner Form, jenseits seiner Grenzen weiteren Raum fordert. Daraus ergibt sich die Grenzenlosigkeit des Raumes überhaupt. Und jeder Raum schließt, unabhängig von seiner Größe, Teile in sich, die wiederum eben solcher Raum sind, also eben solche Teile in sich schließen usw. Daraus ergibt sich die unendliche Teilbarkeit des Raumes.

Der geometrische Raum ist ein apriorischer Gegenstand. Dies heißt nichts, als daß die Qualität des anschaulich gegebenen Raumes diese Umdenkung fordert. Ein apriorischer Gegenstand ist jeder Gegenstand, der und sofern er vermöge seiner Qualität Forderungen stellt.

Solche apriorische Gegenstände sind auch die unendliche und unendlich teilbare Zahl und die unendlich teilbaren intensiven Größen. Sie sind es eben mit Rücksicht auf diese Prädikate.

Erscheinender und objektiver Wert.

Endlich stellte ich immer wieder neben die empirische und qualitative Apperzeption die Wertapperzeption. Aus dieser entsteht das Bewußtsein eines Wertes; und auch hier scheidet sich mein Werten von dem objektiven Wert. Und indem der objektive Wert dem Gesetze des Denkens unterworfen wird, entsteht ein qualitativer Gegensatz zwischen Scheinwert und wahrem Wert. Das Denken, das hier in Frage kommt, ist das ethische und andererseits das ästhetische Denken. Das Gesetz dieses Denkens ist das Identitätsgesetz der Wertung, welches besagt, daß gleiche Gegenstände jederzeit die gleiche Wertung fordern, und die Spezialisierung desselben, das Wertgesetz vom Grunde: Unter gleichen objektiven Bedingungen der Wertung sind gleiche Wertungen gefordert.

Wird das Werten zum entsprechenden Wollen, so werden aus den gewerteten Gegenständen Zwecke, aus den objektiven Werten objektive Zwecke. Objektive oder objektiv geforderte Zwecke sind das Seinsollende. Der Gegensatz zwischen Erscheinung und Erscheinendem wird hier zum Gegensatz des Seinsollenden und des aus subjektiven Bedingungen Gewollten, oder zum Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung.

Dieser Gegensatz ergibt sich für die praktisch-ethische Überlegung. Die Gesetzmäßigkeit derselben besagt: Was sein soll, soll allewege sein, oder: Ethische Forderungen sind kategorische Forderungen, — Dies ist das ethische Identitätsgesetz — und: Was unter gewissen objektiven Bedingungen sein soll, soll unter diesen Bedingungen jederzeit sein, oder: Die Maxime des ethischen Wollens ist allgemeingültig. Dies ist das ethische Gesetz vom Grunde. Dazu tritt das dem Gesetz der Kausalität entsprechende Gesetz der Motivation: Wenn der Zweck sein soll, sollen die Mittel sein; und die Umkehrung: Wenn die Mittel nicht sein sollen, soll der Zweck nicht sein.

XIV. Kapitel: Die Einfühlung.[1])

Einfühlung überhaupt. Allgemeine apperzeptive Einfühlung.

Es gibt drei Erkenntnisgebiete. Ich weiß von den Dingen, von mir selbst, und von anderen Individuen. Jene erste Erkenntnis hat zur Quelle die sinnliche Wahrnehmung. Die zweite die innere Wahrnehmung, d. h. das rückschauende Erfassen des Ich mit seinen Qualitäten, den Gefühlen, und seinen Beziehungen auf Inhalte und Gegenstände. Die Quelle der dritten Erkenntnisart endlich ist die Einfühlung. Zugleich hat diese freilich eine Bedeutung weit über die Erkenntnis hinaus.

Zwei Arten, wie das unmittelbar erlebte Ich, das Gefühls-Ich, auf Gegenstände »bezogen« sein kann, sind strengstens zu unterscheiden. Einmal: — Ich fühle Lust an einer Sache, fühle mich strebend nach ihr. Hier steht das lustgestimmte, bzw. strebende Ich dem Gegenstand gegenüber. Die zweite Möglichkeit ist diese: Ich fühle mich strebend, tätig, mich bemühend, Widerstand leistend, in einer Sache; fühle mich beglückt in der Gebärde des Glückes usw., kurz, fühle eine Bestimmtheit meiner unmittelbar als Bestimmtheit des Gegenstandes oder als dem Gegenstand zugehörig. Dies letztere ist »Einfühlung«.

Diese will sagen: Indem ich den Gegenstand apperzipiere, erlebe ich als von ihm herkommend, oder in ihm, als apperzipiertem, liegend, einen Antrieb zu einer bestimmten Weise des inneren Verhaltens. Diese erscheint als durch ihn gegeben, mir von ihm mitgeteilt.

Man denke hier gleich an die Mitteilung von Gedanken durch Worte, die einen speziellen Fall der Einfühlung ausmacht. Das in Worten mir Mitgeteilte kommt für mich zustande durch meine eigene Vorstellungstätigkeit. Aber eben diese erscheint als mitgeteilt, d. h. als mir gegeben durch eine objektive Tatsache, einen Gegenstand, und demgemäß dem Gegenstand, von dem mir das »Mitgeteilte« mitgeteilt wird, zu eigen. Mein eigenes Vorstellen stammt nicht aus mir, ist also insofern auch wiederum nicht »mein« Vorstellen,

---

[1]) Genaueres über das in diesem Kapitel Angedeutete siehe meine Ästhetik I, Hamburg und Leipzig 1903.

sondern Sache des Mitteilenden. Mein Erleben des »Mitgeteilten« ist Passivität, aber von eigener Art. Es ist das eigenartig neue Bewußtseinserlebnis, das ich um dieser seiner Eigenart willen auch wohl mit dem besonderen Namen der »Gebundenheit« meiner an den Gegenstand, oder der objektiven Gebundenheit meiner bezeichne. Es ist eine Art des Bewußtseins der Objektivität, aber nicht im Sinne der logischen Forderung des Gegenstandes, sondern der psychologischen Nötigung oder »Aufforderung« durch die Vorstellung desselben. Der allgemeine Name hiefür aber ist »Einfühlung«.

Diese Gebundenheit erlebe ich schon in jeder Wahrnehmung und Auffassung eines Wahrgenommenen. Ich bin auffassend tätig; aber der Gegenstand, richtiger die Vorstellung desselben, schreibt mir diese Tätigkeit vor oder beansprucht sie. Sofern dies der Fall ist, kann ich sagen: Schon jede Auffassung eines Wahrgenommenen ist Einfühlung.

Nun fragt es sich aber, zu welcher Auffassung ich durch den Gegenstand angetrieben oder aufgefordert werde. Hieraus ergeben sich die verschiedenen Arten der »allgemeinen apperzeptiven Einfühlung«.

Die Linie etwa fordert mich auf, sie betrachtend zu durchlaufen. Es ist diese Tätigkeit der sukzessiven Auffassung in der bestimmten Richtung an sie gebunden, zugleich je nach der Art des Ablaufes der Linie ein bestimmter Wechsel dieser Tätigkeit; ein Übergleiten in eine neue Richtung, oder ein schroffes Abbrechen und Wiedereinsetzen. Es kommt dazu der Wechsel oder das Ineinanderübergleiten einer nachdrücklicheren und einer minder nachdrücklichen Auffassungstätigkeit, der Betonung und der Minderbetonung; des Aufgehaltenseins und des freien Fortganges, der Spannung und der Lösung. An die begrenzte Linie ist überdies eine begrenzende Tätigkeit gebunden. Es liegt in ihr die Aufforderung zu einer Begrenzung der Auffassungstätigkeit. — Dies alles erlebe ich auch, obzwar in eigenartiger Weise, und vielleicht vermannigfaltigt, in der Auffassung des gehörten Rhythmus.

Meine Apperzeption ist aber nicht nur eine fortgehende und Teil zu Teil hinzunehmende, sondern sie ist auch eine zusammenfassende und vereinheitlichende. Das einheitliche Objekt »fordert« die Einheitsapperzeption. Aber mit der logischen Forderung geht

hier wie überall eine psychologische Nötigung Hand in Hand. Das Objekt nötigt zur Zusammenfassung, d. h. seine Betrachtung schließt in sich einen Antrieb zu derselben. Diese Zusammenfassung ist letzten Endes Zusammenfassung meiner selbst oder meines inneren Tuns: Ich fasse mich selbst in dem einheitlichen Objekt zusammen. Aber auch diese Weise meines Tuns ist eben an das Objekt gebunden oder liegt darin. Das Objekt faßt also sich selbst zusammen.

Damit ist es zum Individuum geworden. So ist jedes Ding für mich ein Individuum, nicht in der logischen Betrachtung, aber als psychologische Tatsache. Es ist in ihm das in ein mannigfaltiges Tun auseinandergehende und darin sich zur Einheit zusammenfassende Ich enthalten. Dasselbe ist darin enthalten nicht an sich, aber sofern ich das Ding apperzipiere. Dadurch aber wird es eben erst für mich zu einem Ding.

In allem solchen eingefühlten Tun aber fühle ich mich zugleich affektiv irgendwie bestimmt, mehr oder minder kraftvoll, frei, leicht, sicher, vielleicht spielend; oder bemüht, gehalten; schließlich auch stolz, kühn, trotzig, oder das Gegenteil. Und ich fühle in allem dem mich mehr oder minder beglückt, oder wiederum das Gegenteil.

Dies alles ist eingefühlt. Es ist eingefühltes oder objektiviertes Selbstgefühl. Dieser Einfühlung gebe ich schon im gemeinen Leben Ausdruck, indem ich von der Linie selbst sage, sie strecke sich, biege sich, woge auf und ab, begrenze sich; und vom Rhythmus: es sei in ihm ein Fortstreben und Zurückhalten, Spannung und Lösung usw.

Durch die apperzeptive Tätigkeit entsteht das Objekt für mich. Indem aber die Tätigkeit eingefühlt ist, erscheint das Objekt als aus sich selbst entstehend, durch solche Tätigkeit sich selbst ins Dasein rufend, sich entfaltend und im Dasein erhaltend.

Solche Einfühlung ist positive oder negative. Sie ist jenes, wenn ich frei aus mir die an den Gegenstand gebundene Tätigkeit übe, wenn also darin mein eigenes Wesen sich befriedigt. Sie ist negative Einfühlung, wenn sie im Widerspruch mit meiner eigenen natürlichen Verhaltungsweise mir aufgenötigt ist. Jene positive Einfühlung ist beglückend, und durch sie wird das Objekt erfreulich. Diese negative wird als Zwang gefühlt und macht das Objekt unerfreulich.

Stimmungseinfühlung. Empirische apperzeptive Einfühlung.

Dieser allgemeinen apperzeptiven Einfühlung stellen wir sogleich eine zweite Art entgegen: die Stimmungseinfühlung. Ich betrachte eine Farbe oder schenke meine Aufmerksamkeit einem Gefüge von Tönen. Dabei erlebe ich eine allgemeine Weise meines inneren Verhaltens, eine Rhythmik oder einen Wellenschlag des seelischen Geschehens überhaupt, kurz eine so oder so geartete »Stimmung«. Das Farbenerlebnis, d. h. der Vorgang der Farbenempfindung, oder die seelische Erregung, die dem Bewußtseinsbilde der Töne zugrunde liegt, breitet sich in einer solchen Stimmung aus. Das gegenständliche Erlebnis rhythmisiert, dem Gesetze der Ähnlichkeitsassoziation zufolge, die Seele nach seiner eigenen Rhythmik oder Ablaufsweise. Demgemäß erlebe ich die »Stimmung« als aus der Farbe oder dem Tongefüge stammend, daran gebunden, darin gegründet; ich objektiviere oder projiziere mich, den so Gestimmten, in den Gegenstand hinein. Vielmehr ich bin, ohne eigenes Zutun, darin. Ich finde im Gegenstande die Stimmung, kurz, ich fühle sie ein.

Von da gehen wir zu einer dritten Möglichkeit: Bei der Betrachtung der Linie schon kann ich noch mehr erleben, als oben gesagt wurde. Ich betrachte etwa die vertikale Linie. Dabei finde ich mich aufgefordert, nicht nur das Auge zu heben, sondern auch Kopf und Körper aufzurichten, um der Linie zu folgen. Auch dies Sichaufrichten und die darin liegende Überwindung der Schwere ist eingefühlt. Diese innere Tätigkeit oder Bemühung, und das zugehörige Vollbringen, liegt für mich fühlbar in der vertikalen Linie.

Hiermit nun ist schon der Übergang gemacht zur »empirisch bedingten apperzeptiven Einfühlung«, der Einfühlung in die Natur und den Naturzusammenhang.

Ich erkenne die Dinge und das Geschehen in der Natur als kausal verknüpft. Der Begriff der Ursache nun besagt zunächst, daß die Ursache die Wirkung »fordert«. Zugleich aber liegt in der Wahrnehmung der Ursache eine Tendenz oder ein Streben, eine Aufforderung oder ein Antrieb, zur Wirkung apperzeptiv fortzugehen und sie hinzuzunehmen. Dies Streben ist wiederum an die Ursache gebunden. Sie strebt also nach der Wirkung hin. In Wahrheit ist dies mein eigenes, in die Ursache eingefühltes apperzeptives Streben.

Und dazu tritt sogleich die Ergänzung: Ich bin genötigt, diese bestimmte Wirkung zur Ursache hinzuzudenken. Diese Nötigung knüpft sich an die Betrachtung der Wirkung. Die Wirkung unterliegt also einer solchen. Sie muß. Sie ist passiv, wie die Ursache aktiv.

Zugleich fühle ich jenes Streben als ein Streben von bestimmter Intensität. Ich verspüre einen stärkeren Impuls, zur Bewegung einer Kugel, die auf eine andere stößt, die Bewegung der gestoßenen Kugel hinzuzudenken, wenn jene Kugel schwerer ist, oder rascher sich bewegt. Dies Gefühl der Intensität des Strebens und strebenden Fortgehens zum Ziele ist das Kraftgefühl. Die »Kraft« hat nur Sinn als Inhalt dieses Gefühles. Damit ist die Ursache zum Träger einer Kraft geworden. D. h. ich habe meine Kraft in sie eingefühlt.

Solche Kräfte wirken positiv oder negativ. Sie leisten etwas, oder sie überwinden Widerstände. Die Kraft des nach oben geschleuderten Balles etwa überwindet den Widerstand der Schwere. Dies heißt: Die Kraft meiner auf Erfahrung beruhenden Tendenz, den Ball aufwärts steigend zu denken, überwindet die aus der gleichen Quelle stammende Tendenz, ihn fallend zu denken. Aber alles dies ist eben wiederum eingefühlt.

Solche Einfühlung liegt schon in unseren gewöhnlichsten physikalischen Begriffen. Nicht bloß in der »Schwerkraft«, sondern auch in der »Festigkeit«, der »Härte«, der »Weichheit«, der »Elastizität«.

Einfühlung in die sinnliche Erscheinung »Anderer«.

Allen den bisher bezeichneten Möglichkeiten der Einfühlung tritt endlich diejenige gegenüber, die in diesem Zusammenhange für uns vor allem in Frage steht. Es ist die Einfühlung in die sinnliche Erscheinung des Menschen, und zunächst in seine Lebensäußerungen, die sichtbaren und die hörbaren.

Ich bezeichnete oben als ein besonderes Gebiet des Wissens unser Wissen von Anderen. Jetzt fragen wir: Wie kommt dies zustande? Dabei sind die »Anderen« andere psychische Individuen, d. h. zunächst andere Bewußtseinseinheiten.

Auf diese Frage nun ist zunächst die negative Antwort zu geben: Solches Wissen entsteht uns zweifellos nicht unmittelbar auf Grund

der sinnlichen Wahrnehmung. Wir sehen nicht, noch hören wir das Fühlen, Vorstellen, Wollen eines Anderen, und das Individuum, das vorstellt, fühlt usw. Sondern wir erleben dergleichen einzig in uns. Aus den Zügen der eigenen Persönlichkeit müssen wir also die fremde weben.

Auf die Frage aber, wie dies geschieht, ist die Antwort unzulässig: Wir kennen unsere Lebensäußerungen, und wissen aus Erfahrung, was darin sich äußert, und nun schließen wir, daß auch in den fremden Lebensäußerungen ein Gleiches sich äußert.

Ich sehe eine fremde Gebärde, etwa der Trauer, d. h. ich sehe eine bestimmt geartete Verschiebung im Gesicht des Anderen. Diese nun sah ich nicht an mir, als ich traurig war. Es kann also auch nicht, wenn ich eine gleichartige Gebärde an einem Anderen sehe, der erfahrungsgemäße Zusammenhang zwischen dem Gesichtsbild der eigenen Gebärde und der Trauer mein Verständnis der fremden Gebärde bedingen.

Anders scheint es sich zu verhalten in anderen Fällen. Wenn ich einen Schreckenslaut ausstoße, so höre ich den Laut und fühle zugleich den Schreck. Aber auch daraus folgt nicht ohne weiteres das Bewußtsein, der gehörte Schreckenslaut des »Anderen« bekunde ein gleiches Gefühl. Ich fühle eben doch, indem ich den fremden Laut höre, keinen Schreck. Ich höre nur einfach den Laut; und was ich gleichzeitig in mir fühle, ist vielleicht völlig anderer Art. So müßte mich die Erfahrung vielmehr zu dem Gedanken bringen, es gäbe Laute, die aus dem Gefühl des Schrecks stammen, und andererseits gleichartige, die damit nichts zu tun haben, oder die mit anderen Gefühlen zusammengehören. Jenes wären die fühlbar von mir hervorgebrachten, dies die einfach gehörten.

Vielleicht sagt man hiergegen: Ich beurteile den nicht von mir hervorgebrachten Laut solchen Erfahrungen zum Trotz nach Analogie der von mir hervorgebrachten. In mir freilich fühle ich, wenn ich ihn höre, keinen Schreck. Dies hindert aber doch nicht, daß ich den Schreck hinzu vorstelle; ich fasse eben den Schreck als Schreck eines Anderen. — Aber dann müßte der Laut doch schon als von einem Anderen hervorgebracht erscheinen. D. h. er müßte bereits als aus einem von dem meinigen verschiedenen »Inneren« stammend gedacht sein. Wie aber ein solches mir

fremdes »Innere«, kurz, wie »der Andere« für mich entsteht, das ist ja hier eben die Frage.

Im übrigen sind für mich auch Laute, oder Lautcharaktere, Ausdruck eines Seelischen, die ich nie selbst hervorgebracht habe. Man denke etwa an den Eindruck eines bestimmten Persönlichkeitscharakters oder einer Stimmung, den ich aus der Klangfarbe menschlicher Stimmen, ihrem Tonfall, Tempo usw. gewinne. Und vor allem auch an das Verständnis der Sprachlaute.

In Wahrheit besteht hier nur eine Möglichkeit der Erklärung: Mein Verständnis der Lebensäußerungen Anderer hat seinen Grund im instinktiven Triebe der Nachahmung einerseits, und dem instinktiven Triebe, meine eigenen psychischen Erlebnisse in bestimmter Weise zu äußern, andererseits.

Dies will heißen: Ich sehe etwa eine Gebärde. Dann weckt das Gesichtsbild derselben vermöge einer nicht weiter beschreibbaren Einrichtung meiner Natur Impulse zu solchen Bewegungen, die geeignet sind, eben diese Gebärde ins Dasein zu rufen. Diese Bewegungen wiederum sind die natürliche Äußerung eines affektiven inneren Zustandes, z. B. der Trauer. Dieser Zustand und die fraglichen Bewegungsimpulse bilden eine psychische Einheit. Demgemäß schließen die Bewegungsimpulse, die durch das Gesichtsbild der fremden Gebärde ausgelöst werden, die Tendenz des Erlebens dieses affektiven Zustandes in sich. Diese Tendenz verwirklicht sich, wenn sie es kann, d. h. wenn ein solcher affektiver Zustand schon einmal von mir erlebt wurde, also zu meinem geistigen Besitzstand gehört, und wenn zum anderen dieser affektive Zustand meiner eigenen Natur nicht widerstreitet. Auch im Falle dieses Widerstreites besteht immerhin die Tendenz, den affektiven Zustand zu erleben. Und ich erlebe ihn auch in gewisser Weise; nur eben als einen solchen, dem meine Natur sich widersetzt.

In jedem Fall aber erlebe ich den Affekt oder den Antrieb zum Vollzug desselben als an die wahrgenommene Gebärde unmittelbar gebunden oder dazu gehörig. D. h.: Er ist in die Gebärde eingefühlt. Entspricht der Antrieb zum Vollzug des Affektes meinem eigenen Wesen, so ist die Einfühlung positive oder sympathische. Setzt sich mein eigenes Wesen ihm entgegen, so ist sie negative oder antipathische Einfühlung.

Zu solcher Einfühlung in die Gebärden tritt dann weiter die Einfühlung in die willkürlichen Bewegungen. Auch die Wahrnehmung der letzteren läßt Impulse zu Nachahmungsbewegungen in mir entstehen. Und haben die an sich blinden Impulse einmal gewirkt, d. h. die zugehörigen Bewegungsempfindungen erzeugt, so wird in der Folge der blinde Impuls zum sehenden, d. h. zum Streben nach Verwirklichung der vorgestellten Bewegungen. Damit ist die Einfühlung in die gesehenen willkürlichen Bewegungen vollzogen. Sie vervollständigt sich, indem die affektiven Momente, die gesamten Weisen des inneren Verhaltens, aus welchen in mir naturgemäß bestimmte willkürliche Bewegungen sich ergeben, miteingefühlt werden.

Endlich aber wecken auch die ruhenden Formen des gesehenen fremden Körpers instinktive, d. h. in keiner Erfahrung gegründete Impulse, sei es Impulse zu Bewegungen, und durch diese hindurch zu entsprechenden Weisen, wie ich in solchen Bewegungen natürlicherweise mich fühle, sei es unmittelbar psychische Impulse, d. h. Anstöße zu einer Weise oder einer Rhythmik meiner eigenen Lebensbetätigung, die wiederum in einem bestimmten Gesamtlebensgefühle sich kundgibt. Hier ist gedacht einerseits etwa an die Einfühlung in die an der Oberfläche des Körpers heraustretende Bildung der Muskeln, andererseits an die Einfühlung in solche körperliche Formen, auch des anderen Geschlechtes, die weder Gegenstand der unwillkürlichen Ausdrucksbewegung, noch der willkürlichen Bewegung sind.

In der vollen positiven Einfühlung existiert für mich zunächst nur ein einziges Ich; nämlich dies eingefühlte oder objektivierte, in ein äußeres Objekt projizierte eigene Ich. Erst indem ich aus der vollen Einfühlung heraustrete, und immer, wenn ich nur negativ mich einfühle, fühle ich zugleich mich als nicht an das äußere Objekt gebunden, sondern als ihm gegenüberstehend, und ev. an den eigenen Körper gebunden. Daraus entsteht eine Teilung jenes einen Ich.

Und in solcher Teilung nun entsteht mir das Bewußtsein der Mehrheit der Individuen. Und dasselbe entsteht mir ursprünglich einzig auf diesem Wege.

Das an den fremden Körper gebundene Ich bleibt dann auch, nachdem die Bindung einmal in der Einfühlung vollzogen ist, in

der Erinnerung daran gebunden. So entsteht mein Wissen von fremden psychischen Individuen oder fremden Ichen.

In gleicher Weise, wie die Einfühlung in sichtbare Bewegungen, und Formen der sinnlichen Erscheinung des fremden Individuums, vollzieht sich die Einfühlung in die Affektlaute, und entsteht das Verständnis von der Bedeutung derselben.

Die Sprache.

Ein besonderes Wort ist aber noch zu sagen über das Verständnis der Sprache.

Ich höre ein Wort, und werde zugleich auf einen Gegenstand aufmerksam gemacht. Dann besteht in mir die Tendenz der Verlautbarung dieses Erlebnisses, d.h. der Apperzeption dieses Gegenstandes, und zugleich eine Tendenz der Nachahmung des Wortes. Und dies beides nun begegnet sich in der Tendenz, die Apperzeption des Gegenstandes zu verlautbaren durch dieses Wort. Diese Tendenz erlebe ich in dem gehörten Wort, und sofern ich bereits das Wort mit demjenigen, der es aussprach, vereinheitlicht habe, in dem Sprechenden.

Geschieht dann jene Teilung der Iche, so ergibt sich einerseits das Wissen, daß der »Andere« diesen Gegenstand apperzipiert, und dies Erlebnis in dem Worte verlautbart, andererseits das Bewußtsein meiner Apperzeption des Gegenstandes und meiner Tendenz der Verlautbarung. Zugleich bleibt doch beides aneinander gebunden: Das gehörte Wort, das aber jetzt als Verlautbarung der Apperzeption des Gegenstandes durch das fremde Individuum erscheint, ist immer noch dasjenige, was meine Apperzeption des Gegenstandes bedingt.

Und durch das Bewußtsein von diesem Sachverhalt nun hat das ausgesprochene Wort für mich die Bedeutung der Mitteilung bekommen. Umgekehrt erscheint jetzt das Aussprechen des Wortes durch mich als Mitteilung an Andere. Und nun kann ich die Apperzeption des Gegenstandes durch den Anderen auch zum Gegenstand meines Strebens machen, und das Aussprechen des Wortes als Mittel zu diesem Zwecke wollen. Kurz, ich kann bewußt mitteilen.

Auf Grund jenes Nachahmungs- und Verlautbarungsinstinktes verstehen wir auch die ursprüngliche Entstehung der Sprache, soweit sie ein psychologisch zu erklärender Tatbestand ist. Nur muß hier noch besonders betont werden: Besteht ein Trieb der Verlautbarung von Erlebnissen, dann muß jedes andere, d. h. insbesondere jedes mich anders affizierende Erlebnis einen anderen Trieb der Verlautbarung oder einen Trieb zu anderer Verlautbarung in sich tragen.

Es ist aber die Auffassung jedes bestimmten Gegenstandes ein eigenes Erlebnis. Es weckte also von Anfang an jede Auffassung eines anderen Gegenstandes eine andere Tendenz der Verlautbarung. Welche tatsächliche Verlautbarung sich daraus ergab, hing zugleich ab von der ursprünglich zweifellos geringen Herrschaft über die Sprachorgane. Dies will sagen, daß ursprünglich, bei noch geringer Einübung, vielleicht auch geringer Ausbildung des Mechanismus der Sprachbewegungen, trotz der Verschiedenheit der Erlebnisse nur eine einförmig dürftige Sprache zustande kommen konnte. Sie wird wesentlich die großen Unterschiede im affektiven Charakter der Erlebnisse zum Ausdruck gebracht haben. Die nachfolgende Ausbildung und Einübung jenes Mechanismus aber brachte eine Verfeinerung der Ausdruckslaute. Da sowohl die Einübung dieses Mechanismus, als der Eindruck, den die Apperzeption von Gegenständen auf die Individuen machte, auch individuell verschieden war, so würde jedes Individuum, für sich betrachtet, seine eigene Sprache geschaffen haben. Dazu trat aber die Tendenz der wechselseitigen Nachahmung. Daraus ergab sich eine gemeinsame Sprache der zusammen Lebenden.

Zur Nachahmung der gehörten Worte trat dabei auch die Nachahmung der Sachen. Nicht nur die Nachahmung der Naturlaute durch gleiche Laute, sondern auch die Verlautbarung der Auffassung beliebiger Gegenstände durch Klänge und Klangverbindungen, die irgendwie denjenigen, der sie aussprach oder hörte, ähnlich anmuten konnten wie die aufgefaßten Gegenstände.

Wie die Akte der Auffassung von Gegenständen, so wecken die Akte des Urteilens den Trieb zur Verlautbarung. Ich höre einen Satz, und überzeuge mich zugleich von einem Tatbestande. Wiederum treffen sich hierbei die Tendenz der Verlautbarung dieses

Faktums, meines Urteilsaktes, und die Tendenz der Nachahmung des gehörten Satzes, und machen den Satz zum Mittel der Verlautbarung des Urteiles. Von jetzt an ist an den Satz das bestimmte Urteil gebunden. Es liegt für mich in dem Satze, wenn ich ihn von neuem höre, unmittelbar die Tendenz zum Vollzug des entsprechenden Urteiles. Und ich vollziehe auch dies Urteil, wenn ein Gegengrund fehlt. Ich vollziehe es im Hören des Satzes, und erlebe es dabei als ein an den Satz gebundenes. Ich vollziehe diesen Akt der »intellektuellen Einfühlung«.

Nicht anders kann endlich die sprachliche Willensäußerung für mich zum Ausdruck des Wollens, die sprachliche Gefühlsäußerung zum Ausdruck des Gefühles geworden sein. D. h. sie kann dazu geworden sein nur, indem ich im Hören der Äußerung irgendwie dazu gebracht wurde, entsprechend zu wollen, bzw. zu fühlen.

Hiermit ist schon Einsprache erhoben gegen eine Logik, welche in dem »Satze» oder der »Aussage« ohne Unterschied den Ausdruck eines Urteiles sieht, oder gar die Aussage mit dem Urteil identifiziert. In Wahrheit ist der Satz bald Ausdruck eines Urteiles über eine Sache, bald Ausdruck der Sache selbst, d. h. eines Willens oder Gefühles, bzw. eines Affekterlebnisses.

Vor allem aber ist auf Grund des oben Gesagten Einsprache zu erheben gegen eine Logik, welche die Beziehung zwischen Wort und Sinn, die das »Verständnis« der Worte konstituiert, logisiert. Diese Beziehung ist nicht eine logische Beziehung zwischen Gegenständen, insbesondere nicht eine Beziehung zwischen Grund und Folge, kurz nicht ein Urteil. Nicht logische Notwendigkeit, sondern eine psychologische Nötigung des Vorstellens, Urteilens, Wollens, Fühlens, nicht eine logische »Forderung«, sondern, wie ich schon oben gelegentlich sagte, eine durch den Sprachgebrauch an mich gestellte Aufforderung wird im Worte von mir erlebt.

Im übrigen ist vom Stattfinden und unmittelbaren Erleben dieser Beziehung zwischen Wort und Sinn wohl zu unterscheiden mein Wissen davon, d. h. mein Wissen, das sprechende Individuum oder die eine Sprache sprechenden Menschen meinen mit einem Worte dies oder jenes. Dies ist allerdings ein Urteil; nämlich ein psychologisches Urteil. Es ist ein Urteil über das sprechende Individuum, oder den Sprachgebrauch.

Einfühlung als Erkenntnisquelle.

Es gibt, so begann ich oben, für uns drei Gebiete des Wissens. Wir wissen von physischen Gegenständen, von uns selbst, und von anderen Individuen. Wie das erste Wissen auf der Empfindung und der sinnlichen Wahrnehmung, so beruht das dritte auf der Einfühlung.

In der Folge sahen wir genauer: Das Wissen von Anderen ist intellektualisierte, d. h. in ein Urteil verwandelte Einfühlung. Es baut sich auf aus Urteilen über das Stattfinden der durch Einfühlung geschaffenen Zusammenhänge zwischen einem sinnlich Wahrgenommenen und einem Psychischen.

Besonders ist dabei zu betonen: So wenig ich aus der Empfindung die physischen Gegenstände erschließe, so wenig erschließe ich irgendwie ursprünglich das fremde psychische Individuum. Sondern ich erlebe unmittelbar und ursprünglich dies in der Einfühlung, wie jene in der Empfindung.

Diese Einfühlung ist, an sich betrachtet, Einsfühlung. D. h. es gibt in der Einfühlung nur ein einziges, nämlich das objektivierte eigene Ich. Dies aber spaltet sich in zwei, wenn ich zugleich ein nichtobjektiviertes, von der Gebundenheit an den äußeren Gegenstand freies Ich fühle. Dies letztere ist — ich; jenes objektivierte ist der »Andere«.

Indem dann das in der Einfühlung objektivierte Ich auch in der Erinnerung oder für mein Erinnerungsurteil an den äußeren Gegenstand gebunden bleibt, gibt es einen Anderen, oder ein Ich außer dem meinigen, auch für meinen Verstand: Die Einfühlung ist intellektualisiert.

Achten wir nun aber noch insbesondere auf folgendes: In der Empfindung, sagte ich, erlebe ich ursprünglich die physischen Gegenstände. Für die fortschreitende Erkenntnis aber bleibt für mich nicht jeder Gegenstand einer Empfindung, so wie er in der Empfindung gegeben ist, wirklich: Empfindungen korrigieren sich. Und endgültig wirklich ist mir nur, was im logischen Wettstreit der Empfindungen, oder der in der Empfindung unmittelbar vollzogenen Wirklichkeitsurteile, bestehen bleibt. Darum bleibt doch immer der unmittelbare Eindruck der Wirklichkeit des Gegenstandes der Empfindungen bestehen.

Ebenso nun bleibt für mich nicht alles eingefühlte Psychische ein objektiv wirkliches Psychisches. Auch hier findet jener Wettstreit statt: Einfühlungsakte bestätigen sich, oder widersprechen sich. Es wird etwa der Eindruck der freundlichen Gesinnung, der für mich unmittelbar an die freundliche Gebärde gebunden ist, Lügen gestraft durch Handlungen oder Worte. Es entsteht auf Grund dieser das Bewußtsein einer entgegengesetzten Gesinnung oder das Wissen von einer solchen. Dadurch wird jener unmittelbare Eindruck zum Schein; so wie Empfindungen im logischen Wettstreit der Empfindungen zum Schein werden können.

Auch diese Korrektur der Einfühlung aber beruht wiederum auf der Einfühlung. Auch was für mich in Worten oder Handlungen liegt, ist ja doch eben durch die Einfühlung an sie geknüpft. Andererseits müssen wir hinzufügen: Auch die korrigierte Einfühlung bleibt weiter bestehen für den unmittelbaren Eindruck.

Noch besonders aber ist darauf zu achten: Wir fühlen nicht nur einzelne psychische Erlebnisse ein, sondern diese verbinden sich für uns zu Individuen. Unsere eigenen psychischen Erlebnisse sind ja nicht isoliert, sondern Elemente in der Einheit der eigenen Gesamtpersönlichkeit. Sie sind innerhalb derselben aneinander gebunden, und nur als solche für mich Gegenstand des Wirklichkeitsbewußtseins.

Und so muß ich nun auch das in die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung eingefühlte Psychische zur Einheit einer Individualität, analog der eigenen, zusammenschließen können, wenn der Gedanke der Wirklichkeit desselben endgültig von mir soll vollzogen werden können. Gesetzt, ich fühle in ein sinnlich Wahrgenommenes ein Psychisches ein, vermag aber nicht zugleich in dasselbe dasjenige anderweitige Psychische einzufühlen, das in mir selbst notwendig dazu gehört, so kann auch jenes erste Eingefühlte von mir nicht mehr als wirklich angesehen werden.

Es fragt sich nun aber, wie weit wir in solcher Korrektur gelangen. Geht dieselbe weniger weit, dann ist es natürlich, daß der Glaube an die Wirklichkeit des Eingefühlten bestehen bleibt, obgleich andere zu ihm gehörige Einfühlungsakte nicht vollzogen werden können. So weit dennoch das Bedürfnis sich regt, das Eingefühlte als Teil einer psychischen Gesamtindividualität zu denken,

wird es ergänzt durch die Phantasie. — Auch dieser Sachverhalt hat sein unmittelbares Analogon in der Betrachtung der physischen Wirklichkeit.

Und daraus nun ergibt sich eine animistische, d. h. beseelende Betrachtung der uns umgebenden Wirklichkeit überhaupt. Diese animistische Betrachtung ist, von den freien Phantasiezutaten abgesehen, nichts als die, nicht durch das Denken, d. h. letzten Endes durch den Widerspruch der Einfühlungsmöglichkeiten, intellektualisierte ursprüngliche Einfühlung. Ein Baum, oder Fels, oder Bach wird gedacht als ein wollendes Wesen. Darin liegt zunächst die uns allen natürliche Einfühlung. Das Eigentümliche ist, daß diese sich behauptet trotz des Umstandes, daß der Einfühlung sonstiger Tätigkeiten, die für uns zum Wollen mit hinzugehören, etwa der vorstellenden, das Objekt widerstrebt.

Ästhetische und ethische Einfühlung.

Jene oben bezeichnete Korrektur der Einfühlung ist eine solche für den Verstand. Für den unmittelbaren Eindruck aber bleibt, wie schon gesagt, die Einfühlung bestehen, so wie für den unmittelbaren Eindruck die Wirklichkeit des Empfundenen jederzeit bestehen bleibt. D. h. es bleibt das unmittelbare Erleben eines Psychischen, einer Kraft, eines Tuns, auch eines Erleidens, in den Objekten, denen wir betrachtend hingegeben sind. Dies unmittelbare Erleben nun, das völlig diesseits der Frage nach der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit steht, ist die ästhetische Einfühlung. Dasjenige, in welches wir in solcher Weise uns positiv einzufühlen vermögen, nennen wir »schön«. Den Gegenstand der negativen Einfühlung bezeichnen wir als häßlich.

Dagegen ist die Einfühlung mit dem Bewußtsein der Wirklichkeit des Eingefühlten ethische Einfühlung. Die Tatsache dieser Einfühlung ist die Tatsache des »Altruismus«.

Durch diesen, also durch Einfühlung, kommen die sozialen Organismen zustande. Alle inneren oder psychischen Beziehungen, wodurch Individuen irgendwie zu einem sozialen Ganzen verwoben werden, sind Einfühlungen, positive oder negative. Auch der Haß, die Rache, die Ehrabschneidung, wie die Sucht nach Ehrung, der

Neid, die Schadenfreude, schließlich selbst die Grausamkeitslust — sind in ihrer Wurzel Einfühlung oder haben eine solche, haben also den Altruismus zur Voraussetzung.

Besonders noch erwähne ich dies: Die Akte des Altruismus oder der ethischen Einfühlung sind einfache oder reflexive und weiterhin reflexive höheren Grades. Ich leiste ein Versprechen oder verpflichte mich zu etwas, und der Andere erlebt diese meine Verpflichtung nach; nicht als seine freie Verpflichtung, sondern als etwas Objektives, als einfache in meinen Worten liegende Verpflichtung. Und dieses Nacherlebnis oder besser Miterlebnis erlebe ich wiederum in mir mit. Dadurch ist mein freies mich Verpflichten auch für mich zu einem objektiven Verpflichtetsein geworden. So entsteht die objektive Verpflichtung, Versprechungen zu halten, die bindende Kraft von Verträgen. Hierfür verweise ich auf mein Buch »Die ethischen Grundfragen«, 1899, S. 138 ff. Im übrigen soll auf die reiche Mannigfaltigkeit der hierhin gehörigen Tatsachen nicht weiter eingegangen werden.

Vierter Abschnitt.

Der Wille.[1])

XV. Kapitel: Allgemeines über Streben und Wollen.

Das Streben.

Mein »Wille« ist nicht eine besondere Kraft, oder gar ein besonderes Wesen in mir, sondern er ist — ich, oder dies psychische Individuum, sofern dasselbe »will«.

Das »Wollen« im eigentlichen Sinn ist ein besonderer Fall des »Strebens«, das im übrigen auch das Wünschen, Begehren, Verlangen, Erwarten, sich Sehnen usw., kurz alle Arten des inneren Hinzielens oder Abzielens auf etwas, umfaßt.

Das Wort »Streben« hat, ebenso wie jedes andere nicht sinnlose Wort, seinen ursprünglichen Sinn in einem unmittelbaren Erlebnis. Dies Erlebnis ist das auf nichts sonst zurückführbare »Strebungsgefühl«. Streben ist der psychische Tatbestand, der in diesem Gefühle sein Bewußtseinssymptom hat.

Dieser Tatbestand ist ganz allgemein zu bezeichnen als eine in ihrer Verwirklichung gehemmte psychische Tendenz. Dabei besagt das Wort »Tendenz«, was es auch sonst besagt: Es sind für ein Geschehen die positiven Bedingungen gegeben; das Geschehen würde also eintreten, wenn keine Hemmung vorläge, oder wenn die Bedingungen frei sich auswirken könnten.

Dies heißt in unserm Fall: Ein psychisches Geschehen, eine Erregung, ein Vorgang, ist ausgelöst, und geht mit Notwendigkeit, oder nach einem allgemeinen psychologischen Gesetz, in einer bestimmten Richtung oder Weise weiter und hat einen bestimmten

---

[1]) Vgl. die Schrift »Vom Fühlen, Wollen und Denken«, Leipzig 1902.

Erfolg, oder vervollständigt sich in dieser Richtung und Weise, falls keine Hemmung vorliegt. Besteht eine solche, so ist eben damit der Tatbestand des Strebens gegeben, d. h. es ist derjenige psychische Tatbestand gegeben, der allgemein dem Gefühl des Strebens zugrunde liegt.

Die Hemmung des natürlichen Ablaufes eines psychischen Geschehens bewirkt, wie wir wissen — S. 109 f. —, eine Stauung. Das Streben ist also, genauer gesagt, ein gehemmtes und infolge davon gestautes, d. h. in seiner psychischen Wirksamkeit gesteigertes psychisches Geschehen. Diese Wirksamkeit ist zunächst gerichtet auf den Fortgang und die Vollendung des gehemmten Geschehens, oder auf die Verwirklichung der »Tendenz«. Sie ist eben damit gerichtet gegen die Hemmung.

Das Gefühl des Strebens ist einerseits ein Gefühl des lebhafteren oder energischeren, oder des minder lebhaften oder minder energischen Strebens. Es hat andererseits in höherem oder geringerem Grade den Charakter der Spannung. Dies beides ist wohl zu unterscheiden. Das lebhaftere Streben kann ein relativ vom Charakter der Spannung — des Drängens, des Bemühten — freies, umgekehrt das weniger lebhafte oder energische ein in höherem Grade gespanntes — drängendes, bemühtes — sein. Ein ausgesprochener Spannungscharakter liegt z. B. jederzeit im »sehnsüchtigen« Streben.

Die Lebhaftigkeit oder Energie des Strebens ist nichts anderes als die Energie des psychischen Geschehens, das die Tendenz des Fortganges oder der Vervollständigung in sich trägt. Der Spannungscharakter dagegen hängt ab von der »Spannung«, d. h. dem Grade des Gegensatzes und Gegeneinandersichbehauptens der Tendenz und der Hemmung.

Streben und Widerstreben.

Das Streben geht auseinander in zwei Gegensätze. Es ist einmal positives und negatives Streben, Streben und Widerstreben, Wünschen und Nichtwünschen, Wollen und Nichtwollen. Beide verhalten sich zueinander analog wie das Bewußtsein der Geltung und der Nichtgeltung, oder wie das positive und das nega-

tive Urteil. Dies heißt zunächst: Das Widerstreben ist gegenüber dem Streben ein neues und eigenartiges einfaches Gefühlserlebnis.

Andererseits sind doch beide Gefühlserlebnisse nur Modifikationen eines und desselben Gefühles. Und sie haben einen und denselben psychischen Tatbestand zur Basis oder Voraussetzung.

Auch das Widerstreben ist ein Streben, so wie das negative Urteil ein Urteil. Das letztere aber, so sahen wir, ist ein negierendes Urteil, d. h. ein Urteil, wodurch ein Gegenurteil negiert wird. So nun ist auch das negative Streben ein Streben, wodurch ein »Gegenstreben« negiert wird. Dies Negieren ist es, das in dem eigentümlichen Gefühl des »Wider« sein Bewußtseinssymptom hat.

Ein solches »Gegenstreben« kann nun einmal durch ein fremdes Wollen oder Wünschen gegeben sein. Dies ist jederzeit, wie schon gelegentlich gesagt, der Tendenz nach ein entsprechendes eigenes Wollen oder Wünschen. Ein solches Gegenstreben kann im übrigen gegeben sein durch die Vorstellung alles desjenigen, in dessen Natur es liegt, durch die Verwirklichung des erstrebten Zieles negiert zu werden, das also nicht eintreten darf, wenn das Ziel sich verwirklichen soll.

Ich wünsche etwa, daß es morgen nicht regne, oder »widerstrebe« innerlich der Möglichkeit, daß es regne. Dabei ist der Gedanke an diese Möglichkeit vorausgesetzt. Und es ist vorausgesetzt, daß in mir ein Anlaß, ein Antrieb, eine Art von Nötigung besteht, diesen Gedanken zu vollziehen. Dies ist ein Streben. Freilich kein aktives Streben, kein »Wunsch«, sondern ein passives Streben. — Von solchen passiven Strebungen, und ihrem Gegensatz zu den aktiven, wird sogleich die Rede sein.

Für jede Vorstellung eines Erstrebten aber gibt es solche »Gegenvorstellungen« oder Vorstellungen von »Gegenmöglichkeiten«. Und diese haften unmittelbar an jener; d. h. es besteht zwischen einer Zielvorstellung und solchen Gegenvorstellungen die unmittelbare Einheitsbeziehung, die wir ehemals als antithetische Einheitsbeziehung bezeichneten.

Dies nun schließt die Möglichkeit in sich, daß jedes beliebige positive Streben zum negativen Streben werde. Umgekehrt ist das negative Streben jederzeit die negative Kehrseite eines positiven Strebens.

* Ob aber jene Möglichkeit zur Wirklichkeit werde, oder ob es beim positiven Streben bleibe, dies hängt ab von der Weise meiner Apperzeption:

* Ich apperzipiere das eine Mal innerhalb der Einheit aus Ziel und »Gegenmöglichkeiten« das Ziel als solches, oder nach seiner positiven Seite; nicht so, daß ich von den Gegenmöglichkeiten abstrahiere, wohl aber so, daß ich in der Einheit aus Ziel und Gegenmöglichkeiten auf das, was ich erstrebe, also auf das bestimmt beschaffene Ziel, als in sich selbst so beschaffenes, den apperzeptiven Nachdruck lege, oder es zum apperzeptiven »Schwerpunkt« oder »Gipfel« mache. Dann erscheint mein Gefühl des Strebens darauf bezogen, und in seinem Charakter dadurch bedingt. Es ist jetzt ein Gefühl des positiven Strebens »nach« dem bestimmt beschaffenen Ziele.

* Ein andermal dagegen mache ich innerhalb jener Einheit zum apperzeptiven Schwerpunkt — wiederum das Ziel, aber nicht als das positiv bestimmte, sondern als das die »Gegenmöglichkeiten« aufhebende. Ich betrachte das Ziel unter diesem Gesichtspunkte, sehe nicht auf seine Beschaffenheit, sondern auf diese negative oder negierende Seite an ihm; ich mache also das Ziel, sofern es die Negation dieser Gegenmöglichkeiten ist, zum Ziel. Jetzt ist mein Gefühl des Strebens hierauf spezifisch bezogen und in seinem Charakter hierdurch bedingt. Es wird zum Gefühle des Widerstrebens, nämlich eben gegen die durch das Ziel aufzuhebenden Gegenmöglichkeiten.

* So ist mein Nichtwünschen, daß morgen schlechtes Wetter sei, das positive Streben, daß morgen schönes oder erträgliches, kurz anderes Wetter sei, aber lediglich sofern dies »andere« Wetter nicht schlechtes Wetter ist, sondern durch dasselbe das schlechte Wetter negiert wird. Es ist mein positives Streben, aber als negierendes. Und mein Bewußtsein des Nichtwünschens ist das eigenartige Gefühlserlebnis, das aus der Apperzeption dieses Negativen am Ziele sich ergibt.

Aktivität und Passivität des Strebens.

Von diesem Gegensatz des positiven und des negativen Strebens ist nun strengstens zu unterscheiden der zweite Gegensatz im Charakter des Strebens, nämlich der vorhin schon angedeutete Gegensatz der Aktivität und Passivität desselben. Dieser Gegensatz ist für das Streben spezifisch charakteristisch. Alles Gefühl des Strebens bewegt sich zwischen diesen beiden möglichen Färbungen: Gefühl des aktiven und Gefühl des passiven Strebens.

Das aktive Streben ist dasjenige, das ich speziell als »mein« Streben bezeichne. Das passive Streben nenne ich ein Streben in mir oder gegen mich: Eine Vorstellung, eine Erinnerung, ein Gedanke, oder auch ein Wunsch, eine Begierde, »strebt« in mir »auf«, »drängt« sich mir auf, »ohne« oder »gegen meinen Willen«. Ich fühle »in mir« eine »Tendenz«, einen »Antrieb« oder »Impuls«, einen »Drang«, eine »Nötigung«, schließlich einen »Zwang« des Vorstellens, Denkens, Apperzipierens, irgendeiner Weise des inneren, und weiterhin des äußeren Verhaltens. Jedes solche Gefühl ist ein Gefühl des Strebens, nur eben des passiven Strebens. Der Passivitätscharakter ist am ausgesprochensten im Gefühl des »Zwanges«.

Dieser Gegensatz der Aktivität und Passivität fällt zusammen mit dem Gegensatz der beiden Grundfaktoren des psychischen Lebens überhaupt, die da heißen: Ich, diese Persönlichkeit, oder diese individuelle »Seele«, die das einzelne Geschehen in sich aufnimmt und im psychischen Lebenszusammenhange zur Wirkung kommen läßt oder kommen lassen soll, einerseits, und das einzelne Geschehen, das seiner eigenen Natur zufolge den Anspruch erhebt, ein wirksamer Faktor des psychischen Lebenszusammenhanges zu sein, andererseits.

Nehmen wir an, das gehemmte Geschehen, in welchem das Streben besteht, stehe in Übereinstimmung mit der Natur der Seele, einem Bedürfnis derselben, einer in ihr liegenden allgemeinen Tendenz des Geschehens oder der Betätigung, sei davon getragen, und gewinne daraus seine besondere Energie. Dann ist auch das Streben und die Verwirklichung desselben davon getragen. Und dies nun ist es, was in dem Gefühle zum Ausdruck kommt, das ich als Gefühl »meines Strebens«, oder als Gefühl des aktiven

oder auch meines freien Strebens bezeichne. Da sich jene Übereinstimmung, wie wir noch sehen werden, zugleich im Gefühle der Lust kundgibt, so besteht eine selbstverständliche Beziehung zwischen aktivem Streben und Lust. Nicht das Streben überhaupt, wohl aber das aktive Streben ist seiner Natur nach oder ist »selbstverständlich« Streben nach dem Lustvollen.

Hat dagegen der gehemmte Vorgang seine Energie aus sich selbst, so daß er unabhängig von der Gunst jener allgemeinen Tendenzen des psychischen Geschehens, oder ihrer Ungunst zum Trotz, sich vollzieht, so gibt sich dies kund im Gefühle der Passivität des Strebens.

Aktivität und Passivität sind aber keineswegs sich ausschließende Gegensätze, sondern, wie die Lust in die Unlust, oder umgekehrt, so kann die Passivität in die Aktivität, und umgekehrt, eingehen. Das Gefühl der Aktivität kann ein Moment der Passivität, und umgekehrt, in sich tragen.

* Ja dies muß jederzeit so sein. Ich bin in meinem aktiven Streben jederzeit passiv gegenüber der Hemmung. Und das »gegen mich« gerichtete Streben kann gegen mich gerichtet sein, nur sofern etwas in mir ist, das ihm entgegensteht, oder widersteht, sofern also in mir ein Moment der Aktivität ist.

* Hierbei besteht einmal die ideelle Möglichkeit einer Gleichgewichtslage. Ich befinde mich zwischen Aktivität und Passivität in der Schwebe. Ein andermal tritt beim aktiven Streben das Moment der Passivität, das in der Hemmung gegeben ist, mehr und mehr zurück. Dann wird das Streben ein sukzessive von der Spannung freieres Streben. Schließlich aber hört es eben damit auf, als Streben überhaupt fühlbar zu sein. Und das Gleiche geschieht, wenn im passiven Streben dasjenige zurücktritt, was in mir demselben entgegensteht. Auch hier schwindet die Spannung, und damit der Strebungscharakter. Das Ende ist hier wie dort das einfache automatische Geschehen. — Dies ist wohl zu unterscheiden von jener »Schwebe«.

* Es liegt aber nicht nur in jeder Aktivität Passivität, und umgekehrt, sondern ich kann mich auch in jedem Streben, wie positiv und negativ strebend, so auch aktiv und passiv fühlen. Dies beruht wiederum auf der Weise der Apperzeption des erstrebten Gegenstandes.

* Ein Streben sei an sich ein aktives. Dann gilt zunächst das Allgemeine: Ich apperzipiere in solchem aktiven Streben jederzeit den Gegenstand des Strebens nicht als einen solchen, der ohne weiteres sich verwirklichen wird, sondern als einen, dessen Verwirklichung noch etwas entgegensteht oder entgegenstehen könnte. Dies heißt nichts anderes als: Ich apperzipiere die »Hemmung« mit.

* Und in dieser Apperzeption des Zieles und der Hemmung nun kann ich mich entgegengesetzt verhalten: Ich mache das eine Mal das Ziel, sei es als dies positiv bestimmte, sei es als das die Gegenmöglichkeiten aufhebende, zum apperzeptiven Schwerpunkt. Dann gewinne ich das Bewußtsein meines aktiven Strebens, und zwar, nach oben Gesagtem, je nachdem des positiven oder negativen; des aktiven Strebens »nach«, oder des aktiven Widerstrebens.

* Ein andermal dagegen apperzipiere ich in dem gleichen Gesamttatbestand speziell die »Hemmung«, d. h. ich lege auf sie den apperzeptiven Nachdruck. Dann bestimmt die Hemmung den Charakter meines Strebungsgefühles: Ich fühle mich passiv gegenüber dem Hemmnis, fühle dasselbe als meinem Streben entgegenstehend. Eben dadurch wird erst das Hemmnis für mich oder mein Bewußtsein zum »Hemmnis«.

* Hierzu ist aber sogleich eine zweite Möglichkeit hinzuzufügen. Ich sprach soeben von »Gegenmöglichkeiten«. Von der Beziehung derselben zu den »Hemmnissen« wird sogleich noch die Rede sein. Einstweilen leuchtet ein, daß dieselben mit den Hemmnissen nicht zusammenfallen.

* Und von diesen Gegenmöglichkeiten sagte ich schon, sie können Objekte eines passiven Gegenstrebens sein. Dies passive Gegenstreben nun kann in mir eine verschiedene Stellung einnehmen. Es kann einmal von mir unmittelbar negiert werden. Dies ist der Fall, der im negativen Streben vorliegt: Ich widerstrebe der sich mir aufdrängenden Gegenmöglichkeit. Es kann aber auch das passive Gegenstreben mit dem aktiven konkurrieren; d. h. beide können nebeneinander in mir zur Geltung kommen.

* Ich möchte etwa dies tun; zugleich aber drängt sich mir der Gedanke auf, oder ich fühle eine Nötigung, an Stelle desselben etwas Anderes zu tun. Jetzt fühle ich mich aktiv oder passiv, je

nachdem ich auf den Gegenstand jenes oder dieses Strebens den apperzeptiven Nachdruck lege.

* Es können aber auch zwei Strebungen in mir miteinander konkurrieren, die beide aktive Strebungen sind. Ich möchte dies, und möchte zugleich etwas Anderes, das damit nicht vereinbar ist. In diesem Falle fühle ich mich aktiv, indem ich dem Gegenstand desjenigen Strebens spezifisch zugewendet bin, das von dem mich beherrschenden oder dem jetzt in mir wirksamsten »positiven Wertinteresse« getragen ist, passiv, wenn ich den Gegenstand des anderen, an sich gleichfalls aktiven Strebens zum apperzeptiven Schwerpunkt mache.

* Doch ist das Passivitätsgefühl in diesem letzteren Fall eigener Art. Ich fühle das fragliche Streben einerseits als aus mir stammend oder als »mein« Streben, und fühle es doch zugleich als wider »mich« sich regend. Ich fühle mich passiv meiner eigenen Aktivität gegenüber.

* In allen solchen Fällen verdient die eigentümliche Daseinsweise des unmittelbar erlebten Ich, oder die Eigenart des Ichgefühls, besondere Beachtung. Es erscheint hier in eindringlichster Weise das einheitliche Ich, unbeschadet seiner Einheitlichkeit, in sich geteilt. Das aktive Streben ist, wie gesagt, in spezifischem Sinne mein Streben. Ich fühle in ihm mich strebend. Dagegen fühle ich das passive Streben als Streben in mir oder gegen mich. Sind aber beide Strebungen aktiv, so ist nun das aktiv strebende »Ich« geteilt. Und ist in ihm das eine Ich dem anderen übergeordnet, so ist das übergeordnete Ich das eigentliche »Ich«; das andere, ihm untergeordnete, ist auch »ich«, zugleich aber doch auch wiederum etwas relativ außer »mir«, etwas wie ein Anderer, als ich.

* Vielleicht aber schwanke »ich« zwischen dem Einen, was »ich« möchte, und dem Anderen, was »ich« zu gleicher Zeit möchte. Dann ist ein drittes Ich, nämlich dasjenige, welches zwischen dem das Eine und dem das Andere wollenden Ich schwankt, und eben damit die beiden umschließt, das eigentliche Ich. Indem dies aber jetzt für das eine, jetzt für das andere der beiden von ihm umschlossenen Iche »Partei« nimmt, ist jedesmal zunächst wiederum jener soeben bezeichnete Gegensatz eines über- und eines untergeordneten Ich entstanden.

* Endlich entscheide ich mich, oder entscheide zwischen »mir« und »mir«. Dann bin »ich« ganz auf die Seite des einen Ich getreten. Ich bin mit diesem zu einem einzigen Ich geworden. Zugleich ist das andere Ich verschlungen. Es ist also jetzt die ursprüngliche Einheit des Ich wiederhergestellt.

* In solchen Bewußtseinserlebnissen spiegelt sich jedesmal im unmittelbar erlebten Ich, was in der Seele geschieht: das relativ selbständige Einandergegenübertreten, die Unterordnung, das Absorbiertwerden, endlich die volle Vereinheitlichung psychischer Vorgänge.

Das Streben in Bewegung. Das Wollen.

Vom Streben überhaupt war bisher die Rede. Dies Streben ist zunächst einfaches, sozusagen »nacktes Streben«; ein bloßes »Hinzielen«. Das Gefühl desselben ist ein Gefühl einer einfach daseienden Bestimmtheit meiner.

Diesem einfachen oder »nackten« Streben nun steht gegenüber das Streben in Bewegung. Darin liegt etwas Neues. Zunächst ein neues Gefühlserlebnis. Es ist etwas Anderes, ob ich innerlich mich nur einfach irgendwie bestimmt, oder ob ich mich in Bewegung oder Veränderung finde. Das Neue, das im letzteren Falle vorliegt, ist, wie bei der sinnlich wahrgenommenen räumlichen Bewegung, das »Fortgehen«.

Hier nun aber handelt es sich speziell um das strebende Fortgehen zum Ziel.

Das Streben, so wurde oben erklärt, besagt, daß ein Geschehen da sei, und in bestimmter Weise weitergehen und in einen Erfolg einmünden würde, wenn nicht Hemmnisse gegeben wären. Oder: In einem Geschehen liegen, an sich betrachtet, die Bedingungen für ein solches Weitergehen und einen solchen Erfolg. Solche Bedingungen nun brauchen im gegebenen Falle nicht zu »wirken«. Dies will sagen: Sie brauchen nicht positive oder negative, d. h. in der Aufhebung der Hemmung oder im Standhalten gegen eine Gegenwirkung bestehende Arbeit zu leisten. Gesetzt aber, sie leisten solche Arbeit, dann entsteht ein neues Gefühl, oder ein neuer Gefühlscharakter des Strebens, nämlich eben das Gefühl des

»Wirkens«, oder der »Arbeit«. D. h. es entsteht das nicht weiter beschreibbare Gefühl, um dessen willen allein wir überhaupt von »Wirken« oder von »Arbeit« sprechen, oder das den eigentlichen ursprünglichen Sinn dieser Worte ausmacht.

Auch dies Gefühl nun hat wiederum Aktivitäts- oder Passivitätscharakter; es hat jenen oder diesen, je nachdem »mein« Streben, oder das passive Streben solche Arbeit leistet. Ich fühle mich arbeitend oder wirkend, oder aber ich fühle eine Wirkung, die in mir oder gegen mich geschieht. Jenes Gefühl nun ist das Gefühl des »Tuns« oder der »Tätigkeit«, der Bemühung oder Anstrengung, dies das Gefühl des »Erleidens«.

Das Gefühl der Energie des »Wirkens« ist das Gefühl der Kraft. Alle »Kraft« hat darin ihren einzigen Sinn. Das Wort »Kraft« ist ein leeres Wort, wenn es etwas anderes als diese gefühlte Kraft meint. Es braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß auch diesem Gefühl Aktivitäts- oder Passivitätscharakter eignet. Ich fühle die Kraft meines Tuns, oder fühle ein Wirken in mir oder gegen mich von bestimmter Kraft.

* Auch hier aber besteht wiederum jedesmal die Möglichkeit, daß ich in einem und demselben Streben mich aktiv und passiv fühle. Und wiederum, wie oben bei dem »nackten« Streben, geschieht das Eine oder das Andere je nach der Weise meiner Apperzeption:

* Gesetzt, ich stelle in meinem aktiven »Wirken«, oder dem in mir »wirkenden« aktiven Streben, kurz in einem »Tun«, in den Mittelpunkt der Apperzeption das zu erreichende Ziel. Dann habe ich das Gefühl meines Tuns, und der Kraft meines Tuns, meines Arbeitens und meines Arbeitsaufwandes. Stelle ich dagegen in den Mittelpunkt der Apperzeption das zu überwindende Hemmnis, dann wird jenes Gefühl zum Gefühle des von mir erfahrenen oder des gegen mich geübten »Widerstandes« und der Kraft dieses Widerstandes.

* Ein gleichartiger Gegensatz von Möglichkeiten besteht beim passiven »Wirken«, dem Erleiden: Ich stelle einmal dasjenige in den Mittelpunkt der Apperzeption, was mir geschieht, etwa eine mir abgenötigte oder aufgezwungene körperliche Bewegung. Dann habe ich ein Gefühl meines Erleidens, oder einer Wirkung, der ich unterliege. Und ich stelle ein andermal in eben diesem passiven »Wirken« in den Mittelpunkt der Apperzeption das, was in mir der

erfahrenen Wirkung entgegensteht. Dann gewinne ich das Gefühl meines oder des von mir geübten Widerstandes.

* Schließlich kann ich aber dieses vierfache Gefühl haben in einem und demselben Streben. Ich will etwa einen Stein heben. Der vierfachen Gefühlsmöglichkeit, die hierbei besteht, gebe ich Ausdruck in folgenden vier Sätzen. Einmal: Ich bemühe mich, den Stein zu heben, oder wirke hin auf seine Aufwärtsbewegung. Zweitens: Der Stein wirkt hin auf eine eigene Bewegung nach abwärts. Drittens: Der Stein übt gegen jene meine Bemühung Widerstand. Und endlich: Ich übe gegen diese Wirkung des Steines Widerstand. Jedesmal ist hier, was ich »fühle«, d. h. was meinem Gefühle zugrunde liegt, der gleiche Tatbestand, aber von verschiedenen Seiten her betrachtet. Und diese Verschiedenheit bedingt eine Verschiedenheit in der Beziehung und zugleich im Charakter des Gefühles. Die Bemühung oder »Spannung« erscheint als meine Bemühung, den Stein zu heben, also als meine innerliche Arbeit, kurz als aktives und positives Streben und Tun, wenn ich das Ziel — die Hebung des Steines — als solches, oder nach seiner positiven Seite, oder wenn ich dies positiv bestimmte Ziel meines Strebens ins Auge fasse und darauf innerlich den Nachdruck lege; sie erscheint als meine Bemühung gegen den Stein und sein natürliches Verharren in der Lage, in der er sich befindet, also als aktive, aber negative Bemühung, oder als aktive, aber negative Arbeit, wenn ich das Ziel nach seiner negativen Seite, d. h. als Negation dieser Gegenmöglichkeit, des Verharrens des Steines in seiner Lage, betrachte und in den Mittelpunkt der Apperzeption stelle. Sie erscheint andererseits als Widerstand des Steines gegen mich, also als passive und negative Arbeit, wenn ich die Hemmung, sie erscheint dagegen als Streben des Steines, in seiner Lage zu bleiben, also als positive Arbeit, in der aber ich mich passiv fühle, wenn ich diese Gegenmöglichkeit als solche oder nach ihrer positiven Seite betrachte und darauf innerlich den Nachdruck lege.

Hierzu fügen wir endlich auch gleich das Gefühl, das entsteht, indem das Ziel erreicht wird. Dasselbe ist in jedem Fall ein Gefühl der Lösung der Spannung oder Bemühung, also des Zergehens des Strebens. Wir bezeichnen dasselbe allgemein als Gefühl

der Befriedigung. Von solcher Lösung der Spannung kann offenbar nur die Rede sein, sofern das Streben ein aktives ist.

Dies hindert nicht, daß auch dies Gefühl der Befriedigung wiederum Aktivitäts- und Passivitätscharakter haben kann. Aktivitätscharakter hat das Gefühl der Befriedigung durch mich, oder das Gefühl meines Gelingens, des Hervorgehens des Erfolges aus meinem Tun, und durch dies hindurch aus meinem Wollen. Dasselbe entsteht, wenn das Geschehen, aus dessen Hemmung das Strebungsgefühl sich ergibt, aus sich heraus — oder, was beim »aktiven« Streben dasselbe sagt, durch mich — sich verwirklicht oder vollendet. Das Gefühl der passiven Befriedigung ist das Gefühl, daß das Erstrebte mir »zuteil wird«, »geschieht«, in den Schoß fällt. Dasselbe entsteht, wenn nicht aus dem Streben selbst heraus, sondern davon unabhängig, durch Gunst irgendwelcher »Umstände«, die Verwirklichung des Erstrebten sich vollzieht.

Das aktive Gefühl des »nackten« Strebens ist das Gefühl des »Wünschens«. Das aktive Streben, das auf ein Tun gerichtet ist, ist das »Wollen«. Alles Wollen ist ein Tunwollen. Im bloßen Wünschen — Ich wünsche, daß das Wetter sich bessern möge — liegt nichts von Arbeit oder Tätigkeit. Sage ich dagegen: Ich »will«, daß etwas geschehe, so sage ich damit, daß ich etwas dazu tun kann und tun »will«.

XVI. Kapitel: Arten des Strebens.

Unterscheidung der Arten.

Hierauf kommen wir zurück. Zunächst wenden wir unseren Blick nach anderer Richtung.

Hinsichtlich dessen, was in einem Streben erstrebt oder in einem Tun vollbracht wird, sind, entsprechend den möglichen »Tendenzen« des psychischen Geschehens, sechs Fälle zu unterscheiden. Stellen wir zunächst diese Tendenzen fest. Sie sind die folgenden:

Erstens: Jede Auslösung eines psychischen Vorganges schließt die Tendenz des Eintretens und Wirksamwerdens desselben im psychischen Lebenszusammenhange, und weiterhin seines Bewußtwerdens in sich.

Zweitens: In jedem psychischen Vorgange liegt die Tendenz auf Kosten aller anderen apperzipiert zu werden.

Dazu treten drittens die Tendenzen, welche in den Assoziationsgesetzen ausgesprochen liegen, und die wir nach früher Gesagtem — S. 42 ff. — allgemein als Tendenzen der assoziativen Vervollständigung bezeichnen können.

Viertens, die Wirklichkeitstendenz: In jeder Vorstellung eines möglichen Gegenstandes liegt an sich betrachtet die Tendenz, mir als ein wirklicher zu erscheinen.

Fünftens die Tendenz des vollen Erlebens: Jede Vorstellung eines Gegenstandes ist der Tendenz nach ein volles Erleben desselben. Die Vorstellung des sinnlich Wahrnehmbaren insbesondere schließt in sich die Tendenz der Wahrnehmung desselben.

Sechstens die Tendenz der Lösung des Widerspruches.

Jede dieser Tendenzen wird zum Streben, wenn ihre Realisierung einer Hemmung unterliegt. Jener ersten Tendenz entspricht das Perzeptionsstreben. Der zweiten das Streben nach voller Apperzeption. Der dritten das assoziative Vervollständigungsstreben. Der vierten das Streben nach Wirklichkeit eines Vorgestellten. Der fünften das Streben des vollen Erlebens. Der sechsten das Erkenntnisstreben.

Das Perzeptionsstreben.

Der Tendenz des Eintrittes eines in mir ausgelösten psychischen Vorganges in den psychischen Lebenszusammenhang stehen jederzeit Hemmungen entgegen. Diese sind gegeben in den gleichzeitigen Tendenzen des psychischen Geschehens, nach anderer Richtung zu gehen, oder in der »Konkurrenz«. Hieraus ergibt sich die Möglichkeit eines fühlbaren »Perzeptionsstrebens«. Da die ausgelösten Vorgänge von sich aus, oder vermöge ihrer Energie, auf den Eintritt und das Zurgeltungkommen im psychischen Lebenszusammenhange »hinarbeiten«, so ist dies Streben zugleich ein »Wirken«, und wird entsprechend gefühlt.

Dabei besteht aber hinsichtlich der Aktivität und Passivität des Strebens ein Gegensatz zwischen den Wahrnehmungs- und den Vorstellungsvorgängen. Jene verdanken ihren Eintritt in den

psychischen Lebenszusammenhang der Energie, die sie auf Grund des physiologischen Reizes, also eines außerpsychischen Tatbestandes, besitzen. Diesem Sachverhalt entspricht das besonders geartete Gefühl der Passivität, das wir in unserem Wahrnehmen haben, das Gefühl des passiven Erlebens oder »Erfahrens«.

Dagegen beruht das Auftreten der reproduktiven Vorstellungen, der Phantasie- und Erinnerungsvorstellungen, und die Energie dieses Auftretens, jederzeit auf zwei Faktoren; nämlich den Assoziationen, und der eigenen Energie der Vorstellung. Sofern jenes der Fall ist, sofern also die Vorstellungsvorgänge dem Zusammenhang des psychischen Lebens entstammen, und der allgemeinen Tendenz der Wirksamkeit der Assoziationen ihr Dasein verdanken, besteht ein Grund für ein Gefühl der Aktivität: »Ich rufe« die Phantasieinhalte »ins Dasein«; »ich rufe« mir das ehemals Erlebte »in die Erinnerung«. Dabei habe ich ein Bewußtsein der Freiheit gegenüber dem Kommen und Gehen der Vorstellungen oder ein Bewußtsein der Macht über dies ihr Kommen und Gehen; das Vorstellen erscheint als Ergebnis einer unmittelbar erlebten Vorstellungstätigkeit.

Zugleich liegt doch in dem Bedingtsein des Auftretens der Vorstellungen durch ihre eigene Energie auch wiederum ein Grund für ein Gefühl der Passivität, gleichartig demjenigen, das ich in meinem Wahrnehmen habe. Und dies kann sich steigern, so daß das Gesamtgefühl ein Gefühl dieser Passivität wird. Vorstellungen erscheinen dann als »freisteigend«, Gedanken erscheinen als »inspiriert«. Ist die Energie der Vorstellungen durch eine abnorme Erregbarkeit für diese Vorstellungen bedingt, so entstehen die pathologischen »Eingebungsvorstellungen«, die dann je nach Umständen als Eingebungen Gottes, oder eines Dämons interpretiert werden, und schließlich zum Besessenheitswahn führen.

Das Gefühl der Aktivität des Vorstellens bezeichnen wir genauer als Gefühl der »perzeptiven Freiheit«. Das Gefühl der Passivität des Wahrnehmens oder auch des Vorstellens als Gefühl der »perzeptiven Gebundenheit«.

Das Apperzeptionsstreben.

Von diesem Perzeptionsstreben ist durchaus zu scheiden das Apperzeptionsstreben, oder Streben nach voller Apperzeption. Auch die Tendenz jedes Vorganges, auf Kosten aller übrigen apperzipiert, oder in die »apperzeptive Sphäre« aufgenommen zu werden, begegnet jederzeit Hemmungen. Die Hemmungen bestehen in der gleichartigen Tendenz anderer Vorgänge. Auch dies Streben ist seiner Natur nach zugleich ein Wirken, also ein Tun oder ein Erleiden.

Der Gegensatz dieses Strebens zum perzeptiven Streben leuchtet ein, wenn wir berücksichtigen, daß ich in meinen Wahrnehmungen, ebensowohl wie in meinen Vorstellungen, das Bewußtsein der Aktivität und der Passivität des Apperzipierens haben kann. Ich fühle mich in jedem Fall aktiv im Apperzipieren des lustvollen Gegenstandes. Lustvoll ist, wie oben schon angedeutet wurde, und wie wir später genauer sehen werden, ein Gegenstand, wenn seine Apperzeption den in der Natur der Seele gegebenen Bedingungen oder Tendenzen der Apperzeption gemäß ist, oder davon »getragen« wird. Dagegen fühle ich mich passiv in der Apperzeption vor allem des Unlustvollen, dann weiterhin des vermöge seiner Größe Eindrucksvollen, oder des Neuen, Außerordentlichen, Wunderbaren, auch des Bekannten; soweit nämlich nicht auch hier zum Apperzeptionsanspruche, welchen der einzelne Vorgang erhebt, eine in der Natur der Seele liegende Tendenz oder »Bereitschaft« zur Apperzeption hinzutritt, oder ihr entgegenkommt, d. h. soweit nicht das Große, Neue usw. zugleich ein Lustvolles ist, oder eine Bedingung des Lustgefühles in sich schließt. Hier ist wiederum auf Späteres zu verweisen.

Wie in das Gebiet der Perzeptionstendenz die Eingebungsvorstellungen, so gehören in das Gebiet der Apperzeptionstendenz die »Zwangsvorstellungen«. Gemeint sind damit Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen, die mich verfolgen, oder die in mir eine abnorme Gewalt entfalten. Was hier zugrunde liegt, ist eine psychische Dissoziation, eine Lösung der Einheitsbeziehungen, die normalerweise bedingen, daß die einzelne Vorstellung andere Vorstellungen, die zu ihr gehören, oder zu ihr in Gegensatz stehen,

weckt, in den Zusammenhang dieser Vorstellungen eingeordnet, und in diesem Zusammenhang, oder von ihm, assimiliert, kurz innerlich verarbeitet, und ihr die Bedeutung angewiesen wird, die ihr im Ganzen eines solchen Zusammenhanges naturgemäß zukommt.

Das assoziative Streben.

Unter dem assoziativen Streben verstehen wir das Streben des Fortganges von Einem, oder um dieses Einen willen, zu einem Anderen am Leitfaden der Assoziation. Wir sahen schon, daß in diesem »Um-willen« ein eigenartig neues Bewußtseinserlebnis, genauer ein neues Gefühlserlebnis liegt, das zugleich ein eigenartiges psychologisches Relationserlebnis ist. Vgl. S. 140 f.

Das assoziative Streben ist allemal ein Perzeptions- oder ein Apperzeptionsstreben. Und es ist im ersteren Fall ein Vorstellungs- oder ein Wahrnehmungsstreben. Es fällt demnach im Grund unter die beiden vorhin bezeichneten Arten des Strebens. Aber es ist ausgezeichnet durch jenes eigentümliche »Von-nach« oder »Um-willen«. Damit ist zugleich gesagt, daß beim reinen Perzeptions- oder Apperzeptionsstreben, von welchem vorhin die Rede war, nur an das Streben nach Perzeption oder Apperzeption überhaupt, ohne diese nähere Bestimmung gedacht war.

Das assoziative Streben ist verschiedener Art, je nachdem die dabei wirksame Assoziation oder Einheitsbeziehung eine apriorische Einheitsbeziehung, oder eine Erfahrungsassoziation, oder eine Assoziation der Gleichartigkeit ist. Im ersten dieser drei Fälle ist das Streben ausschließlich apperzeptiv. Ich finde mich etwa von der Apperzeption der Farbe eines Gegenstandes hingedrängt zur Apperzeption der Form, oder strebe von der Betrachtung jener zur Betrachtung dieser hin.

Ein auf Erfahrungsassoziation beruhendes assoziatives Streben ist erstlich das Besinnen: Ich besinne mich etwa auf den Namen eines Menschen, den ich sah. Zweitens das erfahrungsgemäße Erwarten: Ich erwarte, indem ich die Pistole losdrücken sehe, einen Knall zu hören. Drittens das assoziative Apperzeptionsstreben. Ich wende mich mit einem Gefühle des Strebens von der Apperzeption oder Betrachtung der Beschaffenheit eines Baumes

zur Beschaffenheit der ihm erfahrungsgemäß zugehörigen Blüten, Früchte usw.

Ein assoziatives Streben, das auf Ähnlichkeitsassoziation beruht, ist etwa das Streben, solche Töne in der Vorstellung zu finden, die zu einer Folge vorgestellter Töne musikalisch passen oder »gehören«, oder das Sich-Besinnen, welchen einem jetzt gesehenen Menschen ähnlichen Menschen ich früher einmal gesehen habe; zweitens die Erwartung, daß auf eine Folge gehörter Töne ein bestimmter musikalisch zu ihm gehöriger Ton folge; drittens das apperzeptive Fortstreben von Gegenständen zu gleichartigen.

Das erfahrungsgemäße Sich-Besinnen ist zugleich ein Streben nach einem Wissen; es ist ein Urteilsstreben. Aber es ist lediglich ein Streben, ein Wissen, das ich habe, mir zum Bewußtsein zu bringen; nicht ein Streben nach einer neuen Einsicht. Dies ist es, was dasselbe vom eigentlichen »Erkenntnisstreben« unterscheidet.

Die erfahrungsgemäße Erwartung kann als objektive oder verstandesmäßige, die auf Assoziation der Gleichartigkeit, oder auf qualitativer Zusammengehörigkeit beruhende, als subjektive oder gefühlsmäßige bezeichnet werden. Die Befriedigung ist dort eine solche für den Verstand, hier eine solche fürs Gefühl.

Das Wirklichkeitsstreben.

Vor allem wichtig ist uns aber das Streben, das wir bereits als Wirklichkeitsstreben bezeichnet haben. Es ist das Streben nach Wirklichkeit eines vorgestellten Gegenstandes oder nach dem Stattfinden, oder der Tatsächlichkeit eines vorgestellten Zusammenhanges. Oder psychologisch richtiger gesagt: Es ist das Streben nach dem Bewußtsein der Wirklichkeit oder Tatsächlichkeit, nach dem Bewußtsein der Geltung einer Vorstellung, oder einer Relation der Zusammengehörigkeit zwischen vorgestellten Gegenständen. Nicht die tatsächliche, vielleicht aber mir völlig unbekannte Wirklichkeit des Zieles, sondern einzig mein Bewußtsein davon ist ja ein möglicher psychologischer Tatbestand. Ein Ziel ist für mich verwirklicht, wenn ich ein Bewußtsein seiner Wirklichkeit habe.

Ein solches Streben nun liegt an sich in jeder Vorstellung eines

Gegenstandes oder einer Verknüpfung oder Zusammenordnung von solchen. Dasselbe ist nichts anderes als die mit der Geltungsforderung, die in jeder solchen Vorstellung an sich betrachtet liegt, Hand in Hand gehende »Erfüllungstendenz« — siehe S. 163 ff. —. Vorausgesetzt ist, daß ich nicht bereits die Gewißheit habe, das Vorgestellte sei wirklich oder werde ohne mein Zutun wirklich sein, oder daß nicht die Vorstellung des Gegenstandes, oder die vorgestellte Relation zwischen Gegenständen bereits als zweifellos geltend von mir erkannt ist. In diesem Fall ist zum Streben kein Grund. Es fehlt die eine Bedingung desselben, nämlich die Hemmung.

Eine solche Hemmung besteht aber jederzeit, wenn mir ein Vorgestelltes als ein nur Mögliches erscheint. Dabei ist zu beachten: Wie das Streben psychologisch betrachtet ein Streben nach dem Bewußtsein der Wirklichkeit oder Geltung, so ist die Hemmung, psychologisch betrachtet, nicht das, was der Verwirklichung des Zieles tatsächlich entgegensteht, sondern das, was von mir als derselben entgegenstehend erlebt oder gewußt wird. Richtiger gesagt: Es ist mein Erleben desselben oder mein Wissen davon. Es ist mein Erleben dessen, oder mein Wissen von dem, was gegen das Bewußtsein der Wirklichkeit »spricht«; mein Wissen vom gegenwärtigen Tatbestande, der und soweit er dies Bewußtsein noch negiert und es weiterhin zu negieren droht; im übrigen von allem dem, was die Wirklichkeit des Erstrebten als unwahrscheinlich, zweifelhaft, oder, wie ich schon sagte, als »nur möglich« erscheinen läßt. Es ist mit einem Worte mein Wissen von den »Gegengründen« gegen das Bewußtsein der Wirklichkeit oder Tatsächlichkeit des Erstrebten. Wir drücken dies kurz so aus: Die zum Wirklichkeitsstreben gehörige Hemmung ist die »Vorstellung der Gegengründe«.

Daß ich eine Zielvorstellung habe, und dieser die Vorstellungen der Gegengründe oder diese von mir erlebten oder gewußten Hemmungen gegenüberstehen, dies begründet nun aber noch nicht ohne weiteres ein aktuelles Streben. Sondern dazu ist noch allerlei erforderlich.

Zunächst selbstverständlich dies, daß die Zielvorstellung und die Vorstellungen der Gegengründe nicht nur potentielle, sondern

aktuelle Vorstellungen sind. Vor allem kann das Streben aktuell werden, nur wenn die Vorstellung des Zieles oder, genauer gesagt, das Ziel, apperzipiert wird.

Aber auch dies genügt nicht. Die Apperzeption der Zielvorstellung bedarf außerdem noch einer doppelten näheren Bestimmung, die freilich in gewisser Weise auf einen und denselben Tatbestand hinausläuft.

Besondere Bedingungen.

Daß die Verwirklichung des Erstrebten mir als »nur möglich« erscheint, dies besagt zweierlei: Nämlich einmal das vorhin Hervorgehobene: Ich apperzipiere das Ziel als ein solches, das möglicherweise vereitelt wird, d. h. gegen dessen Verwirklichung »Gegengründe« bestehen. Davon war vorhin die Rede.

Hier nun besteht zunächst die Möglichkeit: Ich apperzipiere die Gegengründe unmittelbar in der Apperzeption des Zieles mit. Ich apperzipiere beides in einem ungeschiedenen Akte, so daß die Zielvorstellung und die Vorstellungen der Gegengründe in eine einzige Vorstellung ineinanderfließen. Ich apperzipiere das Ziel unmittelbar als ein durch die Gegengründe negiertes, oder möglicher- bzw. wahrscheinlicherweise negiertes. Dann kommt es zu keinem Streben. Das zu verwirklichende Ziel erscheint mir unter dieser Voraussetzung als mehr oder minder wahrscheinlich oder unwahrscheinlich; und dabei bleibt es. Ich bin noch gar nicht in der Sphäre des Strebens; ich verweile noch in der rein intellektuellen Sphäre. »Der Intellekt tötet das Streben«.

Sondern das Streben entsteht erst, indem die Zielvorstellung den Gegengründen apperzeptiv gegenübergestellt, indem also jene apperzeptiv verselbständigt wird. Dies liegt in der Natur des Strebens. Es ist eine psychische Tendenz, die einer Hemmung, oder der eine Hemmung gegenübersteht; ein Tendieren gegen die Hemmung. Und dies setzt das apperzeptive Außereinander beider, des Zieles und der Hemmung, voraus.

Wir wissen aber, was die Zielvorstellung apperzeptiv zu besondern imstande ist, oder was sie sozusagen aus der Umarmung der Vorstellung der Gegengründe lösen kann. Dies ist die Energie der

Zielvorstellung. Je größer diese ist, um so sicherer geschieht die Besonderung, um so eher kommt es darum zum aktuellen Streben.

Daß ich das Erstrebte apperzipiere als ein »nur mögliches«, dies besagt aber noch etwas Anderes, das doch teilweise in dem soeben Gesagten eingeschlossen liegt. Die »Gegengründe« gegen die Verwirklichung des Zieles sind jederzeit zugleich Gründe für das Eintreten eines Tatbestandes, der mit der Verwirklichung des Zieles unverträglich ist, oder zu diesem sich verhält, wie das Nein zum Ja. Die Vorstellung eines solchen Tatbestandes nannten wir schon oben gelegentlich, und nennen wir jetzt wiederum, eine »Gegenvorstellung« der Zielvorstellung.

Solche Gegenvorstellungen gibt es, wie schon bemerkt, für jede Zielvorstellung, d. h. es gibt für jede Zielvorstellung solche Vorstellungen, deren Geltung die Geltung jener negiert. Der Vorstellung, daß morgen die Sonne scheine, steht gegenüber die Vorstellung, daß morgen der Himmel bewölkt sei, daß es morgen regne, stürme, schneie usw.; der Vorstellung, daß ich in einem bestimmten Moment eine Leistung vollbringe, die Vorstellung, daß ich in derselben Zeit ausruhe, spazieren gehe, oder eine beliebige andere Leistung vollbringe.

Und apperzipiere ich nun das Ziel als ein nur möglicherweise wirkliches oder sich verwirklichendes, so heißt dies nicht nur, daß ich die »Gegengründe«, sondern auch daß ich irgendwelche Gegenvorstellungen, genauer: die Gegenstände derselben, mit unserem obigen Ausdruck irgendwelche »Gegenmöglichkeiten«, sei es noch so unbestimmt, mitapperzipiere.

Nun schließen aber auch diese Gegenvorstellungen, ebenso wie die Zielvorstellung, an sich betrachtet ein Streben in sich. Es steht also jedem Streben ein Gegenstreben gegenüber; oder: In jedem Streben liegt dies Gegeneinander von Streben und Gegenstrebungen.

Und gesetzt nun, ich apperzipiere unmittelbar in der Zielvorstellung eine Gegenvorstellung mit, derart, daß beide zu einer einzigen Vorstellung verschmelzen, dann treffen sich das Streben und die Gegenstrebung in einem Punkt, und heben sich demnach wechselseitig ganz oder teilweise auf. Sie heben sich wechselseitig völlig auf, wenn die Energie der Zielvorstellung und die der Gegenvorstellung die gleiche ist. Dann kommt es wiederum zu keinem aktuellen Streben.

Auch hier aber wirkt die Energie der Zielvorstellung auf diese Vorstellung heraussondernd oder verselbständigend. Sie stellt das Ziel, wie den Gegengründen, so auch den Gegenvorstellungen, oder den Gegenständen derselben, apperzeptiv gegenüber. Und nun kann es zu einem Streben kommen.

Wirklichkeitsstreben und »Interesse«.

Die »Vorstellungsenergie«, von welcher hier die Rede ist, kann jeder beliebigen Art sein. Man erinnert sich der verschiedenen Arten, die wir bereits unterschieden haben. Diese alle müssen nach dem Gesagten ein Streben begründen können. — S. S. 41 f.

So verhält es sich denn auch, wie alltägliche Erfahrung zeigt, in der Tat. Wie wir, nach früher Gesagtem, geneigt sind, die Vorstellung des Großen, d. h. des irgendwie Anspruchsvollen oder imponierend Auftretenden, gelten zu lassen oder ihr Glauben zu schenken, so reizt uns dies Große auch zum Streben nach seiner Verwirklichung.

Weiter ist vor allem wichtig die Energie, welche die Zielvorstellung gewinnt, wenn sie Vorstellung eines Lustvollen ist. Daß wir nach dem Lustvollen streben, dies erscheint uns als eine selbstverständliche Sache.

Aber der positiven steht die negative Lustenergie, vor allem die Energie des Schrecklichen, Entsetzlichen, Grauenvollen, gegenüber. Nun, auch diese Energie ist eine positive Bedingung des Strebens. Es gibt ein Streben nach Verwirklichung des Entsetzlichen und Grauenvollen, weil es ein Entsetzliches und Grauenvolles ist.

Das Unlustvolle kann allgemein bezeichnet werden als ein unserer Natur Zuwiderlaufendes, zu in ihr liegenden Bedürfnissen, Neigungen, Tendenzen »Kontrastierendes«. Die Energie des Unlustvollen ist diese Kontrastenergie. Sie kommt dem Unlustvollen zu, weil dasselbe ein »Naturwidriges« ist. Demgemäß müssen wir allgemeiner sagen: Es besteht eine Geneigtheit, nach dem zu streben, was unserer Natur zuwiderläuft, was einem Bedürfnis der gesunden Natur widerstreitet. Dieselbe wird schließlich zu einem Drang nach dem ausgesprochen Krankhaften, dem Quälerischen, dem Perversen.

Ebenso reizt zum Streben das Neue, das Außerordentliche und

das Wunderbare. Es gibt eine Sucht nach dergleichen, einen Drang, es als wirklich denken zu dürfen oder es zu verwirklichen.

Und in analoger Weise wirkt endlich das Bekannte oder Gewohnte, dasjenige, was immer geschah, oder immer wieder von uns getan wurde.

Hier erinnern wir uns aber gleichzeitig auch wiederum des Gegensatzes zwischen dem aktiven und dem passiven Streben, der oben festgestellt wurde. Ich »wünsche« nicht, daß das Unlustvolle sei, oder mir zuteil werde, ich will es nicht tun, sondern es »drängt« sich mir das Streben darnach auf. Ebenso »wünsche« ich vielleicht nicht, daß das Neue, Außerordentliche, Wunderbare, andererseits dasjenige, was immer geschah oder von mir getan wurde, wirklich sei. Aber es kann geschehen, daß ich einen, und vielleicht unwiderstehlichen Drang darnach in mir fühle.

Auch hier wiederum muß allen diesen Arten der normalen Energie hinzugefügt werden die abnorm gesteigerte, aus einer krankhaften Erregbarkeit stammende Energie beliebiger, vielleicht durch keines jener Merkmale ausgezeichneter Vorstellungen. Solche abnorme Vorstellungsenergie kann das Streben oder den Drang nach Wirklichkeit oder Verwirklichung eines beliebigen, zufällig vorgestellten Gegenstandes bedingen.

Jene »normalen« Bedingungen der Energie der Zielvorstellung können wir auch als »Interessen« bezeichnen. Ein »Interesse« ist dann für uns alles, was einer Vorstellung, und demgemäß dem in ihr liegenden Streben normalerweise Energie verleiht. Es gibt unter der Voraussetzung dieser Begriffsbestimmung ein Interesse am Lustvollen oder ein positives Wertinteresse; andererseits aber ebensowohl ein Interesse am Unlustvollen oder dem einem natürlichen Bedürfnis Widerstreitenden, kurz ein negatives Wertinteresse. Und daneben steht das Interesse an dem irgendwie durch seine Größe Eindrucksvollen, weiter das Neuheitsinteresse, das Gewohnheitsinteresse usw.

Das Interesse am Lustvollen ist in spezifischem Sinne »mein« Interesse, oder ein aktives Interesse. Genauer wäre: ein Aktivitätsinteresse. Dies aktive Interesse ist es, was wir zunächst zu meinen pflegen, wenn wir von einem »Interesse« sprechen. Ihm stehen aber gegenüber die passiven oder die Passivitätsinteressen.

Sofern diese Interessen die Energie des Strebens bedingen, sind sie Triebfedern oder Motive. Demgemäß können wir auch sagen: Die Stärke des Interesses oder des Motives ist das, was — nicht das Streben erzeugt, wohl aber das potentiell in jeder Vorstellung liegende Streben aktuell macht.

Das Wirklichkeitsstreben und die »Gegengründe«.

Achten wir nun aber genauer auf die Beziehung zwischen der Zielvorstellung einerseits und der Vorstellung der »Gegengründe«, bzw. der »Gegenmöglichkeiten« andererseits. Zunächst auf die erste dieser beiden Beziehungen.

Die unmittelbare Hineinnahme der Gegengründe in die Zielvorstellung, die unmittelbare Verschmelzung oder das Ineinanderfließen beider, hebt, so sagte ich, das Einandergegenübertreten der Zielvorstellung und der Vorstellung der Gegengründe, das bei jedem Streben vorausgesetzt ist, sie hebt also das Streben auf.

Betrachten wir aber jene Hineinnahme noch von einer anderen Seite. Erinnern wir uns von neuem daran, daß das Streben nichts ist, als die psychologische Kehrseite der Forderung der Zielvorstellung, zu gelten oder mir als geltend zu erscheinen. Mit dieser Forderung, so sahen wir, geht die Tendenz, mir als geltend zu erscheinen, Hand in Hand. Mit dieser Tendenz aber ist das Streben, von dem wir hier reden, d. h. das Streben nach Wirklichkeit eines Vorgestellten, seinem positiven Wesen nach eine und dieselbe Sache. Jene Forderung nun wird negiert durch das unmittelbare Mitdenken der Gegengründe in der Vorstellung des Gegenstandes. Sie verliert an objektivem Gewicht und hört endlich auf, zu bestehen. Eben damit verliert auch das Streben an Energie und erlahmt endlich völlig.

Die Tendenz zu jenem unmittelbaren »Mitdenken« liegt aber begründet in der unmittelbaren Einheitsbeziehung zwischen dem Ziel und den Gegengründen, die unmittelbar damit gegeben ist, daß die Gegengründe Gründe sind gegen die Geltung der Zielvorstellung. Die Innigkeit dieser »antithetischen« Einheitsbeziehung wirkt hin auf die unmittelbare apperzeptive Vereinheitlichung der Zielvorstellung und der Vorstellung der Gegengründe, auf jene Verschmelzung oder

jenes Ineinanderfließen. Dagegen wirkt andererseits dieser unmittelbaren Vereinheitlichung entgegen, und wirkt vielmehr auf Besonderung der Zielvorstellung, die Energie dieser Vorstellung.

Je geringer nun aber diese Energie ist, um so leichter geschieht es, daß die Vorstellung der Gegengründe in der Vorstellung des Zieles stecken bleibt. Und in dem Maße, als dies geschieht, muß nach vorhin Gesagtem das Streben erlahmen.

Der »Typus« des Strebens oder Wollens, der hier sich ergibt, ist der Typus des mutlosen, durch die Gegengründe, d. h. durch die Hemmungen, die zu überwindenden Hindernisse oder Schwierigkeiten, leicht abgeschreckten oder gelähmten Strebens oder Wollens.

Dabei kommt aber in entscheidender Weise zugleich das Gewicht der »Gegengründe« in Frage: Je gewichtiger diese sind, um so mehr drängt sich die Vorstellung derselben auf, und um so eher kann es geschehen, daß sie unmittelbar in die Zielvorstellung mit hineingenommen oder in ihr mitgedacht sind.

Hiermit sind, wie man sieht, zwei Bedingungen für das Erlahmen des Strebens, bzw. des Wollens bezeichnet. Nämlich die Schwäche, oder die geringe Energie der Zielvorstellung, also die ursprüngliche geringe Energie des Strebens, einerseits, und das Gewicht der Gegengründe andererseits, oder was dasselbe sagt, die Größe der mir bekannten Hemmnisse, die der Erreichung des Zieles entgegenstehen. Je größer diese Hemmnisse, desto eher wird bei gleicher Intensität des Strebens dies Streben zum Erlahmen gebracht. Umgekehrt: Je schwächer das Streben an sich ist, um so eher erlahmt es unter Voraussetzung der gleichen »Gegengründe«.

Setzen wir hier den äußersten Fall: Die Verwirklichung des Zieles sei unmöglich, und stehe mir unmittelbar als unmöglich vor Augen. Nach einem solchen Ziele kann ich nicht streben.

Damit ist nicht ausgeschlossen, daß ich überhaupt Unmögliches erstrebe. Die eine Möglichkeit ist die: Ich denke nicht an die Unerreichbarkeit des Zieles. Die andere Möglichkeit besteht in der Abstraktion von derselben, oder in der »Annahme«, das Ziel sei erreichbar. — Über die »Annahme« s. S. 166.

Aus solcher Abstraktion entsteht das »hypothetische Streben«. Diesem gebe ich sprachlichen Ausdruck in Wendungen wie: Ich »möchte«, »wünschte«, »wollte«, daß etwas »wäre« oder

»geschähe«. In solcher hypothetischen Weise kann ich auch streben, daß das vergangene Geschehen, das, eben als vergangenes, nie wieder ungeschehen gemacht werden kann, nicht geschehen wäre.

Ich kann nicht sagen: Ich wünsche, daß die Sonne 24 Stunden am Himmel bleibe, wohl aber: Ich »wünschte«, daß sie 24 Stunden am Himmel »bliebe« oder auch »bleiben könnte«. Ich kann ebenso nicht sagen: Ich wünsche, daß ich eine Handlung nicht vollbracht habe, wohl aber: Ich wünschte, daß ich sie nicht vollbracht hätte.

Gesetzt, jemand hätte eine absolute Einsicht in den zukünftigen Weltverlauf. Für diesen wäre alles Zukünftige notwendig, und sein Nichtsein unmöglich. Für einen solchen gäbe es kein »kategorisches« Streben. Die Sphäre des Strebens ist das Gebiet des Möglichen, d. h. als möglich Gedachten. Es gehört dazu, wie einerseits die Möglichkeit des Zweifels, ob das Ziel sich verwirklichen werde, so andererseits ein Grad des Vertrauens auf die Möglichkeit seiner Verwirklichung.

Aus dem Obigen wird auch unmittelbar die Tatsache der Ermutigung und Entmutigung des Willensschwachen, des Zauderers, des Bedenklichen, verständlich. »Ermutigen« heißt entweder: das Interesse an der Zielvorstellung steigern, auf das Ziel deutlich hinweisen, und, was der Vorstellung desselben Energie verleihen kann, zu möglichster psychischer Wirkung bringen. Oder es heißt: die Möglichkeit betonen, daß das Ziel sich realisiere, den Eindruck seiner Wahrscheinlichkeit steigern. Beides kann geschehen durch Zureden. Das Letztere geschieht sicherer durch das Beispiel. Ich sehe: ein Anderer kann oder konnte unter gleichen Umständen, was ich meine nicht zu können.

Auch die Steigerung des Wunsches oder Verlangens, etwas zu besitzen, wenn ich sehe, daß Andere, mit denen ich mich vergleiche, es besitzen, gehört hierher. Nicht minder die Steigerung des Wunsches oder Verlangens, wenn die Zeit sich verkürzt, die noch zwischen mir und dem Zeitpunkte liegt, wo das Gewünschte oder Begehrte mir zuteil werden soll. Die Verkürzung der Zeit ist eine Minderung dessen, was der Verwirklichung des Wunsches noch entgegensteht.

Intellektuelle Typen des Wirklichkeitsstrebens.

Die Loslösung der Zielvorstellung von den Gegengründen durch die Energie der ersteren können wir als »Analyse« bezeichnen. Wir sahen schon, alle Analyse beruht letzten Endes auf der Vorstellungsenergie. Der Analyse ist, hier wie sonst, derjenige am meisten fähig, der durch die höchste Energie der Vorstellungen ausgezeichnet st. Wo solche Analyse stattfindet, und in dem Maße als sie stattfindet, besteht die Möglichkeit, daß die Zielvorstellung durch die Gegengründe — nicht geschwächt, sondern vielmehr in ihrer Energie gesteigert wird; also auch das Streben mit dem Wachstum der Hemmungen an Intensität wächst. Dies geschieht nach dem uns bekannten Gesetz der psychischen Stauung.

Solche Analyse ist aber nicht nur bedingt durch die Energie der Zielvorstellung. Sie vollzieht sich andererseits um so leichter, je lockerer jene antithetische Einheitsbeziehung zwischen der Zielvorstellung und der Vorstellung der Gegengründe ist, oder je mehr eine Art von »psychischer Dissoziation« oder eine Disposition zu einer solchen in einem Individuum besteht.

Nehmen wir an, es bestehe eine solche in erheblichem Grade, die unmittelbare Wirksamkeit jener antithetischen Einheitsbeziehung sei also eine geringe, dann kann es unter Voraussetzung einer nicht allzu geringen Energie der Zielvorstellung geschehen, daß diese von den Vorstellungen der Gegengründe sich löst, und damit zugleich die letzteren mehr oder minder gelähmt, d. h. wirkungsunfähig gemacht werden. Die auf der Energie einer Vorstellung beruhende Tendenz der Loslösung derselben ist ja, wie wir wissen, jederzeit zugleich eine Tendenz der Lähmung dessen, wovon die Loslösung stattfindet. Und diese Tendenz verwirklicht sich nach Maßgabe der minderen Festigkeit der Einheitsbeziehungen. Sie schlägt in die entgegengesetzte Tendenz um, wenn die Einheitsbeziehungen größere Festigkeit besitzen.

Der äußerste Fall, der hier eintreten kann, ist der, daß die Vorstellung der Gegengründe völlig gelähmt wird. Dann erscheint das Erstrebte unmittelbar als wirklich, oder die Zielvorstellung unmittelbar als geltend. Es findet eine Autosuggestion statt. Und damit ist wiederum dem Streben der Boden entzogen.

Nehmen wir aber an, die Dissoziation oder die Disposition zu einer solchen — beides ist nicht völlig Dasselbe — sei minder groß. Dann kann die mit Energie auftretende Zielvorstellung, und, falls die Dissoziationstendenz stärker ist, auch eine Zielvorstellung von geringerer Energie, die Vorstellung der Gegengründe immerhin noch in größerem oder geringerem Grade lähmen. Hier entsteht, je nachdem die Energie der Zielvorstellung, oder die Neigung zur Dissoziation überwiegt, das leidenschaftlich unbesonnene, d. h. die Schwierigkeiten, ja schließlich die Unmöglichkeit, nicht achtende, oder das leichtfertig vertrauensselige Streben oder Wollen.

Wiederum ein weiteres Stadium ist dies, daß die Gegengründe nicht nur da sind, sondern beachtet werden, und der Zielvorstellung apperzeptiv gegenübertreten. Hier speziell ist die Bedingung gegeben für jene Steigerung der Wirkung der Zielvorstellung, also des Strebens, durch die Hemmung oder die Gegengründe.

Es besteht aber auch hier noch eine doppelte Möglichkeit. Einmal: Die voll apperzipierte Zielvorstellung wendet auf Grund der Innigkeit der antithetischen Einheitsbeziehung die Apperzeption hin auf die Vorstellung der Gegengründe, und wiederum umgekehrt, doch so, daß jedesmal das Hervortreten der einen Vorstellung die andere relativ zurückdrängt. Dann entsteht ein Schwanken zwischen der apperzeptiven Betonung der Zielvorstellung und der Gegengründe, und demgemäß zwischen kraftvollem Streben einerseits, und Beengtheit oder Lähmung des Strebens durch die Hindernisse andererseits.

Je mehr aber vermöge genügender Energie der Zielvorstellung — in welcher jederzeit die positive Bedingung der Verselbständigung oder Analyse enthalten liegt — einerseits, und der genügenden Wirkung der Einheitsbeziehungen andererseits, die Zielvorstellung und die Vorstellung der Gegengründe unmittelbar sich gegenüberstehen, und in diesem Gegenüber sich behaupten, desto mehr kann nun, als Höchstes, die apperzeptive Synthese sich vollziehen. Es entsteht in diesem Gegenüber zunächst das klare Bewußtsein des »Entweder-oder«. Zugleich aber wirkt die Einheitsbeziehung vereinheitlichend. Sie bewirkt im günstigen Fall eine volle Vereinheitlichung, die aber von jener unmittelbaren Vereinheitlichung, von der wir ausgingen, dadurch charakteristisch verschieden ist, daß

in ihr die apperzeptiv besonderten Elemente — die Zielvorstellung einerseits und die Vorstellungen der Gegengründe andererseits — als diese völlig besonderten sich vereinheitlichen oder verweben.

Jenes selbständige Apperzipieren des Zieles und der Gegengründe, und das zueinander Inbeziehungsetzen dieser selbständig apperzipierten Elemente — das Apperzipieren des Einen »im Hinblick« auf das Andere — ist das »Abwägen«. Das Resultat der vollen Vereinheitlichung ist der positive oder negative bewußte »Entschluß«. In ihm sind wiederum die Vorstellungen des Zieles und der Gegengründe zu einer einzigen Vorstellung geworden, aber so, daß in derselben beide, das Ziel und die Gegengründe, auch wiederum für sich, und demnach mit dem vollen objektiven Gewichte, das sie, jedes für sich, besitzen, zur Wirkung kommen. Zugleich sind aber, in dieser vollen Vereinheitlichung, beide ineinander aufgenommen oder ineinander hineingenommen. Daraus eben entsteht das Neue, das wir als Entschluß bezeichnen. Es ist ein neues und eigenartiges einfaches Bewußtseinserlebnis, ein eigenartiges Produkt der bewußten »apperzeptiven Synthese«. Sofern dabei verschiedene Vorgänge zu einem einfachen Bewußtseinserlebnis zusammenwirken, kann dasselbe wiederum das Produkt einer Verschmelzung heißen. Die Verschmelzung ist von der Art, die wir bereits — S. 152 — als »antithetische« Verschmelzung bezeichnet haben.

Jene apperzeptive Hineinnahme der Gegengründe in das Ziel bzw. umgekehrt ist, je nachdem das objektive Gewicht des Zieles oder das der Gegengründe größer ist, Unterordnung dieser unter jenes, oder umgekehrt. In jedem Fall ist die Unterordnung, als Unterordnung in der Verschmelzung, eine absolut innige. Im einen Fall ist der Entschluß positiver Entschluß, im anderen Falle Verzicht.

In jedem Fall ist der Entschluß ein um so freierer und innerlich gewisserer, je vollständiger die Unterordnung sich vollzieht. — Ein idealer mittlerer Fall ist die reine Schwebe zwischen dem Streben und dem Bewußtsein der Unmöglichkeit. Dies ist wiederum ein, obzwar durchaus eigenartiger, Zustand der Willenlosigkeit.

Das Streben oder Wollen, von dem hier die Rede ist, nennen wir das »besonnene«. In ihm offenbart sich die vollkommene Willensgesundheit. Es ist das Ergebnis des Gleichgewichtes der Energie

der Zielvorstellung und der Innigkeit der antithetischen Einheitsbeziehungen. Es ist insbesondere das Produkt der höheren Funktion der Vereinheitlichung, wie sie in jeder apperzeptiven Synthese sich verwirklicht.

Affektive Typen des Wirklichkeitsstrebens.

Die hier unterschiedenen Typen des Strebens und Wollens sehen wir in anderer Gestalt sich wiederholen, wenn wir jetzt auch den Gegensatz der Zielvorstellung und der »Gegenvorstellungen« genauer ins Auge fassen, und die Möglichkeiten der Wechselbeziehung zwischen beiden uns vergegenwärtigen. Auch hier ist die primitive Möglichkeit die der unmittelbaren Vereinheitlichung, oder des unmittelbaren Zusammenfließens von Zielvorstellung und Gegenvorstellungen. Wir wissen schon, daß sich daraus überhaupt kein Streben ergibt, wenn Zielvorstellung und Gegenvorstellungen hinsichtlich ihrer Energie sich das Gleichgewicht halten. Es ergibt sich andererseits ein blindes, triebartiges, d. h. der Überlegung bares, wahlloses Streben, zugleich ein solches, in welchem die Gegenmotive unmittelbar schwächend auf das Streben wirken, wenn die Energie der Zielvorstellung und die der Gegenvorstellungen eine verschiedene ist. Der Zustand ist nicht ein solcher der »Mutlosigkeit«, sondern der »Bedenklichkeit« des Strebens.

Hierbei ist aber wiederum sogleich auch die Energie der Gegenvorstellungen, die Stärke der Gegenmotive, das Gewicht der Gegenstrebungen, in Rechnung zu ziehen. Je größer dies ist, um so leichter kann es geschehen, daß das Streben vom Gegenstreben sich nicht zu lösen vermag, also mehr oder minder in ihm stecken bleibt, und demnach durch dasselbe gelähmt wird.

Dieser Möglichkeit steht als äußerstes Gegenteil gegenüber das rücksichtslos und eventuell skrupellos leidenschaftliche, und das »leichtsinnige«, auf die Gegenmotive nicht achtende Streben. Beide Typen des Strebens oder Wollens sind charakterisiert durch ein Übergewicht der Energie des Strebens über die Innigkeit der antithetischen Einheitsbeziehungen zwischen Zielvorstellung und Gegenvorstellungen. Aber jener Typus ergibt sich, wenn an diesem Übergewichte die Energie des Strebens, dieser, wenn daran die mindere

Innigkeit der Einheitsbeziehungen in höherem Maße die Schuld trägt, oder wenn an die Stelle dieser letzteren eine relative psychische Dissoziation getreten ist. Auch hier gilt ja die Regel: Je minder unmittelbar wirksam die Einheitsbeziehungen sind, die eine Vorstellung mit anderen verbinden, desto eher gelingt es jener Vorstellung auch bei geringerer Energie, indem sie sich loslöst, zugleich dasjenige, von dem sie sich loslöst, zu lähmen, also wirkungsunfähig zu machen.

Andererseits ist auch hier zu beachten: Je größer die Energie einer Gegenvorstellung ist, um so eher drängt sie sich, auch bei geringerer Innigkeit der Einheitsbeziehungen, herzu, um so größerer Energie der Zielvorstellung bedarf es also, sie lahmzulegen.

Denken wir uns aber die Innigkeit der hier in Rede stehenden antithetischen Einheitsbeziehungen größer, so kommt es zum Mitbeachten der Gegenstände der Gegenvorstellungen. Hieraus resultiert wiederum zunächst ein Schwanken, nämlich zwischen dem Ziel und den Gegenzielen oder irgendeinem derselben. Natürlich findet auch dies um so eher statt, je mehr die Energie einer Gegenvorstellung der der Zielvorstellung gleichkommt.

Endlich vollzieht sich aber auch hier wiederum, und zwar um so gewisser, je mehr die konkurrierenden Vorstellungen nebeneinander stehen und einander gegenüberstehen und gegeneinander standhalten, die bewußte Synthese und Verschmelzung. Das Ergebnis ist der »Entscheid«, den wir vom »Entschluß« ausdrücklich unterscheiden. Er ist nicht »Wahl« in dem Sinne, daß das Ziel für mich bestehen bliebe, dagegen die Gegenstände der Gegenvorstellungen und das Streben nach ihrer Verwirklichung abgewiesen oder ausgeschaltet würden, sondern er ist Synthese, d. h. bewußte Vereinheitlichung. Und er ist das Entstehen eines Neuen aus dieser Vereinheitlichung. Damit ist diese Vereinheitlichung, ebenso wie diejenige, die beim Entschlusse stattfindet, von jenem primitiven Zusammenfließen wohl unterschieden. Sie ist Verschmelzung dessen, was apperzeptiv verselbständigt ist, Verschmelzung oder apperzeptive Ineinssetzung in und trotz der mehr oder minder sicheren Analyse. Sie ist wiederum diese höchste Leistung der Einheitsbeziehungen oder der vereinheitlichenden Kraft der Persönlichkeit. Diese vereinheitlichende Kraft erscheint dabei als eine um so größere,

je größer das Interesse an dem vorgestellten Ziel einerseits, und an dem Gegenstand der Gegenvorstellungen andererseits ist, und je mehr demgemäß beide sich gesondert haben und einander gegenübergetreten sind.

Das in dieser apperzeptiven Ineinssetzung entstehende Neue hat wiederum einen immer anderen und anderen Charakter je nach dem Verhältnis der Energien der Zielvorstellung und der Gegenvorstellungen. Auch hier ist ein ideeller mittlerer Fall die Schwebe oder der Zustand der Willensindifferenz. Dieselbe verwandelt sich aber in ein bewußtes Vorziehen oder Lieberwollen, wenn die Energie, sei es der Vorstellung des Zieles, sei es einer der Gegenvorstellungen, überwiegt, demnach in jener Ineinssetzung oder Verschmelzung eine Unterordnung der Gegenziele unter das Ziel, bzw. umgekehrt, stattfindet. Und dies Vorziehen oder Lieberwollen ist ein um so entschiedeneres, je vollkommener die Unterordnung ist.

Der Entscheid gewinnt endlich den Charakter des absoluten Willensentscheides, wenn die Unterordnung eine vollkommene ist, d. h. wenn das eine Streben von dem anderen völlig verschlungen und in ihm negiert ist: Ich will das Eine, und will ebendarum das Andere nicht. Bedingung hierfür ist, daß das Ziel, für welches ich in solcher Weise mich entschließe, ein unbedingtes oder mit absolutem Gewicht ausgestattetes sei, das andere ein bedingtes, demnach aufgebbares. An sich oder objektiverweise haben aber solches absolutes Gewicht die höchsten sittlichen Ziele. Die absolute Unterordnung aller Ziele unter diese ergibt demgemäß die objektiv gültigen »absoluten Willensentscheide«.

Alle die unendlich vielen Möglichkeiten des Wollens, welche die im vorstehenden bezeichneten allgemeinen Möglichkeiten in sich schließen, geben sich dem Bewußtsein unmittelbar kund in qualitativ eigenartigen, obgleich in eine stetige Reihe sich ordnenden Bewußtseins- und Gefühlserlebnissen.

Die beiden oben nacheinander aufgezeigten Reihen von Typen des Strebens oder Wollens entsprechen sich, wie man sieht, wechselseitig. Zugleich haben beide ihr völliges Analogon auf dem Gebiete des Verstandes: nämlich in dem aus der primären Vereinheitlichung oder dem unmittelbaren Zusammenfließen der Gründe und Gegengründe eines Urteiles oder Geltungsbewußtseins entstehenden »Meinen«,

dem blind leidenschaftlichen, oder dem leichtfertigen Urteilen, dem Schwanken zwischen Ja und Nein, und endlich dem bewußten Urteilsentscheid oder dem eigentlich so zu nennenden Urteil.

Intellektuale und affektive Typen.

Jene Typen des »Wollens« werden zu Willenstypen, wenn sie für ein Individuum allgemein charakteristisch sind. Sie sind dies aber notwendig, wenn für das Individuum die Bedingungen derselben, d. h. das Verhältnis zwischen der Energie der Vorstellungen einerseits, und der Innigkeit der antithetischen Einheitsbeziehungen andererseits, charakteristisch sind, oder in ihm einen dauernden Zustand bezeichnen.

Ich bemerke aber zu jenen »Typen« noch besonders: Daß die beiden Reihen sich entsprechen, kann nicht wundernehmen, da die »Gegenvorstellungen« in der oben bereits bezeichneten Weise — s. S. 220 f. — mit den »Gegengründen« zusammenhängen, und andererseits die allgemeinen Bedingungen für den Unterschied der Typen — die größere oder geringere Energie der Vorstellungen, und die größere oder geringere Innigkeit der antithetischen Einheitsbeziehungen, bzw. die größere oder geringere Kraft der bewußten Vereinheitlichung des apperzeptiv Gesonderten — beide Male die gleichen sind. Es ist aus diesem Grunde auch nicht zu verwundern, wenn die Typen der einen Reihe mit den entsprechenden Typen der anderen in der Regel Hand in Hand gehen; wenn also etwa der »leichtfertig«, d. h. vertrauensselig Wollende zugleich als ein »Leichtsinniger«, d. h. auf die Gegenmotive nicht Achtender, sich darstellt.

Bei alledem stehen doch beide Reihen auch wiederum deutlich einander gegenüber. Sie verhalten sich wie die Gegengründe zu den Gegenvorstellungen, oder wie die Beziehung zwischen Gründen und Gegengründen zur Beziehung zwischen Motiven und Gegenmotiven. Was im einen Falle das logische Gewicht der »Gegengründe«, ist im anderen Falle die psychische Energie der »Gegenvorstellungen«, oder ihr aktives oder passives Interesse.

Das Gebiet der »Gründe« ist das Gebiet des Intellektes. Die »Interessen« dagegen können als ein »affektives« Moment bezeichnet

werden. Mit Verwendung dieser Termini können wir die einander gegenübergestellten beiden Typengruppen auch als die intellektuelle und die affektive bezeichnen. Der Typus meines Wollens ist ein in höherem Grade intellektueller oder affektiver, je nachdem in mir der Gegensatz der Gründe und Gegengründe, oder der Gegensatz der Motive und Gegenmotive höhere Bedeutung besitzt. Und dies heißt wiederum: je mehr ich geneigt bin, die Wirklichkeitsfrage zu stellen oder empirisch zu apperzipieren, oder aber der Wirkung der Vorstellungen mich hinzugeben, die Frage zu stellen, was ein Gegenstand für mich oder innerhalb meines psychischen Lebenszusammenhanges bedeutet, kurz wertend zu apperzipieren. Soweit jenes der Fall ist, bin ich ein Besonnener, d. h. Wahrscheinlichkeitsgründe Erwägender, oder ein Unbesonnener, d. h. ein auf die Möglichkeit der Erreichung von Zielen leicht Vertrauender, oder ein Mutloser usw. Soweit dies der Fall ist, bin ich je nachdem ein Motive und Gegenmotive besonnen Abwägender, oder ein Rücksichtsloser und eventuell Skrupelloser, oder ein Spielball der zufälligen Eindrücke, oder ein durch Gegenmotive leicht Gelähmter usw.

Das Streben nach vollem Erleben.

Neben das Wirklichkeitsstreben tritt das Streben des vollen Erlebens, z. B. das Streben, den vorgestellten Geschmack zu empfinden, den vorgestellten Klang oder die vorgestellte Melodie zu hören, das Streben, eine vorgestellte Gemütsverfassung zu erleben.

Hierbei sind jedoch sogleich zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Ich wünsche etwa, daß ich zu irgendeiner Zeit ein jetzt nur vorgestelltes Objekt sehen werde. Dies Streben zielt unmittelbar ab auf das Bewußtsein oder die Gewißheit, daß dies geschehen werde, es zielt auf dies Wirklichkeitsbewußtsein. Insofern ist es zunächst ein Wirklichkeitsstreben.

Davon ist unterschieden das spezifische Empfindungs- oder Wahrnehmungsstreben, oder, allgemeiner gesagt, das spezifische Streben nach vollem Erleben. Dies ist darauf gerichtet, daß ein gegenwärtiger Vorstellungsinhalt ein Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalt sei, oder, wiederum allgemeiner gesagt, voll erlebt werde.

Für dies Streben nun ist das Hemmnis der gegenwärtige Empfindungs- oder Wahrnehmungstatbestand, allgemeiner gesagt, das gegenwärtige tatsächliche Erleben, sofern es das erstrebte Empfinden, Wahrnehmen, Erleben ausschließt.

Im übrigen gilt von diesem Streben Dasselbe wie vom Wirklichkeitsstreben. Insbesondere besteht auch hier eine Geneigtheit, das vermöge seiner quantitativen Energie Eindrucksvolle, also das, was anspruchsvoll oder imponierend auftritt, weiter die Geneigtheit, das Lustvolle, andererseits das in hohem Grad Unlustvolle, ebenso das Neue, Seltsame, Wunderbare, endlich auch das Bekannte, darum doch in seiner Umgebung nicht Geläufige, voll zu erleben.

In einigen dieser Fälle bezeichnen wir das Streben als Neugier. Der Name ist hergenommen von der Begier, Neues zu sehen, zu hören, zu erleben. Aber wir übertragen ihn auch wohl auf jede Begier des vollen Erlebens eines Vorgestellten, wofern dieselbe nicht durch irgendein positives Lustinteresse getragen ist. Wir sprechen insbesondere auch von einer Neugier, Häßliches oder Gräßliches, Naturwidriges, auch von einer Neugier, Bekanntes zu sehen oder zu erleben. Ein äußerster Fall dieser letzteren »Begier« ist der Drang, sich selbst Schmerzen zuzufügen, und jede Art von krankhafter Sucht der Selbstquälerei, schließlich der Drang des Selbstmordes, sofern derselbe darauf beruht, daß die Vorstellung dieses im höchsten Sinne Naturwidrigen eine herrschende Gewalt über das Individuum gewinnt, und das natürliche Gegenstreben, das Streben zu leben und des Lebens sich zu erfreuen, lähmt.

XVII. Kapitel: Zweck und Mittel. Das Wollen.

Zergehen des »nackten« Strebens.

Das Gefühl des Strebens ist nach oben Gesagtem nicht an sich ein Gefühl der Tätigkeit oder des Tuns. Ich fühle mich, so meinte ich, nicht tätig, wenn ich wünsche, daß morgen schönes Wetter sei. Es fehlt hier die Bemühung, die Arbeit. Ein solches Streben nannten wir ein »nacktes Streben«. Das aktive Streben dieser Art, so sagte ich, ist das einfache Wünschen.

* In der Natur dieses nackten Strebens nun liegt es, zu entstehen

und dann wiederum in sich selbst zu zergehen. Es ist seiner Natur nach ein momentaner, nicht ein dauernder psychischer Tatbestand.

* Dieser Sachverhalt ist zunächst leicht verständlich beim »hypothetischen« Streben. Es dauert, solange die »Annahme«, d. h. der Akt der Abstraktion dauert, auf welchem es beruht. Dieser Akt aber ist seiner Natur nach vorübergehend: Die Apperzeption des Zieles drängt wiederum nach demjenigen hin, von dem abstrahiert wurde. Das Bewußtsein der Unmöglichkeit gewinnt Gewalt. Die Vorstellung der zwingenden Gegengründe drängt sich in die Zielvorstellung ein. Und damit ist dem Streben der Boden entzogen.

* Analoges gilt aber vom nackten Streben, auch wenn es ein kategorisches ist. Dabei ist wiederum der Regel zu gedenken, daß die Energie der Zielvorstellung, nachdem sie diese Vorstellung losgelöst und verselbständigt hat, doch auch wiederum eine Tendenz der entgegengesetzten Wirkung in sich trägt: Die vollzogene Apperzeption des Zieles, die in der Zielvorstellung gestaute Apperzeptionswelle, drängt, je höher sie ist, um so mehr auch wiederum weiter. Sie setzt auch wiederum die Einheitsbeziehungen zwischen der Zielvorstellung und allem dem, womit sie zusammenhängt, in Funktion. Dies freilich um so weniger leicht, je weniger innig die Einheitsbeziehungen an sich sind. Daher denn auch das bloße Wünschen sich festsetzen, und mich verfolgen, und in quälender Weise verfolgen kann, wenn die Kraft der Vereinheitlichung und entsprechenden Ausgleichung eine geringe ist. Es entsteht hier schließlich die Zwangsvorstellung und das entsprechende Zwangsstreben.

* Die Wege aber, auf denen die »gestaute Apperzeptionswelle« abfließen, also das nackte Streben zergehen kann, sind verschiedene.

* Auch beim kategorischen nackten Streben bestehen doch die Gegengründe und Gegenvorstellungen; und es besteht die Tendenz, dieselben in die Zielvorstellungen hineinzunehmen. Und durch Wirkung derselben wird das psychische Geschehen auch bei größerer Energie des Strebens schließlich hinübergeleitet in die intellektuelle Sphäre: Das Streben verwandelt sich in das Bewußtsein der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, Möglichkeit oder Unmöglichkeit; und das Streben als solches zergeht. Und dieser Vorgang vollzieht sich nicht nur trotz der Energie des Strebens, sondern zugleich nach dem soeben Gesagten vermöge derselben. Er vollzieht

sich nur, je größer diese Energie ist, um so weniger rasch und leicht. — Damit ist doch nicht ausgeschlossen, daß das Streben bei neuer Gelegenheit von neuem entsteht.

*Vor allem aber steht die Zielvorstellung in antithetischer Einheitsbeziehung zum gegenwärtigen Sachverhalt, an dessen Stelle das Erstrebte, wenn es sich verwirklichte, treten würde. Und dieser hat, eben als gegenwärtiger Sachverhalt, ein besonderes Vermögen, sich immer wieder aufzudrängen. So führt die Apperzeption des Zieles vor allem leicht zur Apperzeption dieses gegenwärtigen Sachverhaltes. Das Streben, das gegen ihn sich kehrt, führt wiederum zu ihm hin. Die gestaute Apperzeptionswelle geht über den Punkt der Stauung hinaus und macht zugleich, indem sie dies tut, den Weg gangbarer und gangbarer. Die durch die Wirkung der apperzipierten Zielvorstellung wiederum in Funktion gesetzten Einheitsbeziehungen werden eben dadurch zugleich funktionsfähiger. D. h. die einmal begonnene Lösung der Stauung vollzieht sich rascher und rascher.

* Endlich führt die Vorstellung des Erstrebten aber auch zu dem, was aus der Verwirklichung des Strebens sich ergibt oder ergäbe, also zum Erfolg oder den möglichen Folgen: Ich ergehe mich in diesen Folgen und entgehe damit dem Streben, freilich wieder um so leichter, je mehr das Streben in der vorhin bezeichneten Weise in einen bloßen intellektuellen Akt übergeleitet werden kann.

*Zu alledem ist noch hinzuzufügen: Je öfter ein Streben irgendwelcher Art, ohne befriedigt zu werden, sich gelöst hat, um so leichter löst es sich in Zukunft, und um so eher kann es geschehen, daß es sich löst, schon indem es entsteht. D. h. jede Nichterfüllung eines Strebens wirkt auf ein nachfolgendes gleichartiges Streben, und schließlich auf das Streben überhaupt, lähmend. Jede Erfolglosigkeit macht mutlos. Populär gesprochen, wir »gewöhnen« uns daran, auf die Erfüllung unserer Wünsche zu verzichten.

* Umgekehrt steigert aber auch die Erfüllung der Wünsche die zukünftigen Wünsche. Erfülltes Begehren macht begehrlich. Es steigert das Bewußtsein der Möglichkeit der Erfüllung oder das Vertrauen. Und dies ist ja eine Bedingung jedes Strebens.

Zweck und Mittel.

Dem Zerfließen der Apperzeptionswelle, die im Streben gegeben ist, oder dem Zergehen des Strebens in sich selbst, steht gegenüber der Rückfluß, und weiterhin die Seitwärtsbewegung der Apperzeption. An einen Wunsch knüpfe sich das Wissen von einer Bedingung seiner Verwirklichung. Dann wendet sich die Apperzeptionswelle von der Zielvorstellung zur Vorstellung dieser Bedingung. Ich weiß etwa, ein Fest, dessen Stattfinden ich wünsche, ist nur möglich bei gutem Wetter. Jetzt richtet sich mein Wünschen von dem Feste zurück auf das gute Wetter.

Hier erinnern wir uns wiederum daran, was das Streben letzten Endes ist, nämlich die psychische Kehrseite einer Forderung. Das Wirklichkeitsstreben insbesondere ist die psychische Kehrseite der in jeder Vorstellung liegenden Forderung, daß die Vorstellung als geltend, oder, was dasselbe sagt, daß ihr Gegenstand als wirklich anerkannt werde. Daß ein A Bedingung ist eines B, dies besagt aber, wie wir bereits sahen: Die Forderung des B, als wirklich anerkannt zu werden, schließt die gleiche Forderung des A in sich, in dem Sinne, daß zugleich das Bewußtsein der Nichtwirklichkeit des A das Bewußtsein der Nichtwirklichkeit des B fordert.

Demgemäß nun »schließt« auch das Streben nach Verwirklichung des B das Streben nach Verwirklichung des A, in gleichem Sinne des Wortes, »in sich«. Das letztere ist in jenem ersteren zunächst potentiell enthalten; aber es wird aktuell, indem vermöge der psychischen Stauung, die in dem Streben nach dem B gegeben ist, die Apperzeption sich nach rückwärts wendet, und die Vorstellung des A verselbständigt und heraushebt.

Dabei wird doch A verselbständigt nicht in dem Sinne, daß es von B sich loslöst, sondern es bleibt in dem B unmittelbar enthalten. Und demgemäß bleibt es auch bei dem Streben nach Verwirklichung des B. Es ist nur dies letztere zugleich zu einem Streben nach dem in ihm enthaltenen A geworden. Dies heißt: A wird nicht erstrebt an sich, sondern eben als dies in B Enthaltene, oder sofern es zu B als Bedingung seiner Verwirklichung gehört. Die durch die Stauung auf A hingewendete apperzeptive Tätigkeit tendiert doch

wiederum in jedem Momente von A nach B. In diesem Sachverhalt besteht das Erstreben des A »um des B willen«.

In dieser Relation des A und des B wird der erstrebte Gegenstand B zum »Zweck«, das A zum »Mittel«. Die Relation selbst ist zunächst die soeben bezeichnete logische Beziehung oder Relation zwischen Bedingtem und Bedingung. Darauf aber baut sich die psychologische Relation des »Um-willen«, oder die Relation zwischen Zweck und Mittel, auf. Ich strebe vom Zweck zum Mittel und durch das Mittel zum Zweck; ich fühle mich vom Zweck zum Mittel, und durch dies zum Zweck hingewiesen.

Diese Relation ist zugleich eine Relation der monarchischen Unterordnung, aber von doppelter Art. Das Mittel ist objektiv dem Zweck untergeordnet und, falls es nur als Mittel in Betracht kommt, absolut untergeordnet. Aber dies hindert nicht, daß in dem Momente, wo ich vom Zwecke her das Mittel apperzipiere und erstrebe, subjektiv das Mittel das übergeordnete Moment ist.

Das Streben nach dem Mittel um eines Zweckes willen kann als Zweckstreben bezeichnet werden. Solches Zweckstreben setzt jederzeit voraus, daß der Zusammenhang zwischen Zweck und Mittel irgendwie in der Erfahrung gegeben war. D. h. ein Zweckstreben ist nur möglich, wenn das Mittel vorher als Bedingung, der Zweck als einfach tatsächlicher, d. h. ungewollter Erfolg gegeben war.

Das Wollen.

Auch dies Zweckstreben ist aber noch ein »nacktes« Streben, oder kann es sein, d. h. es schließt an sich nichts von Bemühung in sich. Ich bemühe mich nicht, oder »tue« nichts, wenn ich um der von mir gewünschten Festlichkeit willen auch das dazu erforderliche gute Wetter zum Gegenstande meines Wunsches mache.

Dagegen findet, wie wir schon wissen, der Begriff der Bemühung seine Stelle bei allem »Wollen«. Ich »will«, d. h. ich strebe, und zwar aktiv, danach, daß etwas geschehe durch mich, d. h. durch meine Bemühung. »Meine Bemühung« aber ist, wie gesagt, nichts anderes, als das Wirken eines aktiven Strebens gegen die Hemmung und damit auf das erstrebte Ziel hin, ein Wirken in dem Sinne, daß etwas gewirkt oder tatsächliche Arbeit geleistet wird.

Solche Bemühung oder solches Wirken nun liegt, wie wir oben bereits sahen, mehr oder minder schon in jedem aktiven »perzeptiven« und »apperzeptiven« Streben. Es liegt ebenso im Besinnen, also dem aktiven assoziativen Streben. In allen diesen Fällen liegt es in der Natur der Sache, daß das Geschehen, welches das Streben in sich schließt, zugleich die Fähigkeit in sich trägt, auf die Erreichung des Zieles hinzuwirken. Das perzeptive Streben geschieht am Leitfaden der Assoziationen, das apperzeptive Streben und das Besinnen am Leitfaden irgendwelcher psychischen Einheitsbeziehungen: Damit sind die Wege bezeichnet, auf denen das psychische Geschehen von sich aus oder durch seine eigene Energie weiter wirken, oder eine über sein bloßes Dasein hinausgehende psychische Wirkung vollbringen kann. Und eben damit ist dasjenige gegeben, was uns im Gefühle des Tuns oder der inneren Arbeit, der Bemühung, zum Bewußtsein kommt, oder was das aktive Streben in ein Tun verwandeln kann. Demgemäß nennen wir auch das aktive Streben nach dem Haben von Vorstellungen, ebenso das aktive Streben nach Apperzeption eines Gegenstandes, und das Sichbesinnen, nicht ein bloßes Wünschen, sondern ein Wollen, und die Verwirklichung dieses Strebens ein Vollbringen.

Wird das Streben zum Tun oder zur Tätigkeit, so wird das entsprechende Zweckstreben zur Zwecktätigkeit. Zwecktätigkeit ist das Wollen eines Mittels um eines vorgestellten Zweckes willen.

Auch hier gilt die Regel: Die Zwecktätigkeit setzt voraus, daß das Mittel vorher als Bedingung, der Zweck als einfach tatsächlicher, also unbezweckter Erfolg aus den Bedingungen irgendwie vorher gegeben war. Anders gesagt: Alle Zwecktätigkeit vollzieht sich notwendig in den Bahnen eines vorangehenden zwecklosen oder automatischen Geschehens.

Diese Zwecktätigkeit nun hebt schon an beim Besinnen. Ich stocke etwa in der Reproduktion eines aufzusagenden Verses. Dies Stocken bedingt eine Stauung, oder eine Konzentration der Aufmerksamkeit an der Unterbrechungsstelle. Und daraus ergibt sich eine Rücklenkung dieser gesteigerten Aufmerksamkeit auf das, was voranging; von da vielleicht wiederum zu einer weiter zurückliegenden Stelle. Zugleich drängt doch die Aufmerksamkeit jederzeit nach vorwärts. Und nun kann es geschehen, daß dieser

gesteigerten psychischen Tätigkeit die Überwindung des Hemmnisses gelingt.

Aber nicht nur die Tendenz des Rückflusses, sondern auch eine Tendenz der seitlichen Bewegung eignet der gestauten Apperzeptionswelle. Der mir bekannte Name einer Person, die ich vor mir sehe, falle mir nicht ein. Hier bezeichnet die »Person«, und das Allgemeine »Name dieser Person«, den Punkt der psychischen Stauung. Diese bewirkt die Rückwärts- und zugleich, wenn eine solche möglich ist, die Seitwärtsbewegung der Apperzeption. Dies letztere heißt: Vorstellungen, die mit der Person und dem Namen zusammenhängen, werden geweckt und apperzipiert; etwa Vorstellungen des Ortes, wo ich den Namen gehört habe, oder der Person, die ihn mir genannt hat, oder dergleichen. Zugleich drängt die Bewegung von allen diesen Punkten nach dem erstrebten Ziele hin. Und nun kann es geschehen, daß von irgendeinem dieser Punkte aus, und vermöge der Beziehungen, die zwischen ihnen und dem Bilde des Namens bestehen, der Name mir zum Bewußtsein gebracht wird. Das Ziel, das nicht auf dem geraden Weg erreicht werden konnte, wird, durch die Kraft der Stauung, erreicht auf einem solchen Umwege.

Damit nun sind Bahnen geschaffen für die Lösung der Stauung und die Erreichung des Zieles. Und in diese Bahnen tendiert nun in einem neuen Fall einer gleichartigen Stauung die psychische Bewegung einzumünden. Diese Tendenz wird zum bewußten Streben, zum Suchen nach solchen Umwegen oder Hilfsmitteln, zur Frage: Wo habe ich doch diesen Namen gehört? u. dgl., wenn ein Hindernis beim Begehen dieser Bahnen sich einstellt. Und jetzt ist das tatsächliche Begehen der Wege oder Bahnen »Zwecktätigkeit«: Ich vergegenwärtige mir geflissentlich die Nebenwege, und suche sie, um dadurch auf den Namen geführt zu werden. — Diese Zwecktätigkeit können wir auch bezeichnen als »innere Willenshandlung«.

Erkenntnistätigkeit.

Das Sichbesinnen ist ein Streben, zu wissen. Es ist doch darum, wie schon gesagt, nicht ein Erkenntnisstreben. Diesen Namen verdient einzig das Streben nach Gewinnung eines neuen Urteiles.

Aber das Erkenntnisstreben verwirklicht sich in völlig analoger Weise oder in völlig analogen, zunächst gleichfalls inneren »Willenshandlungen«.

Das Erkenntnisstreben ist das Streben nach Lösung eines Widerspruches. In jedem Widerspruche liegt eo ipso die Tendenz der Lösung. Gehe ich vom Widerspruch fort zu Mitteln der Lösung, dann übe ich eine intellektuelle Zwecktätigkeit. Dabei muß wiederum die Erfahrung die »Bahnen« geschaffen, d. h. vermöge eines automatischen Geschehens die Mittel an den Zweck gebunden haben.

Zwei Möglichkeiten des Widerspruches sind aber hier zu unterscheiden, nämlich der Zweifel und der Widerspruch im engeren Sinne. Der »Zweifel« besagt, daß in mir Vorstellungen von Gründen und von Gegengründen, oder Tendenzen zum Vollzug von Urteilen, die sich wechselseitig negieren, zugleich bestehen, und demgemäß gegeneinander wirken. Sofern dieselben »wirken«, ist die Tendenz der Lösung des Zweifels jederzeit ein Wollen. Löst sich der Zweifel aus dieser Wirkung heraus oder durch sie, so ist der Fortgang zur Lösung ein Tun, die Lösung selbst ein Vollbringen.

Dies Tun und Vollbringen ist wiederum bedingt durch die Stauung. Diese schließt eine gesteigerte Apperzeption der Gründe und Gegengründe, bzw. eine Steigerung der entgegengesetzten Urteilstendenzen in sich. Daraus ergibt sich, je nach der Wirksamkeit der antithetischen Einheitsbeziehungen, das Schwanken, das Abwägen, endlich die Entscheidung. Letztere besteht je nachdem im Bewußtsein der neutralen Möglichkeit des einen und des anderen Urteils, oder im Bewußtsein der Wahrscheinlichkeit, oder endlich im Bewußtsein der Gewißheit des einen oder des anderen. Davon war bereits die Rede.

Von diesem Streben der Lösung des Zweifels nun ist zu unterscheiden das Streben der Lösung des eigentlichen »Widerspruches«. Ein solcher besteht, wenn derselbe Gegenstand Dasselbe fordert und verbietet. Die Lösung des Widerspruches ist, wie wir sahen, vollzogen, wenn der Gegenstand durch verschiedene Determinationen in verschiedene Gegenstände auseinandergeht.

Hier nun aber handelt es sich um den psychologischen Hergang dieser Lösung. Dieser wird wiederum vollbracht durch die

Stauung. Ein Gegenstand etwa ist als wirklich erkannt; und nun erscheint der gleiche Gegenstand als nicht wirklich. Die Stauung, die aus diesem Widerspruch sich ergibt, drängt zur Mitapperzeption der »Umstände«. Genauer gesagt: Sie führt hin zur Apperzeption dessen, was mit dem Gegenstand gleichzeitig gegeben, womit derselbe also in der Erfahrung unmittelbar verbunden war, und sie führt zurück zur Apperzeption dessen, was dem Gegenstande voranging. Die »Mitapperzeption« ist also eine Apperzeption der gleichzeitigen und vorangehenden Umstände. Zugleich bleibt es doch bei der Apperzeption des Gegenstandes selbst. Und je mehr nun, vermöge der Stauung, mit diesem zugleich jene »Umstände« apperzipiert werden, um so sicherer müssen beide zu einem neuen einheitlichen Gegenstand werden. Der Gegenstand wird durch die apperzeptive Hineinnahme der »Umstände« in einen neuen verwandelt.

Und gesetzt nun, es ergibt sich, daß die Umstände im einen und im anderen Falle verschieden sind, also die Gegenstände zu verschiedenen Gegenständen machen, so ist der Widerspruch geschwunden. Es fordern jetzt diese verschiedenen Gegenstände, der eine als wirklich, der andere als nicht wirklich gedacht zu werden.

Sie fordern dies als verschiedene oder unter der »Bedingung« dieser Verschiedenheit. Daß sie als verschiedene gedacht werden konnten, dies hat sich ja als die Bedingung dafür erwiesen, daß überhaupt sie gedacht, d. h. daß der eine als wirklich, der andere als nicht wirklich anerkannt werden konnte. Das Wort »Bedingen« besagt hier genau das schon oben Bezeichnete: Die »Bedingung eines Wirklichen« oder »der Wirklichkeit eines Gegenstandes« ist das in einem Wirklichkeitsbewußtsein Mitgeforderte in dem Sinne, daß zugleich seine Negation dies Wirklichkeitsbewußtsein aufhebt. Das Gleiche gilt von den Bedingungen des Bewußtseins der Nichtwirklichkeit. Statt dessen können wir auch sagen: Die Bedingung ist das durch die Forderung der Aufhebung des Widerspruches Geforderte in dem Sinne, daß zugleich seine Negation den Widerspruch wiederkehren läßt.

Vielleicht aber erweist sich die in der bezeichneten Weise vollzogene Lösung des Widerspruches zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit desselben Gegenstandes als eine nicht endgültige. Es

habe sich ergeben, daß ein Tatbestand T unter den Umständen U widerspruchslos als wirklich gedacht werden könne. Nun ergibt sich aber in weiterer Erfahrung die Forderung, daß unter denselben Umständen U dieses selbe T negiert werde. Dann vollzieht sich von neuem der vorhin bezeichnete Prozeß. Die Lösung des neuen Widerspruches vollzieht sich, indem eine neue Stauung dem einen und dem anderen U neue und voneinander verschiedene Elemente einverleibt, oder zu einer verschiedenen Determination des einen und des anderen U hinführt. Jetzt ist der Unterschied der U »Bedingung« für das Nebeneinanderstattfinden, d. h. für die widerspruchslose Denkbarkeit des U-T und des U- non T.

Den Komplex der Bedingungen, unter welchen diese Denkbarkeit in aller Erfahrung bestehen bleibt, nennen wir die Ursache der Verschiedenheit des U-T und des U- non T.

Solche Lösungen des Zweifels wie des Widerspruches sind zunächst wiederum durch die Stauung hervorgerufene automatische Prozesse. Aber auch hier wird durch das automatische Geschehen die Bahn eröffnet, welche dann geflissentlich beschritten werden kann. So entsteht die intellektuelle Zwecktätigkeit. Sie kann im einen Fall als Nachdenken, im anderen als »Forschung« bezeichnet werden. Das Ergebnis ist dort Gewißheit, hier Erklärung.

Äußere Willenshandlungen.

Der Akt dieser Tätigkeit ist wiederum »Willenshandlung«. »Handlung« im engeren und eigentlichen Sinn ist überhaupt der Akt der Zwecktätigkeit.

Zunächst von inneren Willenshandlungen war im vorstehenden die Rede. Aber völlig analog vollzieht sich die äußere Willenshandlung. Das Neue bei dieser liegt einzig in der Besonderheit der Mittel, die dabei auftreten. Diese besonderen Mittel sind die motorischen Impulse.

Auch wenn ich meinen Arm bewegen will, strebe ich darnach, daß er sich bewege durch mich. Dies »durch mich« heißt wiederum: durch mein Wollen, d. h. durch die Wirkung desjenigen psychischen Geschehens, dessen Hemmung das Gefühl des Strebens oder Wollens ergibt. Das Mittelglied aber zwischen dem Wollen

und dem gewollten Geschehen bilden in dem bezeichneten Falle motorische Impulse.

Auch hier muß der Zusammenhang zwischen Zweck und Mittel, d. h. es muß der Zusammenhang des Wollens mit diesen Bewegungsimpulsen, in einem automatischen Geschehen sich geknüpft haben. Ausgangspunkt sind dabei die instinktiven Bewegungen, wie wir sie vor allem beim Kinde zu beobachten Gelegenheit haben. Ein psychischer Impuls I löst ohne alles Wollen, also instinktiv oder automatisch,' eine Bewegung B aus, und läßt damit die Bewegungsempfindung E zustande kommen. Nun kann in der Folge die Bewegungsvorstellung V entstehen. In ihr liegt, wie in jeder Vorstellung überhaupt, die Tendenz, zur Empfindung zu werden. Sie liegt darin an sich, d. h. abgesehen von den Gegenvorstellungen und den darin eingeschlossenen Gegenstrebungen. Nehmen wir aber an, die Bewegungsempfindung E sei eine besonders lustvolle, dann wird das Streben, sie zu haben, aktuell. Oder die Bewegungsempfindung sei bereits in der Erfahrung erkannt als Bedingung einer anderweitigen lustvollen Empfindung, etwa einer angenehmen Geschmacksempfindung. Und diese Geschmacksempfindung werde erstrebt. Auch dann entsteht ein aktuelles Streben nach der Empfindung E. Nun macht aber die Empfindung E, nachdem sie einmal durch den Impuls I ins Dasein gerufen wurde, mit diesem eine Einheit aus. Die Tendenz der Erzeugung des E ist demgemäß zugleich die Tendenz der Erzeugung des I. Und besteht nun für das Auftreten des I kein Hindernis, so tritt es auf, d. h. es entsteht der motorische Impuls. Und es entsteht in der Folge die Bewegung, und mit ihr die Bewegungsempfindung E.

Darnach besteht der Tatbestand der äußeren Willenshandlung kurz gesagt darin, daß eine psychische Bewegung, in unserem Falle der Übergang der Vorstellung V in die Empfindung E, gehemmt, also gestaut ist, und demgemäß die psychische Bewegung sich zurückwendet zu einem Bewegungsimpuls, und nun durch den Körper hindurch zum Ziele führt. Die psychische Bewegung entlädt sich, weil sie gestaut ist, und nicht direkt ihr Ziel erreichen kann, auf diesem Umweg, und führt durch ihn zum Ziel.

Dies ist der Hergang jeder äußeren Willenshandlung. Sie ist jederzeit eine psychische Bewegung, die durch die Versperrung des

unmittelbaren Weges von einer Vorstellung zur entsprechenden Empfindung, auf einen durch den Körper hindurch führenden Weg hingenötigt ist. Der Umweg ist eröffnet durch vorangehende automatische Bewegungen.

Dieser Sachverhalt erleidet keine prinzipielle Änderung, wenn zwischen den Impuls und das erstrebte Ziel weitere Bedingungen oder Mittel sich einfügen. Ein Ziel Z unterliege einer Bedingung B_m, diese einer Bedingung B_{m-1}, usw. Hierbei sind verschiedene Möglichkeiten: Vielleicht steht nur am zeitlichen Anfangspunkt der Reihe ein Impuls oder ein Komplex von solchen. Ich will etwa, daß mein Diener mir etwas verschaffe. Dann will ich, daß er die Maßnahmen treffe, die für die Ausführung meines Wollens Bedingungen sind. Die Anfangsbedingung aber ist, daß ich ihm befehle, was er tun soll. Meine »äußere Willenshandlung« besteht dann einzig in diesem Befehlen, d. h. in der Auslösung des Komplexes von Impulsen, der meinen Befehl dem Diener zu Gehör bringt.

Ein andermal erstrebe ich ein Ziel, dessen nächste Bedingung eine Bewegung ist. Bedingung für diese Bewegung aber ist wieder eine andere Bewegung usw. Im Anfang der Reihe endlich steht eine Bewegung, die ich jetzt unmittelbar ausführen kann. Hier ist zu beachten: Eine Bewegung ist Bedingung oder Voraussetzung für eine Bewegung, dies heißt, psychologisch gesprochen, eine Bewegungsempfindung ist erfahrungsgemäße Bedingung für einen Impuls. Es wird also hier die Tendenz nach einer Bewegung, d. h. einer Bewegungsempfindung, zur Tendenz nach dem Eintritt eines Impulses, diese wiederum zur Tendenz nach einer Bewegungsempfindung usw., bis zum Anfangsimpuls. Dieser kommt zustande, und läßt die erste Bewegungsempfindung entstehen; aus dieser ergibt sich der zweite Impuls usw. Hier entlädt sich danach der Strom der psychischen Bewegung mehrfach in den Körper, nämlich so oft, als in der Reihe der Bedingungen eine Bewegung auftritt.

Instinktbewegungen.

Zu den automatischen Bewegungen, von denen vorhin die Rede war, gehören auch die speziell so genannten Instinkt- oder Triebhandlungen. Da zum »Handeln« das Wollen gehört, so dürfen

dieselben im Grunde nicht Handlungen heißen. Sondern sie sind lediglich durch Empfindungen oder Wahrnehmungen vermöge einer ursprünglichen, nicht näher beschreibbaren Einrichtung ausgelöste Bewegungen oder Ketten von Bewegungen. Man bezeichnet sie als Instinkte vorzugsweise, wenn sie zweckmäßig sind. Die Erklärung dieser Zweckmäßigkeit aus der Annahme, die Instinkte seien mechanisierte Willenshandlungen, kann insofern nicht als eine Erklärung gelten, als das Entstehen der Willenshandlungen selbst schon allerlei höchst zweckmäßige Einrichtungen und Instinkte voraussetzt.

Sehen wir von der Zweckmäßigkeit ab, so gehören zu den »Instinkthandlungen« auch die ungewollten Lebensäußerungen, die Ausdrucksbewegungen und Ausdruckslaute, von denen früher die Rede war. Charakteristisch ist bei diesen der Gegensatz der Spannung und Lähmung, des »Sthenischen« und des »Asthenischen«. Derselbe entspricht dem Gegensatze der psychischen Erlebnisse, welche von den Lebensäußerungen begleitet sind. Er entspricht vor allem, wenn die Lebensäußerungen Affekte begleiten, dem Gegensatz der belebenden, die psychische Tätigkeit steigernden, und der dissoziierenden, und damit zugleich psychisch lähmenden Wirkung der Affekte. Davon war die Rede.

Im übrigen sind die körperlichen Begleiterscheinungen psychischer Zustände zwar eine interessante Sache, aber psychisch, und darum auch psychologisch, von sekundärer Bedeutung. Die ihnen entsprechenden Empfindungen, die das psychische Geschehen begleitenden »Organempfindungen«, vor allem die motorischen Empfindungen, sind freilich psychische Vorgänge. Aber dieselben haben, sofern sie nicht ausgesprochen lustvoll oder ausgesprochen unangenehm oder schmerzhaft sind, in welchem Falle sie naturgemäß zugleich das Streben nach ihrer Festhaltung bzw. Beseitigung auslösen, für das psychische Leben, insbesondere für das Gefühls- und Affektleben, abgesehen von dem, was auf S. 294 zu bemerken sein wird, prinzipiell keine andere Bedeutung, als beliebige sonstige Empfindungen oder Wahrnehmungen, von welchen die psychischen Zustände begleitet sein mögen, etwa die optischen Wahrnehmungen irgendwelcher gleichgültigen Vorgänge in der Außenwelt, oder die Empfindungen der Geräusche, die entstehen, wenn meine Kleider an dem Stuhl, auf welchem ich sitze, sich reiben. Sie bedingen,

soweit sie überhaupt bestimmte und eigenartig charakterisierte Gefühle auszulösen vermögen, mein Gesamtgefühl in dem Maße mit, als mein Vorstellen und Denken, oder meine Aufmerksamkeit ihnen zugewendet ist. Sie werden dagegen notwendig um so bedeutungsloser, je mehr ich von irgendwelchen, von ihnen verschiedenen Gegenständen gedanklich und demnach auch gefühlsmäßig in Anspruch genommen bin. Auch, was ich als mein «Körpergefühl« bezeichne, ist im wesentlichen nicht das Gefühl, das aus diesen körperlichen Vorgängen als solchen sich ergibt, sondern das Gefühl meiner durch dieselben veranlaßten oder auf sie bezüglichen »Tätigkeit«. — Man beachte wohl, daß ich hier von Körperempfindungen rede, und nicht etwa von allgemeineren körperlichen Zuständlichkeiten, und den psychischen Verfassungen, Stimmungen, Disponiertheiten, die solchen entsprechen, oder aus ihnen hervorgehen mögen.

Die Identifikation vor allem der Spannungsempfindungen mit dem Willensgefühl ist ein Zirkel. Niemand würde diese Identifikation vollziehen, wenn die fraglichen Empfindungen nicht spezifisch »subjektive« Empfindungen wären. Dies aber heißt: Sie werden von mir erlebt als unmittelbar herstammend aus meinem Wollen.

Fünfter Abschnitt.

Die Gefühle.[1])

XVIII. Kapitel: Gegenstandsgefühle.

Logische Gefühle.

Gefühle, so wurde — S. 16 ff. — definiert, sind Bestimmtheiten des unmittelbar erlebten Ich. Einige scheinen gewisse Gefühle lieber als Bewußtseinszustände, »états de conscience« oder auch als »Bewußtseinslagen« zu bezeichnen. Damit ist lediglich das Wort »Gefühl« durch ein anderes Wort ersetzt. Das »Bewußtsein«, das man dabei meint und einzig meinen kann — s. S. 1 ff. —, ist eben das unmittelbar erlebte Ich.

Diese Ichbestimmtheiten bilden eine Mannigfaltigkeit von vielen Dimensionen. Der Betrachtung derselben ist aber eine allgemeine Bemerkung voranzuschicken.

Gleichzeitige Gefühle stehen nicht nebeneinander wie zwei gleichzeitig gehörte Töne oder zwei nebeneinander gesehene Farben, sondern sie sind, als Bestimmtheiten des einen Ich, Seiten oder unterscheidbare Qualitäten eines Gesamtgefühles. Die Unterscheidung der Gefühle ist also vielmehr eine solche der Qualitäten oder, besser, der abstrakten Merkmale dieses einen Gesamtgefühls.

Diese Unterscheidung nun können wir vollziehen nach verschiedenen Gesichtspunkten. Ein fundamentalster Gesichtspunkt ist gegeben durch den Gegensatz zwischen mir und dem Gegenstande. Die hieraus sich ergebenden Gefühle nennen wir Gegenstandsgefühle.

Allen Arten von Gefühlen ist eigentümlich, daß sie in Gegensätzen sich bewegen, die alle mit mehr oder minder Recht als

---

[1]) Vgl. wiederum die Schrift »Vom Fühlen, Wollen und Denken«, Leipzig 1902.

Gegensätze des Positiven und des Negativen bezeichnet werden können. Der die Gegenstandsgefühle speziell beherrschende Gegensatz ist der Gegensatz der Objektivität und der Subjektivität oder der positiven und der negativen Gegenständlichkeit. Gegenstände fordern, erheben Rechtsansprüche oder Geltungsansprüche. Dabei ist dies Fordern, und was gefordert wird, eine Bestimmtheit am Gegenstande. Indem aber der Gegenstand von mir fordert, fühle ich zugleich mich durch ihn bestimmt. Insofern müssen wir auch Gefühle der Forderung statuieren. Diese nennen wir Forderungsgefühle, oder, da in der Forderung der »Gegenstand« als solcher sich kundgibt, positive Gegenstands- oder kurz Objektivitätsgefühle.

Dem Objektivitätsgefühl steht aber gegenüber das Gefühl der Subjektivität; dem Gefühl der Forderung des Gegenstandes das Gefühl meiner Willkür. Dabei ist, wie man sieht, die »Willkür« in einem bestimmten Sinne genommen. »Willkür« ist etwas durchaus Anderes, als die Freiheit oder Aktivität, die der Nötigung oder dem Zwange gegenübersteht. Willkürlich ist allgemein, was des Bewußtseins der Geltung entbehrt, also was nicht im Gegenstand begründet, sondern durch mich bedingt ist. Das Gefühl hiervon ist das negative Gefühl der Gegenständlichkeit oder das Gefühl der Subjektivität.

Die Unterscheidung der Möglichkeiten des Objektivitätsgefühls führt wiederum auf die Grundrichtungen der Apperzeption des Gegenstandes. Die qualitative Apperzeption eines Gegenstandes, so wissen wir, ergibt das Bewußtsein der Objektivität der Qualität, oder der Objektivität des »So-Seins«, die empirische Apperzeption das Bewußtsein der Objektivität des Daseins. Die dritte Grundrichtung der Apperzeption, die Wertapperzeption, kommt hier einstweilen — der Grund wird sogleich einleuchten — nicht in Betracht. Dagegen müssen wir die apperzeptive Inbeziehungsetzung von Gegenständen sogleich hinzufügen. Sie ergibt das Bewußtsein der Objektivität der Beziehung, und eventuell das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit.

Allen diesen Arten des Objektivitätsbewußtseins nun steht gegenüber ein Subjektivitätsbewußtsein. Ich habe ein Bewußtsein der Subjektivität der Qualität angesichts der Bewußtseinsbilder von Gegenständen, die mir einen von ihnen qualitativ verschiedenen

Gegenstand »repräsentieren«, z. B. des verschwommenen Vorstellungsbildes, das ich jetzt von der vorhin gesehenen Landschaft habe. Ich rechne diese Verschwommenheit des Vorstellungsbildes nicht dem Gegenstande zu, sondern erlebe sie, im Gegensatz zur Beschaffenheit des Gegenstandes, oder zu der Beschaffenheit, die das Bild, eben als Bild des Gegenstandes, haben müßte, unmittelbar als durch mich bedingt. Und ich habe ein Bewußtsein der Subjektivität oder der subjektiven Bedingtheit des Daseins angesichts der Gegenstände der Phantasie; ein Bewußtsein der Subjektivität der Relation angesichts der oben bereits so genannten subjektiven Einheiten und Relationen. Ich habe insbesondere das Bewußtsein der Subjektivität der allgemeinen Relation des »Zusammen«, oder der »willkürlich« vollbrachten Verknüpfung von Gegenständen in der Vorstellung überhaupt, wenn ich vorstellend Gegenstände zu Gegenständen hinzufüge, ohne das Bewußtsein, die Vorstellung des einen Gegenstandes sei durch den anderen Gegenstand gefordert. Ich habe mit anderen Worten dies Subjektivitätsbewußtsein jederzeit, wenn mir das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des gleichzeitig oder nebeneinander von mir Vorgestellten fehlt.

Die in den bezeichneten Arten des Objektivitätsbewußtseins gegebenen Gefühle sind die logischen Gefühle. Dieselben sind so mannigfach, wie die logischen Forderungen oder die Möglichkeiten der logischen Anerkennung. Ich finde mich anders bestimmt, wenn ich das Bewußtsein habe, ein Gegenstand fordere, von mir mit dieser bestimmten Qualität vorgestellt zu werden, als wenn ich es erlebe, daß der Gegenstand das Vorgestelltwerden überhaupt oder das Vorgestelltwerden in einem bestimmten Zusammenhang als sein Recht beansprucht usw.

Insbesondere aber liegt ein anderes Gefühlserlebnis im Bewußtsein der logischen Forderung, als im Bewußtsein des logischen Verbotes; ein anderes wiederum im Bewußtsein der objektiven Möglichkeit, der verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, der objektiven positiven oder negativen Gewißheit, der Notwendigkeit und Unmöglichkeit, endlich vor allem auch im Bewußtsein des Widerspruches. Und es liegen wiederum eigenartige Gefühlserlebnisse im Bewußtsein der Beziehung zwischen Grund und Folge und der Beziehung zwischen Bedingungen und

Bedingtem. Mit allen diesen Worten sind eben doch verschiedene Weisen bezeichnet, wie der Gegenstand mir gegenübertritt, also mich bestimmt.

* Schließlich müssen wir aber sagen: Ich fühle mich in jeder anderen Forderung anders bestimmt. Jedesmal ist Anerkennung und Erfüllung von mir gefordert, aber nicht Anerkennung und Erfüllung schlechtweg, sondern Anerkennung und Erfüllung eben dieser bestimmten Forderung.

* Von diesen logischen Gefühlen sind durchaus zu unterscheiden die Gefühle meines Verhaltens zu den Forderungen der Gegenstände, oder die »psychologischen Intellektualgefühle«, welche die psychologische Kehrseite der logischen Gefühle bilden. Der Forderung überhaupt steht gegenüber mein Glauben, Meinen, Annehmen, mein Bejahen und Verneinen, Zustimmen und Ablehnen, das Sichgefallenlassen eines Urteils und das Sichsträuben dagegen. Der objektiven Gewißheit oder der Gewißheit des Gegenstandes steht gegenüber meine subjektive Gewißheit oder mein Überzeugtsein, der objektiven Ungewißheit mein Zweifel, der objektiven Möglichkeit mein Glaubenkönnen an eine Sache — «Ich kann mir denken, daß« usw. —, der objektiven Wahrscheinlichkeit meine Geneigtheit zu glauben, der objektiven Unmöglichkeit und Notwendigkeit mein subjektives Nichtglaubenkönnen, mein unüberwindliches Widerstreben gegen die Anerkennung, bzw. der Drang oder innere Zwang, an eine Sache zu glauben; dem Bewußtsein des Widerspruches mein Gefühl des Hin- und Hergezogenseins zwischen entgegengesetzten Möglichkeiten. Alle diese meine Verhaltungsweisen finden in der reinen Logik, die es mit dem Forderungs- oder Geltungsbewußtsein, und mit sonst nichts, zu tun hat, keine Stelle. Sie gehören in das Gebiet der Psychologie des Denkens und Erkennens. — Im übrigen werden uns die psychologischen Intellektualgefühle an anderer Stelle wiederum begegnen.

Logische und affektive Gegenstandsgefühle.

Der Gegensatz der Objektivität und Subjektivität erstreckt sich nun aber über die Sphäre des rein Logischen hinaus. Wir wissen schon: Es gibt auch eine Objektivität und eine Subjektivität der Wertung, und des darauf beruhenden Wünschens und Wollens. Ich

kann das Bewußtsein haben, ein Gegenstand, ein Kunstwerk etwa, oder eine pflichtmäßige Handlung, fordere eine bestimmte Wertung, aber ich höre aus subjektiven Gründen nicht, oder höre nicht voll und rein auf die Wertforderung, werte also nicht der Forderung entsprechend. Ich sage vielleicht: Ich bin nicht in der »Stimmung« oder »Laune«, den Gegenstand so zu werten, wie er es »verdient«, oder wie es sein »Recht« ist. Oder ich fühle mich von einem Gegenstand angezogen, er steht aufs höchste verlockend vor mir, und zugleich habe ich das Bewußtsein, ich »dürfte« ihn nicht so verlockend finden, »dürfte« ihm in meinem Gefühl nicht so hingegeben sein. Oder ich möchte ein vorgestelltes Ziel verwirklichen, weiß aber zugleich, ich »sollte« diesen Wunsch nicht haben. In allen solchen Fällen stehen sich ein Gefühl der Objektivität und ein Gefühl der Subjektivität der Wertung unmittelbar gegenüber.

* Es bedarf aber hier einer genaueren Bestimmung des Gegensatzes der logischen Gefühle einerseits und der objektiven Wertgefühle andererseits. Dabei wiederum ist ein besonderes Wort über die Herkunft der logischen Gefühle vorausgesetzt.

* Die logischen Gefühle sind, so sagte ich, positive Gegenstandsgefühle. Sie sind aber vor allem reine Gegenstandsgefühle. Sie entstehen in der Apperzeption des Gegenstandes rein als solchen. Was dies sagen will, sahen wir soeben. Diese reine Gegenstandsapperzeption ist die Frage nach der Qualität des Gegenstandes, nach seinem Dasein, und nach seiner Beziehung zu anderen Gegenständen.

* Demgemäß kommt mir auch in den logischen Gefühlen der Gegenstand als solcher, oder es kommt mir, was an ihm selbst positiv »gegenständlich« ist, zum Bewußtsein. Die fraglichen Gefühle beruhen ganz und gar auf dem einfachen Gegensatz zwischen dem Gegenstand und mir. Sie sind der Ausdruck der einfachen Tatsache, daß da etwas ist, unabhängig von mir, etwas, das mir als ein »Anderes«, oder als ein Fremdes »gegenübersteht«.

* Genauer gesagt: Die logischen Gefühle sind das unmittelbare Bewußtseinssymptom dafür, daß ein meinem psychischen Lebenszusammenhange Fremdes, nicht aus ihm Geborenes, diesem psychischen Lebenszusammenhange gegenübertritt und in denselben hineinragt.

* Dies »Fremde« ist aber entweder ein nur meinem gegenwärtigen

psychischen Lebenszusammenhang, oder es ist ein meinem psychischen Lebenszusammenhang überhaupt Fremdes. Je nachdem ist das logische Gefühl ein Gefühl der Objektivität eines Subjektiven, oder ein absolutes Objektivitätsgefühl. Das entsprechende Subjektivitätsgefühl ist das Bewußtseinssymptom des Herstammens aus dem psychischen Lebenszusammenhang, und zwar des Herstammens aus dem gegenwärtigen, oder aber aus dem vergangenen psychischen Lebenszusammenhang. Je nachdem ist es ein Gefühl der Subjektivität schlechtweg, oder ein Gefühl der Subjektivität dessen, was mir doch jetzt, oder was meinem gegenwärtigen Ich, als ein mir Gegebenes und Anerkennung Forderndes, also als ein »Objektives«, gegenübersteht.

* Dies Fremde ist aber mehrfacher Art. Ein erstes Moment einer solchen Fremdheit ist das qualitative Bestimmtsein eines vorgestellten Gegenstandes durch meine Empfindungen oder sinnlichen Wahrnehmungen, oder durch den in diesen wirkenden physiologischen Reiz, bzw. durch die Nachdauer und die Nachwirkungen der vergangenen, sei es jetzt eben, sei es früher vollzogenen Bewußtseinserlebnisse — der Gedächtnisspuren —, und ihr Hineinwirken in den gegenwärtigen psychischen Lebenszusammenhang, kurz durch die Erinnerung.

* Ein solches Moment der Fremdheit ist zweitens das volle Gegebensein vorgestellter Gegenstände durch diese Faktoren, also das volle Gegebensein von Gegenständen in der gegenwärtigen oder vergangenen sinnlichen Wahrnehmung, bzw. in der Erinnerung an ehemalige Bewußtseinserlebnisse.

* Ein drittes Moment der Fremdheit, das ein logisches Gefühl ergeben kann, ist die von meinem gegenwärtigen psychischen Lebenszusammenhang unabhängige, »apriorische« Gesetzmäßigkeit meines Vorstellens, z. B. die Gesetzmäßigkeit meines Farbenvorstellens oder der Raumanschauung.

* Ein solches Moment der Fremdheit sind endlich die erfahrungsgemäßen Zusammenhänge.

* Und die zugehörigen logischen Gefühle nun sind diese: Das qualitative Bestimmtsein aller vorstellbaren sinnlichen oder »äußeren«, kurz objektiven oder physischen Gegenstände durch die Empfindung oder Wahrnehmung, also den physiologischen Reiz,

bzw. das qualitative Bestimmtsein aller vorstellbaren Bewußtseinserlebnisse oder »subjektiven« Gegenstände, durch die Nachwirkung von Bewußtseinserlebnissen, die ich hatte, liegt dem Bewußtsein der Objektivität der Qualität zugrunde. Das gegenwärtige oder vergangene volle Gegebensein eines physischen Gegenstandes durch den entsprechenden physiologischen Reiz bedingt das Bewußtsein der objektiven Wirklichkeit solcher Gegenstände; das volle Gegebensein vorgestellter Bewußtseinserlebnisse in der Erinnerung, oder durch die Nachwirkung des vergangenen Erlebens, bedingt ebenso das Bewußtsein der subjektiven Wirklichkeit solcher Bewußtseinserlebnisse. Die apriorische Gesetzmäßigkeit des Vorstellens ergibt das Bewußtsein der Objektivität der apriorischen Relationen zwischen Gegenständen und insbesondere das Bewußtsein der apriorischen Zusammengehörigkeit. Die erfahrungsgemäßen Zusammenhänge endlich bedingen das Bewußtsein der empirischen Zusammengehörigkeit. Immer ist es ein solches Moment der Fremdheit, das im reinen Objektivitätsbewußtsein sich spiegelt, also in den logischen Gefühlen sein Bewußtseinskorrelat hat.

* Und das diesem reinen Objektivitätsbewußtsein gegenüberstehende Subjektivitätsbewußtsein ist allemal das Bewußtseinssymptom dafür, daß an die Stelle der Bedingtheit durch ein solches Moment der Fremdheit ein Bedingtsein durch mich getreten ist, d. h. daß die Beschaffenheit eines Erlebnisses, das Dasein eines Gegenstandes, eine Relation, ein Zusammen, oder eine Verknüpfung, statt durch ein solches Fremdes bedingt zu sein, dem psychischen Lebenszusammenhange, dem gegenwärtigen oder dem vergangenen, entstammt. Das Bewußtsein der subjektiven Wirklichkeit ist — einerseits ein Objektivitäts-, andererseits aber zugleich ein Subjektivitätsbewußtsein. Es ist das Bewußtsein der Unabhängigkeit vom gegenwärtigen, aber zugleich des Entstammens aus dem vergangenen psychischen Lebenszusammenhange.

Gegenstandswertgefühle.

* Grundsätzlich anders nun verhält es sich mit den affektiven Gegenstandsgefühlen, d. h. den Gefühlen des Wertes eines Gegenstandes. Diese gewinne ich — nicht, indem ich den Gegenstand

als solchen, sondern indem ich ihn apperzipiere hinsichtlich seines Wertes, d. h. hinsichtlich seiner Bedeutung für mich, oder hinsichtlich der Weise, wie er mich »affiziert«. Und hier ist sogleich zu korrigieren: Nicht der Gegenstand affiziert mich — da dies Affizieren ein Wirken ist, und Gegenstände psychisch nicht wirken —; sondern, was mich affiziert, ist die Vorstellung des Gegenstandes oder seine Apperzeption. Demgemäß ist das Gefühl des Wertes eines Gegenstandes das Bewußtseinssymptom der Beziehung der Apperzeption des Gegenstandes zu mir; und nicht schlechtweg »zu mir«, sondern zu den in mir gegebenen Bedingungen der Apperzeption desselben.

* Hier erhebt sich aber die Frage: Wie kann eine Wertung eine objektive sein, wenn in ihr die Beziehung der Apperzeption des Gegenstandes zu den in mir gegebenen Bedingungen meines Apperzipierens ihren Ausdruck findet? Darauf gibt die Antwort das bereits vorhin Gesagte: Wertgefühle sind ihrer Natur nach nicht reine Gegenstandsgefühle. Dies heißt, daß sie ein Moment der Subjektivität in sich tragen. Und dieses Moment der Subjektivität liegt in der soeben bezeichneten Herkunft derselben begründet.

* Aber dies schließt doch den Objektivitätscharakter der Gegenstandswertgefühle nicht aus. Dieselben können einen solchen Charakter an sich tragen, sofern sie doch nicht bedingt zu sein brauchen durch den gegenwärtigen psychischen Lebenszusammenhang, oder mein gegenwärtiges Ich, überhaupt nicht durch das Ich eines Momentes.

* Diesem Ich steht aber zunächst gegenüber die von jedem Moment-Ich unabhängige allgemeine Natur des Ich oder der Seele, die allgemeinen Tendenzen oder die allgemeine Gesetzmäßigkeit des Apperzipierens überhaupt. Soweit diese, vom gegenwärtigen Ich, überhaupt dem Ich eines Momentes und seinen zufälligen Bestimmtheiten und Inhalten unabhängige »Natur der Seele« in einem Werten das Bestimmende ist, ist das Werten unbeschadet jener selbstverständlichen Subjektivität notwendig ein objektives. Auch hier gibt sich in dem Objektivitätsgefühle das Bedingtsein durch ein Fremdes, nämlich eben durch dies von den Moment-Ichen unabhängige Ich, bzw. die Gesetzmäßigkeit desselben, zu erkennen. Es gelangt darin dies mein »apriorisches« Wesen zur Aussprache.

* Es kommt aber in meinem Werten irgend eines Gegenstandes dieses Ich oder diese Gesetzmäßigkeit rein zur Wirkung in dem Maße, als ich den Gegenstand rein und voll apperzipiere oder apperzipierend ihm ganz zugewendet bin, und frage, was er mir bedeutet; oder negativ ausgedrückt, in dem Maße, als ich in solchem Apperzipieren, also in meinem Werten, die zufällig jetzt in mir vorhandenen subjektiven Bedingungen, oder die besonderen Bestimmtheiten des Moment-Ich, außer Wirkung setze, oder ihnen das »Mitreden« verbiete, kurz von ihnen abstrahiere. Daß ich dies kann, darauf eben beruht die Möglichkeit der objektiven Wertung. — Hierauf wird zurückzukommen sein.

XIX. Kapitel: Affektive Gefühle.

Einteilung der affektiven Gefühle.

Nicht alle Affektgefühle sind aber Gefühle des »Wertes eines Gegenstandes«. Zunächst gilt das Allgemeine: In allen Affektgefühlen beantwortet sich mir die Frage, wie sich ein psychischer Vorgang zu den in mir gegebenen Bedingungen seiner Kraftaneignung, und schließlich zu den in mir gegebenen Bedingungen der Apperzeption des in ihm gedachten Gegenstandes, verhält. Aber dies kann ein Mehrfaches heißen. Es kann insbesondere unter dem »Ich« ein Mehrfaches verstanden sein.

Das eine Mal ist das »Ich« das schon Bezeichnete: Die Natur der Seele oder die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Apperzeption. Hier bestimmt sich jene Frage genauer so: Wie verhält sich die Apperzeption eines Gegenstandes zur allgemeinen Natur der Seele, und den in ihr gegebenen Bedingungen für die Apperzeption eines so beschaffenen Gegenstandes? Die Antwort hierauf geben die Gegenstandswertgefühle.

Die soeben formulierte Frage zerfällt aber wiederum in zwei Fragen. Einmal: Wie verhält sich die Apperzeption des Gegenstandes zur Natur der Seele vermöge der Qualität des Gegenstandes? Und zum anderen: Wie verhält sie sich dazu vermöge seiner Quantität, d. h. vermöge der Höhe des Anspruches, den die »Vorstellung« des Gegenstandes an die psychische Kraft stellt?

Auf jene Frage nun gibt die Antwort das Gefühl der Lust und der Unlust. Auf diese das Quantitätsgefühl, mit seinem Gegensatze des Großen und des Kleinen.

Diese beiden Gefühlsqualitäten zusammen konstituieren das Gegenstandswertgefühl. In der Wertung eines Gegenstandes liegt allemal das Lust- oder Unlustgefühl, und es liegt darin zugleich ein positives oder negatives Größengefühl.

Jener Doppelfrage aber tritt gegenüber eine zweite Frage. Dieselbe lautet: Wie verhält sich ein psychischer Vorgang zu den gleichzeitigen oder vorangehenden psychischen Vorgängen? D. h. wie verhält er sich zu den in diesen letzteren gegebenen Bedingungen für die Aneignung der psychischen Kraft durch andere Vorgänge oder für die Apperzeption anderer Gegenstände?

Dazu tritt die dritte Frage: Wie »verhält sich« — im gleichen Sinne — ein psychischer Vorgang zu anderen möglichen psychischen Vorgängen, d. h. zu den in mir vorhandenen Gedächtnisspuren solcher? — Die Gefühle, in denen sich mir jene zweite und diese dritte Frage beantworten, können zusammen als »Heim- und Fremdgefühle« bezeichnet werden.

Die vierte Frage endlich lautet: Wie verhält sich der gesamte gegenwärtige psychische Lebensablauf zu den in der Natur der Seele gegebenen Bedingungen psychischer Lebensbetätigung überhaupt? Darauf geben mir die Antwort die »affektiven Zustandsgefühle«, oder die Gefühle meiner gegenwärtigen psychischen Gesamtverfassung.

Zu den logischen Gefühlen und den bezeichneten vier Gattungen von Affektgefühlen fügen wir aber jetzt sogleich die dritte Grundgattung von Gefühlen. Die Affektgefühle sind, wie die logischen, Gefühle einer in einem Augenblick gegebenen psychischen Sachlage. Wir könnten sie darum auch Lagegefühle nennen. Diesen nun stehen gegenüber die Bewegungsgefühle. Diese sind Gefühle des »Abzielens«, oder aber sie sind eigentliche Bewegungsgefühle. Jene sind die Gefühle des Strebens, diese die Gefühle des »strebenden Fortgehens«, d. h. des Tuns und Erleidens. Hier herrscht neben dem Gesetze der Lust und Unlust der damit unmittelbar zusammenhängende Gegensatz der Aktivität und Passivität. Wir wollen diese Gefühle kurz »voluntative« Gefühle nennen.

Die hiermit gegebene Grundeinteilung der Gefühle erfordert noch folgenden Zusatz: Verhält sich ein Vorgang irgendwie zu anderen, mit denen er zusammentrifft, so verhält sich dies Zusammentreffen jederzeit zugleich in bestimmter Weise zur allgemeinen Natur der Seele. So gehören also in gewisser Weise die Gefühle der zweiten und der dritten Klasse der Affektgefühle zugleich in die erste, d. h. sie sind zugleich Lust- bzw. Unlust- und Größengefühle. Dies hindert doch nicht die Eigenart jener beiden Klassen.

Ebenso besteht auch bei den Strebungs- und Bewegungsgefühlen jedesmal die Frage zu Recht, wie die Strebungen und die Bewegungen sich zur allgemeinen Natur der Seele verhalten. Auch diese Gefühle sind also zugleich Lust- bzw. Unlust- und Größengefühle.

Gesetz des Lustgefühls.[1])

Fragen wir nun zunächst allgemein nach den Bedingungen der Lust und Unlust. Die allgemeine Regel lautet: Lust begleitet einen psychischen Vorgang in dem Maße, als in der Kraftaneignung oder dem Wirksamwerden desselben, und schließlich in der Apperzeption des in dem Vorgange gedachten Gegenstandes, die Natur der Seele zu ihrem Rechte, oder zur positiven Geltung kommt; oder in dem Maße, als das Zurgeltungkommen des psychischen Vorganges im psychischen Lebenszusammenhang, oder die ihm zuteil werdende »Aufmerksamkeit«, den in der Natur der Seele liegenden Bedingungen der Aufnahme eines solchen Vorganges in den psychischen Lebenszusammenhang, oder den darin liegenden Bedingungen der Hinwendung der Aufmerksamkeit auf psychische Vorgänge, und schließlich der Apperzeption von Gegenständen, gemäß ist.

Dies ist nun aber der Fall einerseits in dem Maße, als der Seele zur Aufnahme der Vorgänge oder zur Zuwendung der Aufmerksamkeit durch einen Vorgang Gelegenheit geboten wird, zum andern in dem Maße, als in ihrer eigenen Natur zu solcher Apperzeption eine Bereitschaft liegt oder günstige Bedingungen gegeben sind. D. h. die Höhe der Lust unterliegt einer doppelten Bedingung. Die

[1]) Für die weitere Ausführung des Folgenden, bis zum Ende des fünften Abschnittes, vgl. meine »Ästhetik«, Hamburg und Leipzig 1903, Bd. I.

eine ist der Anspruch des Vorganges auf die Aufmerksamkeit oder die Apperzeption, kurz die »Energie« des Vorganges oder der Vorstellung des zu apperzipierenden Gegenstandes. Die andere ist die natürliche Bereitschaft der Seele zu solcher Apperzeption. Die Lust ist um so höher, je größer der Anspruch eines Vorganges, und je größer gleichzeitig in der Seele die Bereitschaft ist, diesem Anspruch zu genügen.

Dagegen ist die Unlust das Bewußtseinssymptom des Gegensatzes zwischen dem die Aufmerksamkeit oder die Apperzeption beanspruchenden Vorgang, und der Bereitschaft der Seele, diesem Anspruch zu genügen. Sie wächst mit der Höhe des Anspruches und dem Mangel der »Bereitschaft«.

Diese »Bereitschaft« ist nun näher zu bestimmen. Hierbei aber fassen wir zunächst speziell die Gegenstandswertgefühle ins Auge; genauer die Gefühle der Lust an Gegenständen, oder die Gefühle der Lust, die aus der Apperzeption eines Gegenstandes entspringen, und demgemäß auf diese Gegenstände als solche unmittelbar bezogen erscheinen.

Und dabei unterscheiden wir wiederum zwischen Form- und Elementargefühlen. Wir bezeichnen mit jenem Namen die Gefühle der Lust bzw. der Unlust, die an einem Gegenstand haften um seiner »Form«, d. h. um der Wechselbeziehung seiner Teile willen. Dagegen nennen wir Elementargefühle solche Gefühle der Lust bzw. Unlust, die an einem Gegenstand haften, der für unser Bewußtsein einfach ist, z. B. an der einfachen Farbe, dem einfachen Ton usw. Die »Formgefühle« sind darnach nichts anderes als Gefühle der Lust bzw. Unlust, die an komplexen Gegenständen als solchen haften.

Wir haben nun ehemals gesehen: Es liegt in der Natur der Seele die Tendenz, ein zumal gegebenes Mannigfaltiges in ein möglichst inniges Ganzes zu verweben oder möglichst innig zu vereinheitlichen. Und es entspricht der Natur der Seele andererseits die selbständige Erfassung des Einzelnen.

Demgemäß ist von Lust begleitet der, ein Mannigfaltiges in sich schließende, komplexe Gegenstand, wenn derselbe vermöge der Einheitsbeziehungen zwischen seinen Teilen oder Elementen und der Beschaffenheit der letzteren dieser doppelten Tendenz der Seele

entgegenkommt, d. h. wenn angesichts des Gegenstandes, ohne Reibung oder Widerspruch, Beides, die vereinheitlichende Apperzeption und die Besonderung, sich vollziehen kann in einem und demselben Akt. Dies aber ist, wie wir wisssen, der Fall in dem Maße, als in dem Mannigfaltigen des Gegenstandes ein alle Teile umfassendes und in sich hegendes Gemeinsames sich heraussondert, und eben dies Gemeinsame in den Teilen des Gegenstandes in klarer, also die Gefahr oder die Tendenz des Ineinanderfließens ausschließender Weise sich differenziert. Vgl. S. 96 f.

Dies »Gemeinsame« wurde schon früher näher bestimmt als ein gemeinsamer Rhythmus des psychischen Geschehens im engeren oder weiteren Sinn, eine gemeinsame Grundform, ein gemeinsames Bildungsgesetz, ein gemeinsamer Grundcharakter. Es kann sich auch darstellen als ein gemeinsamer Grundgedanke, etwa einer Dichtung oder Rede; als ein identisches, alles Einzelne beherrschendes Wollen im Drama; als ein gemeinsames, mannigfache Erkenntnisse in sich schließendes Tatsachengesetz usw. Die Teile des Ganzen stellen sich je nachdem dar als divergierende Ausgestaltungen eines solchen Grundrhythmus, einer solchen Grundform, eines gemeinsamen Bildungsgesetzes, eines Grundgedankens usw.

Ein typischer Fall dieses Gesetzes der Lust ist das Gefühl der Lust angesichts des Zusammenklanges oder der Folge konsonanter Töne. Diese sind, so sahen wir, Differenzierungen eines gemeinsamen »Grundrhythmus« im eigentlichen und engsten Sinn. Ein weniger einfaches, aber vielleicht unmittelbarer einleuchtendes Beispiel für dieses Grundgesetz der Lust bietet der Rhythmus im Großen, d. h. die rhythmische Folge — nicht von Elementen einer Empfindung, sondern von Empfindungen. Auch dieser Rhythmus gefällt, wenn in ihm ein gemeinsamer Grundrhythmus im einzelnen in unmittelbar eindrucksvoller Weise differenziert erscheint.

Aus gleichem Grunde gefällt die regelmäßige geometrische Figur, oder das Bauwerk, in welchem ein gemeinsamer architektonischer Rhythmus, oder ein durchgehendes Formgesetz, im einzelnen in verschiedener und gegensätzlicher Weise sich ausgestaltet.

Von einem gleichartigen Gesichtspunkt aus verstehen wir auch die harmonische Farbenzusammenstellung. Auch hier muß überall ein Gemeinsames der Farbenempfindungsvorgänge statuiert werden,

das in den verschiedenen Farben in entgegengesetzter Weise sich ausgestaltet.

Dies Lustgesetz der »differenzierten Einheitlichkeit« muß nun aber von den Formgefühlen übertragen werden auf die Elementargefühle. Einen unmittelbaren Hinweis auf diese Übertragung schließen die wohlgefälligen Klänge in sich. Diese entstehen, wie wir sahen, indem mehrere Töne, d. h. mehrere Tonempfindungsvorgänge, die einen gemeinsamen Grundrhythmus, nämlich den Rhythmus des Grundtones, in sich tragen, und einfachste, also klarste Differenzierungen desselben darstellen, miteinander verschmelzen, d. h. zu einem Gesamtvorgang innigster Art sich vereinigen, derart daß sie einen einzigen neuen Bewußtseinsinhalt, den Klang, ins Dasein rufen. Dieser Bewußtseinsinhalt ist als solcher, d. h. für das Bewußtsein, einfach, so gut wie der einfache Ton. Der Vorgang aber, der diesem einfachen Bewußtseinsinhalte zugrunde liegt, ist ein solcher, der dem Gesetz der differenzierten Einheitlichkeit entspricht. S. S. 80 f.

Ein solcher Vorgang ist aber nach unserer Auffassung auch schon der einfache Tonempfindungsvorgang. Er differenziert sich in Tonempfindungselemente, die durch Gleichheit und gleiche Art der Folge vereinheitlicht sind.

Und in analoger Weise müssen wir nun jede einfache Empfindung, die von einem Lustgefühl begleitet ist, denken als einen Vorgang, in welchem ein einheitlicher Rhythmus der seelischen Erregung mehr oder minder reich differenziert ist.

Unser obiges Gesetz der Lust bedarf aber noch einer Ergänzung. Es entspricht der Natur der Seele nicht nur die Vereinheitlichung eines Mannigfaltigen im Sinne des Zusammenschlusses zu einem Ganzen, sondern auch weiterhin die monarchische Unterordnung eines Ganzen unter Teile oder Elemente desselben. Dies Gesetz der monarchischen Unterordnung ist im Vergleich mit dem Gesetze der differenzierten Einheitlichkeit ein sekundäres. Und es scheiden sich Gattungen von lustvollen Objekten darnach, ob die Teile in dem einheitlichen Ganzen einander koordiniert sind, also nur ein Gemeinsames in den Objekten »herrscht«, oder ob in ihnen zugleich eine solche Unterordnung oder Befassung des Mannigfaltigen unter herrschende Einheitspunkte stattfindet. Man vergleiche etwa den antiken Tempelbau, in welchem die Unterordnung unter das gemeinsame

Formgesetz die Einheit schafft, mit dem Kuppelbau, bei welchem die Unterordnung des Bauwerkes unter den von der Kuppel überwölbten Teil zur Einordnung in das gemeinsame Gesetz hinzutritt.

Aber auch das Lustgesetz der monarchischen Einheit ist zugleich ein Gesetz der Differenzierung, d. h. die Lust wächst nicht mit dem Grade der Unterordnung, sondern in dem Maße, als unbeschadet der vollkommen sicheren Unterordnung doch zugleich das Untergeordnete möglichste selbständige Bedeutung hat. Es gefällt das »Gleichgewicht«, wie in der Einordnung in das Gemeinsame, so auch der monarchischen Unterordnung; wobei unter dem »Gleichgewicht« eben dies verstanden ist, daß die Selbständigkeit des Einzelnen der Einordnung bzw. Unterordnung ein Gegengewicht bietet. S. S. 97 ff.

Das Gesetz der Vereinheitlichung durch ein Gemeinsames, und ebenso das Gesetz der monarchischen Unterordnung, ist, nach Früherem, ein Gesetz der psychischen Kraftersparnis. Je inniger die Vereinheitlichung ist, um so mehr mindert sich der Anspruch des Einzelnen und damit des Ganzen auf die psychische Kraft. Dagegen steigert sich der Anspruch auf die psychische Kraft mit der Selbständigkeit des Einzelnen oder der Teile des Ganzen. Sofern Letzteres der Fall ist, stimmt jene Forderung des »Gleichgewichtes« überein mit der oben aufgestellten allgemeinen Regel des Lustgefühls, derzufolge die Höhe des Anspruches auf die psychische Kraft eine Bedingung der Höhe des Lustgefühles ist. Vgl. S. 259 f.

Damit erscheint das Gesetz der Lust an Gegenständen einerseits als ein Gesetz der Kraftersparnis, andererseits als ein Gesetz der Beanspruchung psychischer Kraft oder der kraftvollen Betätigung der Seele. Beides faßt sich zusammen in dem Einen: Die Lust wächst mit der Kraftersparnis bei möglichst kraftvoller psychischer Betätigung.

Eine erhöhte Beanspruchung psychischer Kraft schließt aber nicht nur die relative Selbständigkeit der Teile eines komplexen Gegenstandes in sich, sondern es ist solche eingeschlossen auch schon in der psychischen Energie, welche die Teile des Gegenstandes an und für sich besitzen. Andererseits erhöht sich der Anspruch auf die psychische Kraft mit dem Umfang des Ganzen. So ist, wenn wir alles zusammenfassen, die Lust an einem Gegenstande bedingt durch

die vier Faktoren: durch die psychische Energie des Einzelnen, das in ihm zum Ganzen sich zusammenschließt, durch den Umfang des Ganzen, durch die Differenziertheit, und durch die Einheitlichkeit. Die fundamentalste Bedingung bleibt dabei die Einheitlichkeit. Wie mit dem Überwiegen des einen oder des anderen dieser Faktoren zugleich die Lust ihren Charakter ändert, werden wir später sehen.

Unlustgefühle.

Wie das Einheitliche oder in sich Einstimmige, Konsonierende, und zugleich Differenzierte, lustvoll, so ist unlustvoll das in sich Widerstreitende oder Dissonierende.

Hierbei ist zunächst folgendes wohl zu beachten: Widerstreit besteht nicht zwischen dem Disparaten, oder dem, was sich fremd ist, sondern auch solcher Widerstreit setzt als gemeinsame Basis eine Art der Einheitlichkeit voraus. Ein Ton etwa dissoniert nicht mit einem Geschmack oder Geruch, sondern mit Tönen, Farben dissonieren mit Farben usw. Andererseits ist der »Widerstreit«, von dem wir hier reden, wohl zu unterscheiden vom bloßen Gegensatz oder Kontrast. Das Auseinandergehen in Kontraste ist ja die entschiedenste Differenzierung. Und Entschiedenheit der Differenzierung ist eine Bedingung der Lust.

Damit nun ist gesagt, worin der unlustvolle Widerstreit bestehen muß. Ein solcher liegt vor, wenn in einem Ganzen nicht ein Gemeinsames sich heraussondert oder verselbständigt, und, unbeschadet seiner Differenzierung durch die Elemente oder Teile, das im Ganzen Herrschende bleibt, sondern wenn das Gemeinsame in dem Einzelnen oder den Teilen, ohne selbständiges psychisches Dasein, stecken bleibt. Dort, beim differenzierten Einheitlichen, zerlegt sich ein Gleichartiges und zugleich Verschiedenes in ein Moment der vollen Gleichheit und in Momente der deutlichen Geschiedenheit, doch so, daß diese in jenem als Differenzierungen desselben eingeschlossen sind. Beim »Widerstreit« dagegen fließt beides ineinander, oder findet ein Schweben zwischen Gleichheit und Verschiedenheit statt. Dort kann der Forderung der möglichsten Vereinheitlichung und klaren Besonderung nebeneinander und doch in einem einzigen Akte genügt werden; hier widerstrebt der Forderung

der Vereinheitlichung die Verschiedenheit, der Forderung der Sonderung der Mangel der klaren Scheidung.

Und hiermit ist zugleich der Grund der Unlust an solchem Widerstreit bezeichnet. Er liegt eben im »Widerstreit« dieser beiden Forderungen. Die Unlust entstammt der Schwebe, d. h. dem Hin- und Hergezogenwerden zwischen beiden. So fordern dissonante Töne als Töne zur vollen Vereinheitlichung auf, und widerstreiten doch derselben als dissonante Töne. Es fehlt ein gemeinsamer, mit sich identischer Grundrhythmus, der sie genügend innig zu vereinheitlichen, und die einfache Differenzierung desselben, die sie genügend klar voneinander zu sondern vermöchte.

Hinzuzufügen ist noch: Wie der Gegensatz und Kontrast, so kann auch der an sich unlustvolle Widerstreit in die lustvolle Differenzierung des Einheitlichen oder in die differenzierte Einheitlichkeit eingehen, ohne daß damit die Lust in Unlust sich verwandelte. Bedingung ist nur, daß auch dieser Widerstreit dem Moment der Einheitlichkeit genügend sicher sich ein- und unterordnet. Dann wirkt der Widerstreit sogar, indem er das Interesse, d. h. die Inanspruchnahme psychischer Kraft, erhöht, auf die Lust steigernd. Auch darauf kommen wir zurück.

Neben den beiden Möglichkeiten, daß ein Einheitliches sich differenziert, und in ihm Gegensätze und schließlich Elemente des Widerstreites einem beherrschenden Gemeinsamen sich ein- und unterordnen, und der Möglichkeit, daß das Einheitliche zugleich der vollen Vereinheitlichung und andererseits der klaren Differenzierung sich widersetzt, oder zwischen voller Vereinheitlichung und klarer Sonderung schwebt, steht die dritte Möglichkeit der unterschiedslosen, oder relativ unterschiedslosen, also auch vom Widerspruche gegen die vereinheitlichende Apperzeption freien Einheitlichkeit. Man denke etwa an die völlig ungegliederte gleichmäßige Folge eines und desselben Tones oder Taktschlages, und vergleiche diese mit der Melodie einerseits, einer Folge schriller Dissonanzen andererseits. Solche Einheitlichkeit steht zwischen Lust und Unlust. Sie schlösse, als Einheitlichkeit, einen Grund zur Lust in sich; aber es fehlt die andere Bedingung: die genügend bestimmte und reiche Differenzierung, und damit die erregende Kraft, die Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit oder des »Interesses«. So ist sie gegen Lust

und Unlust relativ indifferent. Umgekehrt müssen wir alles Indifferente oder Gleichgültige denken als ein in besonderem Maß ungeschiedenes einheitliches Erlebnis.

Lust, Unlust und psychische Energie.

* An die vorstehende Betrachtung der Bedingungen der Lust und Unlust, und zuletzt auch des Gleichgültigen, knüpft sich naturgemäß die Ausfüllung einer Lücke, die wir an früherer Stelle lassen mußten: Es kann uns jetzt die besondere psychische Energie der Vorstellung des Lustvollen, andererseits der Vorstellung des Unlustvollen, die wir früher nur als Tatsache hinnahmen, es kann uns überhaupt die Art, wie diese Vorstellungen, und zugleich auch die Art, wie die Vorstellungen des Gleichgültigen in den seelischen Lebenszusammenhang sich einfügen, verständlich werden.

* Doch müssen wir zu diesem Ende mit dem obigen folgenden allgemeinen Gedanken verbinden:

* Es muß, so wurde ehemals — S. 43 — gesagt, eine allgemeine psychische Einheitsbeziehung, ein allen psychischen Vorgängen überhaupt Gemeinsames geben, das das Hinüberfließen der psychischen Kraft von einem zum anderen Vorgang ermöglicht. Nun wendet sich aber dem Lustvollen die Aufmerksamkeit oder psychische Kraft besonders leicht zu. Und auch diesem fließt sie zu von dem sonstigen psychischen Lebenszusammenhange her. Dies setzt voraus, daß eine besondere Einheitsbeziehung besteht zwischen dem Lustvollen und diesem übrigen psychischen Lebenszusammenhange.

* Dies nun führt auf folgende Anschauung: Jenes allem psychischen Geschehen Gemeinsame, so müssen wir annehmen, ist ein qualitativ einheitlicher Grundcharakter oder »Grundrhythmus«; eine qualitativ einheitliche Grundform. Alles psychische Geschehen ist zunächst eine überall in dieser Grundform verlaufende Bewegung.

* Diese allem psychischen Geschehen gemeinsame Grundform aber ist in gewissen psychischen Vorgängen nach dieser oder jener Richtung reicher oder weniger reich differenziert, doch immer so, daß sie als diese Grundform ungestört bestehen bleibt. Diese Vorgänge sind die lustvollen psychischen Vorgänge.

* In anderen psychischen Vorgängen dagegen ist diese Grundform oder dieser »Grundrhythmus« alles psychischen Geschehens in dieser oder in jener Richtung näher bestimmt, entbehrt aber des Reichtums der Differenzierung. Diese relativ undifferenzierten Vorgänge sind die indifferenten oder gleichgültigen. Dahin gehören auch die einfachen Empfindungen des Druckes, der Muskelkontraktion, der Gelenkreibung usw., die indifferenten Geschmacks- und Geruchsempfindungen. Sie verhalten sich zu den differenzierten, wie das neutrale Grau, der bloße Helligkeitsgrad, zum Rot oder Grün.

* Endlich ist, wiederum in anderen Vorgängen, diese gemeinsame Grundform mehr oder minder differenziert, aber so, daß in sie durch die Weise der Differenzierung eine Störung ihrer Einheitlichkeit oder ein Widerstreit hineinkommt. Solche Vorgänge sind die unlustvollen Vorgänge.

* Oder im Bilde gesprochen: Das psychische Leben ist eine Folge von Akkorden mit einem einzigen durchgehenden Grundton. Einige Akkorde sind reich, und in sich und zu diesem Grundtone konsonant. Andere sind arm, oder an ihre Stelle ist ein einziger Ton getreten, der Grundton, oder ein ihm nahe verwandter. Endlich finden sich in jener Folge auch in sich oder zu jenem Grundtone mehr oder minder dissonante Akkorde, oder mit jenem Grundtone mehr oder minder dissonierende Töne.

* Hieraus nun wird auch die verschiedene Weise des Auftretens und Ablaufes der oben unterschiedenen Arten von Vorgängen im psychischen Lebenszusammenhange begreiflich. Jene allgemeine Grundform des psychischen Geschehens oder jener »allgemeine Grundrhythmus« ist dasjenige, in dessen ungestörtem Ablaufe zunächst die »Natur der Seele« zu ihrem »Rechte« kommt. Er ist zugleich dasjenige, was dem Lustvollen die psychische Kraft leicht zufließen läßt. Andererseits ist die mehr oder minder reiche Differenzierung der lustvollen Vorgänge dasjenige, was bei ihnen die »passive Absorptionstendenz« zunächst hintanhält, dann aber auch wiederum eine solche hervorruft, was also einerseits das Heraustreten, dann aber auch wiederum das Zerfließen der lustvollen Vorgänge im allgemeinen psychischen Lebenszusammenhang ermöglicht: Nachdem das Lustvolle die psychische Kraft angeeignet

hat, wirkt es vermöge der Ungestörtheit, welche jene allgemeine Grundform des psychischen Geschehens in ihm besitzt, auch wiederum auf die Apperzeption desjenigen, was gleichfalls diese Grundform in sich trägt, hin, d. h. es läßt diesem, es läßt mit anderen Worten dem psychischen Lebenszusammenhang überhaupt, seine Kraft wiederum zufließen. Eben damit wird es absorbiert oder vom psychischen Lebenzusammenhang »assimiliert«.

Auch dem Indifferenten fließt die psychische Kraft leicht zu; sie fließt aber vermöge des Mangels der Differenzierung ebenso leicht wieder von ihm ab. Zur »aktiven« gesellt sich hier sofort die »passive« Absorption.

Endlich ist die Störung dieser Grundform oder dieses Grundrhythmus dasjenige, was dem Unlustvollen seine besonders aufdringliche Kraft verleiht. Dabei erinnern wir uns wiederum daran, daß die Einheitsbeziehung zwischen einem Vorgang und dem sonstigen psychischen Leben dasjenige ist, was bei der Kraftaneignung dieses Vorganges zunächst wirkt, dagegen das »Fremde« an dem Vorgange, d. h. dasjenige, was ihn zu dem sonstigen psychischen Leben in Gegensatz stellt, speziell für den Kraftabfluß in Betracht kommt, d. h. auf die Erschwerung desselben hinwirkt.

Das Lustvolle ist also das leicht die psychische Kraft Aneignende und zur psychischen Höhe Gelangende, dann widerspruchslos Assimilierte. Das Indifferente oder Gleichgültige wird ein bloßer Durchgangspunkt für die psychische Kraft. Das Unlustvolle endlich gewinnt minder leicht die psychische Kraft, muß sie dann aber relativ festhalten, weil die Möglichkeit der leichten Assimilation desselben durch den allgemeinen psychischen Lebenszusammenhang fehlt.

Lust-, Unlust- und Größengefühle.

Schon oben — S. 259 f. — ist der Zusammenhang zwischen Lustgefühl und psychischer Größe, d. h. Fähigkeit eines Vorganges, mich in Anspruch zu nehmen, angedeutet worden. Lust und Unlust sind beide abhängig von dieser Fähigkeit der Inanspruchnahme, oder von der »Energie« des psychischen Vorganges.

Auch von der Höhe dieser Inanspruchnahme durch die psychischen

Vorgänge aber haben wir ein Gefühl. Wir nennen es das Größen- oder Quantitätsgefühl. Das Lustgefühl, ebenso das Unlustgefühl, ist zugleich ein solches Quantitätsgefühl.

Auch dies Gefühl nun geht auseinander in einen Gegensatz des Positiven und des Negativen. Es ist Gefühl des Großen oder Gefühl des Kleinen. Hier ist vorausgesetzt, daß in der Seele eine Tendenz besteht, in bestimmtem mittleren Grad in Anspruch genommen zu sein. Was darüber hinausgeht, wird als ein Großes, was dahinter zurückbleibt, als ein Kleines verspürt.

Mehrt sich der Anspruch, den ein psychischer Vorgang an mich stellt oder die »Quantität« des Vorganges, so steigert sich die Lust bis zu gewisser Grenze, und gewinnt zugleich den Charakter der Größe oder des Gewichtigen. Mindert sich der Anspruch, so gewinnt sie einen Charakter des Leichten, Spielenden. Wird jener Anspruch übergroß, so schlägt die Lust in Unlust um. Mindert er sich weiter und weiter, so wird die Lust leer, und verwandelt sich endlich in ein Gefühl des Zuwenig, der Armut, Leere, kurz der Unbefriedigung.

Wir müssen aber nun weiterhin einen mehrfachen Quantitäts- oder Größencharakter des Lustgefühles unterscheiden. Zunächst das »Intensitätsgefühl«, oder Gefühl der eigentümlichen Aufdringlichkeit intensiver Empfindungen. Dazu kommt das Gefühl des Breiten, Massenhaften, oder Voluminösen, etwa bei tiefen Tönen, das Gefühl des Spitzen, Dünnen, etwa bei hohen Tönen. Andererseits das Gefühl der Ruhe oder Langsamkeit bei jenen, der größeren Lebendigkeit oder Raschheit bei diesen.

Ein analoges Gefühl der Masse oder Breite — oder des »Vollen« — haben wir auch angesichts der vollen, d. h. obertonreichen Klänge, oder angesichts des räumlich Großen. Daß hier eine wirkliche Masse, Größe, Breite, das Gefühl der Masse herbeiführt, läßt schließen, daß es bei den einfachen Tönen sich ebenso verhalte. Dies stimmt damit überein, daß die tieferen Töne breiteren Schallwellen ihr Dasein verdanken. Diese Breite oder Massenhaftigkeit in den physikalischen Reizen müssen wir, ebenso wie nach früher Gesagtem die rhythmische Verwandtschaft der Schwingungsfolgen konsonanter Töne, irgendwie in den Tonempfindungsvorgängen wiederkehrend denken.

In gleicher Weise steht zweifellos das Gefühl der Ruhe angesichts

der tiefen Töne in Zusammenhang mit der langsameren Wellenbewegung, der sie entstammen.

Das Gefühl der Masse wird weiterhin, bei reicherer Differenzierung der psychischen Vorgänge, zum Gefühl der Mannigfaltigkeit, oder des durch Mannigfaltigkeit Interessanten, Reizenden, lebhafter Erregenden. Diesem Gefühl steht gegenüber das Gefühl des einfach, ruhig, klar Befriedigenden. Ein Beispiel für dies letztere bietet der Klang mit wenigen und tiefen, also zum Grundton und unter sich in hohem Grade konsonanten Obertönen, oder das in einfachen Konsonanzen verlaufende Tonwerk. Bei beiden wächst das Interesse oder der »Reiz«, wenn zu den einfachen minder einfache Konsonanzen oder relative Dissonanzen hinzutreten.

Hiermit ist schon der Übergang gemacht zu der Lust, die durch sukzessive Hineinnahme des Störenden, Dissonanten, oder des Nichtseinsollenden, des Leidens, der Not, der Verkümmerung, kurz des an sich Unlustvollen, den Charakter der immer stärker gewürzten Lust gewinnt. Diese Lust ist im einzelnen unendlich vielfacher Art. Sie ist das eine Mal Lust am Pikanten, ein andermal schmerzlicher Genuß. Schließlich wird, wenn das Unlustgefühl gegenüber dem Häßlichen abgestumpft ist, der Hautgout, das Perverse, das ausgesucht Quälerische zum Mittel der Luststeigerung. Immer ändert sich dabei zugleich der Charakter des Lustgefühles. Zugleich kommt hier freilich leicht der Punkt, wo die Lust in Unlust, vielleicht in Ekel, umschlägt.

Dazu muß hinzugefügt werden: Auch die Intensität, etwa des Tones, wird, wenn sie sich steigert, schließlich zur unlustvollen Intensität. Ebenso wird das Massenhafte, wenn seine Massenhaftigkeit wächst, schließlich zum unlustvoll Massenhaften; die Raschheit und Lebendigkeit zur beunruhigenden oder verletzenden Raschheit und Lebendigkeit, die Mannigfaltigkeit zur verwirrenden Mannigfaltigkeit, jede Größe zur unlustvollen Übergröße.

Eine weitere Größendimension tritt bei der ästhetischen und ethischen Lust zu den bisher bezeichneten hinzu, nämlich die Dimension der Tiefe. Jedes ästhetische und ethische Wertgefühl hat einen Charakter des Innerlichen oder des in die Tiefe Gehenden, der es von dem Gefühl der bloß sinnlichen Lust, etwa an einer Geschmacksempfindung, spezifisch unterscheidet. Dieser Gefühlscharakter beruht

auf der Tiefe des Persönlichkeitsmomentes, der Tiefe des Menschlichen und menschlich Bedeutsamen, das in dem Lustvollen für uns liegt.

Zu der größeren oder geringeren Tiefe gesellt sich endlich die größere oder geringere »psychische Weite«, d. h. das fühlbare Sichausbreiten der Lust an einem Erlebnis in eine mehr oder minder weite, das psychische Gesamterleben erfassende Stimmung.

Mit der Tiefe verbindet sich die Größe in dem ästhetisch und ethisch Großen. Dies ist das Erhabene. Erhaben ist die Kraft, der Reichtum und die innere Freiheit der Persönlichkeit, und dasjenige, worin wir dergleichen finden, oder in das wir dergleichen einfühlen. Erhaben ist dasjenige, das, indem wir es erleben oder miterleben, uns erhebt.

Auch hier vollzieht sich, indem die Größe ins Übermaß wächst, ein Übergang von Lust in Unlust. Das Erhabene wird zum Überwältigenden, Bedrückenden, Furchtbaren usw.

Mischgefühle.

Alle die Übergänge von Lust in Unlust, von denen im obigen die Rede war, — durch Steigerung der Größe, der Intensität, der Mannigfaltigkeit usw., vor allem durch den Hineintritt des Widerstreits, überhaupt der Bedingungen der Unlust, in das Lustvolle — geschehen nicht durch eine Indifferenzzone, oder auch nur durch einen Indifferenzpunkt hindurch, sondern durch sukzessive Unlustfärbung der Lust, bis schließlich die Unlust überwiegt; also durch ein Lust-Unlust- oder ein Unlust-Lustgefühl hindurch.

Diese Lust-Unlust- oder Unlust-Lustgefühle sind eigenartig neue Gefühle. Sie können Gefühlsmischungen oder Gefühlsverwebungen heißen. Sie sind einheitliche Gefühle, in denen aber, unbeschadet der Einheitlichkeit, beides, Lust und Unlust, als »Partialgefühl« nebeneinander steht; so etwa, wie Grün-gelb eine einheitliche Farbe ist, die doch das Grün und Gelb in sich unterscheiden läßt.

Für alle solche Gefühlsmischungen gilt die Regel: Bedingungen der Unlust, in die Bedingungen der Lust aufgenommen, in sie eingeordnet, und mit ihnen unmittelbar vereinheitlicht, beleben innerhalb gewisser Grenzen, soweit nämlich

die Einordnung zugleich eine genügend sichere Unterordnung ist, die Lust, geben ihr aber zugleich ein eigenes Gepräge; je nachdem ein Gepräge des Reizenden, des Gewürzten, des Scharfen, des Gepfefferten, schließlich des Quälenden. In dem Maße aber, als dies Unlustmoment sich steigert und verselbständigt und das Lustmoment verschlingt, nähert sich das Lustgefühl der Unlust.

Als besondere Arten solcher Mischgefühle seien erwähnt das Gefühl der Rührung, der Wehmut, endlich vor allem das Gefühl des Humors und der Tragik. Im Humor verbindet sich das Negative der Komik, in der Tragik das Negative des Leidens, mit dem positiv Wertvollen der Persönlichkeit, die komisch »vernichtet«, bzw. die vom Leiden betroffen wird, zu einem einheitlichen Lust-Unlust-Akkord, in welchem aber das menschlich Wertvolle, durch den Gegensatz zu jenem Negativen in seiner Eindrucksfähigkeit gesteigert, den herrschenden Grundklang bildet.[1])

Heim- und Fremdgefühle.

Den Gegenstandswertgefühlen stellten wir oben zur Seite und gegenüber die »Heim- und Fremdgefühle«. Solche ergeben sich zunächst aus den Beziehungen der psychischen Vorgänge zu den gleichzeitigen und vorangehenden Vorgängen, bzw. zu den in diesen gegebenen Bedingungen für die Kraftaneignung und Apperzeption jener Vorgänge. Dabei ist speziell an die Bedingungen gedacht, wie sie in den Assoziationen vorliegen. Der Fortgang von Vorgang zu Vorgang in den Bahnen, welche die Assoziationsgesetze vorschreiben, ergibt die Heim-, das Heraustreten aus ihnen, oder der Gegensatz zu dem, was sie vorschreiben, die Fremdgefühle. Jene sind an sich betrachtet lust-, diese unlustgefärbt. Dies hindert doch nicht die Eigenart dieser Gefühle. Dieselbe bleibt bestehen, auch wenn um der eigenen Beschaffenheit der Erlebnisse willen diese Färbung durch die gegenteilige ersetzt wird.

In diesen Zusammenhang gehört zunächst das Gefühl der Ähnlichkeit und der Unähnlichkeit. Ich meine: das Gefühl der Leich-

[1]) S. »Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung«. Hamburg und Leipzig 1898. Vgl. auch »Der Streit über die Tragödie«. Ebenda 1891.

tigkeit und Natürlichkeit beim Fortgang von Erlebnissen zu ähnlichen, und das gegenteilige Gefühl, der Hemmung, Zumutung, Reibung, beim Fortgang von einem Erlebnis zu völlig andersgearteten Erlebnissen.

Dem ersteren dieser Gefühle verwandt ist das Gefühl der Befriedigung, wenn das Erwartete oder Erstrebte eintritt. Es ist ein Gefühl der Lösung der Spannung, des Beruhigtseins. Dabei denke ich auch an die Befriedigung oder Beruhigung, die sich ergibt, wenn ein erwartetes Unangenehmes eintritt. Bei der Befriedigung des Wollens ist, wie wir schon sahen, zu unterscheiden die passive und die aktive Befriedigung, das Mirzuteilwerden des Erstrebten, und das Gelingen oder Vollbringen.

Das Gefühl des Fortganges vom Wollen zum Gelingen ist das Gefühl des Könnens; das Gefühl des am Fortgang verhinderten, also stehen bleibenden Wollens ist das Gefühl des Nichtkönnens. Beide sind wohl zu unterscheiden von den »logischen« Gefühlen der objektiven Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit.

Den Gegensatz zum Gefühl der Befriedigung bildet einerseits das Gefühl des unbefriedigten Verlangens, andererseits das Gefühl der Enttäuschung. Jenem steht in anderer Richtung gegenüber das Gefühl des Überdrusses, das sich einstellt, wenn meine Aufmerksamkeit zu einem Gegenstand hingelenkt und dabei festgehalten wird, der Gegenstand aber einer passiven Absorptionstendenz verfallen ist, also die Aufmerksamkeit natürlicherweise von ihm sich abzuwenden tendiert.

Besondere Arten des Fremdgefühls sind die Gefühle, die entstehen, wenn ein Erlebnis von dem vorangehenden oder im Momente seines Eintretens in mir sich abspielenden psychischen Lebenszusammenhange nicht vorbereitet ist. Dasselbe ist ein Gefühl des Schrecks, wenn das Erlebnis mit der Unvorbereitetheit eine große Eindrucksfähigkeit verbindet. Das Schreckgefühl ist das Gefühl der plötzlichen und starken Inanspruchnahme der psychischen Kraft seitens eines Erlebnisses. An die Stelle des Schreckgefühls tritt das Gefühl der Überraschung, wenn das Moment der Fremdheit überwiegt; das Gefühl des Erstaunens, wenn ich auf die Größe oder das Gewicht des Erlebnisses nicht vorbereitet bin. Ich kann überrascht sein durch das unerwartet Große, wie

durch das unerwartet Kleine. Das Erstaunliche aber ist das unerwartet Große. Alle diese Gefühle können wiederum lust- und unlustgefärbt sein. Ebendadurch sind sie von den reinen Lust- und Unlustgefühlen deutlich unterschieden.

In diesen Zusammenhang gehört auch das Gefühl der Komik[1]). Dasselbe entsteht, wenn ein Großes, Gewichtiges, Eindrucksvolles, vorbereitet ist, und ein relativ Nichtiges plötzlich an seiner Stelle erlebt wird, oder wenn Eines und Dasselbe erst als gewichtig erscheint, oder als ein solches sich gebärdet, und dann plötzlich als nichtig sich darstellt. Es entsteht in jedem Fall aus dem Übergewicht des zur Auffassung eines Erlebnisses bereitgestellten psychischen Kraftquantums über den Anspruch, den das Erlebnis seiner Natur nach an die psychische Kraft zu stellen vermag. Die »Bereitstellung« ist gegeben in jener Erwartung eines Großen bzw. in jener Art des Komischen, zunächst als ein Großes zu erscheinen. Das Übergewicht der bereitgestellten Kraft über den erhobenen Anspruch ermöglicht eine besonders leichte oder spielende Auffassung des fraglichen Erlebnisses. In dieser liegt der Grund für die eigentümlich leichte, heitere, oder »lustige« Lust am Komischen. Andererseits ergibt sich aus der Enttäuschung, die das komische Erlebnis jederzeit in sich schließt, ein Moment der Unlust, das sich steigern und die Lust überwiegen kann. Auch das Gefühl der Komik ist darnach ein Mischgefühl, nämlich aus heiterer Lust und Unlust der Enttäuschung.

Die »objektive Komik« ist die Komik der Gegenstände. Sie erwächst aus dem Gegensatz der größeren oder geringeren Eindrucksfähigkeit derselben. Die subjektive Komik, oder der Witz, ergibt sich aus dem Gegensatz des logischen Gewichtes und der logischen Gewichtlosigkeit von Worten, Gebärden, Handlungen. Die naive Komik endlich erwächst aus dem Gegensatz des Gewichtes, das Worte, Gebärden und Handlungen haben, indem ich sie einerseits vom »Standpunkte« der naiven Persönlichkeit, andererseits von meinem eigenen, wirklich oder vermeintlich überlegenen Standpunkt aus betrachte.

---

[1]) Genaueres hierüber in »Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung«. Hamburg und Leipzig 1898.

Zum Ganzen des komischen Affektes gehört noch das Hin- und Hergehen zwischen Stauung und Lösung. Daß das Komische in dem Zusammenhang, in dem es auftritt, ein Fremdes ist, bedingt die Stauung. Diese entlädt sich auf das Komische. Aber das Komische lenkt die Aufmerksamkeit, da es dieselbe vermöge seines geringen Gewichtes nicht festhalten kann, besonders leicht zurück auf dasjenige, an dessen Stelle es trat. Damit beginnt das Spiel von neuem. Allmählich aber wird das Komische in mir »heimisch«; es wird ein zum Gewichtigen psychologisch Zugehöriges. Damit ist dem komischen Affekt der Boden entzogen.

Aus der Beziehung der Erlebnisse zu den in mir vorhandenen Gedächtnisspuren oder Gedächtnisdispositionen entsteht das Gefühl der Bekanntheit und der Neuheit. Jenes ist ein eigentümliches Gefühl der Erleichterung der Kraftaneignung oder Apperzeption, das entsteht, indem die Gedächtnisspuren von gleichartigen Erlebnissen der Kraftaneignung eines Erlebnisses, oder der Apperzeption des erlebten Gegenstandes zu Hilfe kommen. Es ist zugleich ein mehr oder minder bestimmtes oder unbestimmtes Bewußtsein, daß dergleichen schon einmal erlebt wurde. In Letzterem liegt ein Erinnerungs- und damit zugleich ein Identitäts- oder Gleichheitsurteil. Aber von diesem verschieden ist jenes Gefühl. Das Gefühl der Neuheit andererseits ist das Gefühl aus dem Gegensatze des jetzt Erlebten zu dem, was sonst erlebt wurde.

Was wir erleben, ist uns jederzeit schon in gewissen Teilen, in jedem Fall in seinen Elementen, und der Weise der Verbindung derselben, bekannt. Das Gefühl der Neuheit kann sich also, da wo es sich einstellt, nur ergeben aus dem Umstande, daß die Elemente sonst zu anderen Komplexen verbunden waren. Gesetzt aber nun, diese Komplexe, genauer, die Gedächtnisspuren derselben, wirken jetzt in dem neuen Erlebnis nicht als solche mit, d. h. sie wirken nicht der Auffassung des neuen Erlebnisses entgegen, so entsteht ein irrtümliches Bewußtsein der Bekanntheit. Dies Bewußtsein ist also eine Dissoziationserscheinung; ein Ergebnis der Unwirksamkeit der Einheitsbeziehungen, welche die Elemente dieser

Komplexe aneinander binden, und sie zu dem neuen Erlebnis in Gegensatz stellen.

Und gesetzt, ein Gegenstand ist mir bekannt geworden, aber die Gedächtnisspuren der gleichartigen Erlebnisse, die die Bekanntheit bedingen, bleiben außer Wirkung; dagegen treten in Wirkung Gedächtnisspuren aus der Zeit, ehe mir der Gegenstand bekannt war, es ist mit anderen Worten eine jener »Amnesien« eingetreten, die sich auf die jüngste, aber nicht auf eine frühere Vergangenheit beziehen. Dann kann Bekanntes abnormerweise als fremd oder neu erscheinen. Und dies muß der Fall sein, wenn überhaupt die Gedächtnisspuren des früher Erlebten durch das gegenwärtige Erlebnis nicht in Mittätigkeit gezogen werden.

In der Bekanntheit liegt ein Grund zum Lustgefühl. Aber das Bekanntheitsgefühl kann ebensowohl mit Unlust an dem bekannten Gegenstand Hand in Hand gehen. Es ist also nicht an sich ein Lustgefühl. Ebenso ist das Fremdheitsgefühl nicht an sich ein Unlustgefühl, sondern beide sind wiederum eigenartige Gefühle.

Alle die bezeichneten »Heim- und Fremdgefühle« sind nicht »Gegenstandsgefühle«. Nicht gegenüber einem bestimmten Gegenstand, als diesem bestimmten, oder so beschaffenen, habe ich das Gefühl der Überraschung, der Komik, der Neuheit usw., sondern ich habe dasselbe angesichts der in bestimmter Weise in den psychischen Lebenszusammenhang hineintretenden oder dazu in eine bestimmte Beziehung tretenden Wahrnehmung oder Vorstellung eines Gegenstandes, oder angesichts der Weise des Auftretens derselben im psychischen Lebenszusammenhang oder der Beziehung zu diesem. Die fraglichen Gefühle haften nicht an dem Gegenstand, sondern daran, daß ich jetzt ihn erlebe. Sie sind »Erlebnisgefühle«.

Demgemäß ist auch das begleitende Gefühl der Lust oder Unlust nicht ein Gegenstandsgefühl. Nicht das Mäuschen, das aus dem kreißenden Berge herauskommt, belustigt mich, sondern dies, daß es aus dem kreißenden Berge herauskommt; genauer dies, daß es in dieser eigentümlichen Weise meine Erfahrung zugleich befriedigt und enttäuscht.

Zu den Heim- und Fremdgefühlen, von welchen hier die Rede ist, gehören auch manche der oben so genannten »psychologischen Intellektualgefühle«, nämlich alle diejenigen, die nicht Gefühle des Strebens, der Nötigung, oder Gefühle der intellektuellen Tätigkeit sind; also vor allem das befreiende Gefühl der subjektiven Gewißheit, das beengende Gefühl der subjektiven Ungewißheit, des Schwankens, des Zweifels, das Gefühl der Befriedigung, wenn eine Frage sich beantwortet, der Unbefriedigung, wenn die Antwort nicht zu finden ist. Doch kann auch in diese Gefühle das Moment des Strebens, der Nötigung, der Tätigkeit in mannigfacher Weise eingehen.

Man beachte, daß auch solche Gewißheit und Ungewißheit solches Finden der Antwort auf eine Frage, oder solches Nichtfinden derselben, je nach der Beschaffenheit der »Gegenstände«, um die es dabei sich handelt, lust- und unlustgefärbt sein kann. Daraus erhellt wiederum die Eigenart dieser Gefühle im Vergleich zu Lust und Unlust.

Allgemeine Zustandsgefühle.

Die vierte der oben einander gegenübergestellten Gattungen der affektiven Gefühle bilden die allgemeinen psychischen Zustands- oder Stimmungsgefühle. Solche sind die Gefühle der Heiterkeit, Trauer, Schwermut, Langeweile, Ärgerlichkeit usw. Diese Gefühle sind an sich auf gar nichts bezogen, weder auf Gegenstände als solche, noch auf die Weise ihres Auftretens und Hineintretens in den psychischen Lebenszusammenhang. Sondern sie sind einfach, als Bestimmtheiten des unmittelbar erlebten Ich, da.

Diese Zustandsgefühle sind wiederum unendlich mannigfach. Jede eigenartige Weise des psychischen Lebensablaufes bedingt eine andere Weise dieses Gefühles oder dieser Art, wie mir zumute ist. Doch können gewisse allgemeine Möglichkeiten herausgehoben werden.

Ich fühle mich anders, wenn ich innerlich konzentriert, etwa in einem einzigen Gedanken oder Wollen zusammengefaßt, als wenn ich zerteilt bin. Ich fühle mich anders, wenn mein gesamtes psychisches Leben frei, leicht, als wenn es schwer, gedrückt, gehemmt,

träge, abläuft. Ich fühle mich ebenso anders, wenn ich stark, als wenn ich nur wenig von dem, was ich erlebe oder vorstelle, in Anspruch genommen bin; anders in der inneren Ausfüllung, als in der inneren Leere.

Ein ausgeprägtes Gefühl der letzteren Art ist die Langeweile. Sie ist ein Unlustgefühl aus dem Widerstreit zwischen dem Bedürfnis intensiverer psychischer Betätigung und dem Mangel der Anregung dazu, bzw. der Unfähigkeit, mich dazu anregen zu lassen. Damit geht zugleich Hand in Hand der Mangel der Konzentration; Langeweile ist ein interesseloses Hin- und Hergehen.

Der Grund der allgemeinen Weisen des psychischen Lebensablaufes, die in solchen allgemeinen Zustandsgefühlen sich kundgeben, liegt in erregenden oder lähmenden Nachwirkungen einzelner Erlebnisse, oder in — psychologisch nicht weiter rückführbaren — Steigerungen oder Lähmungen der Energie der einzelnen Vorstellungen bzw. der Energie oder Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen zwischen denselben, oder in körperlichen Zuständlichkeiten, die in einer psychischen Gesamtzuständlichkeit sich spiegeln.

XX. Kapitel: Das Strebungsgefühl und die höheren Gefühle.

Strebungs- und Selbstgefühl.

Von den logischen und den Affektgefühlen unterschieden wir oben, als dritte Hauptgattung der Gefühle, die des Strebens und des strebenden Fortgehens. Dieselben sind, wie wir bereits wissen, Gefühle der größeren oder geringeren Energie des Strebens, andererseits des stärkeren oder schwächeren Spannungscharakters desselben, Gefühle des positiven Strebens und des Widerstrebens, des aktiven und des passiven Strebens, Gefühle des mutlosen oder des mutigen, des bedenklichen oder des unbedenklichen Strebens, Gefühle der »Schwebe«, des Vorziehens, des Schwankens zwischen Strebungen, andererseits der größeren oder geringeren Freiheit, Sicherheit, Gewißheit des Entschlusses oder Entscheides, Gefühle des Wollens, des Tuns, des Erleidens, des geübten und des erlittenen Widerstandes. Wie soeben angedeutet, gehören hierhin auch manche der psychologischen Intellektualgefühle, etwa das Gefühl der Geneigt-

heit zu glauben, des »Annehmens«, des Sichsträubens gegen die Anerkennung einer logischen Forderung, der Nötigung oder des Zwanges der Anerkennung usw.

Das Gefühl des Tuns ist aber hier noch besonders zu betrachten. In ihm erlebe ich in besonderer Weise mich »selbst«. Es ist nicht bloßes Ichgefühl wie alle Gefühle, sondern es ist das Selbstgefühl, nämlich das positive Selbstgefühl. Auch das Selbstgefühl, das ich habe in der Betrachtung meiner Fähigkeiten, Vermögen, Kräfte, ist Gefühl des Tuns oder der Tätigkeit. Ich kann die »Kräfte« oder »Vermögen« vorstellen, nur indem ich sie in Gedanken, sei es auch bloß versuchsweise, sich verwirklichen lasse, indem ich also in meinen Gedanken »tätig« bin.

Das Tätigkeitsgefühl gehört, wie wir wissen, verschiedenen Sphären an. Es ist Gefühl des perzeptiven, des apperzeptiven, des assoziativen Tuns; Gefühl der Tätigkeit der Erinnerung und Phantasie; Gefühl der aktiven Zuwendung der Aufmerksamkeit zu Gegenständen der Wahrnehmung, Erinnerung, Phantasie; Gefühl der Tätigkeit des Erfassens, Festhaltens, Sichversenkens, Sichvertiefens, der aktiven Vereinheitlichung oder Sonderung, des Abstrahierens usw.; Gefühl des strebenden Fortgehens am Leitfaden der Assoziationen. Es ist weiter Gefühl der intellektuellen Tätigkeit, des Besinnens, Fragens, Nachdenkens, Forschens. Es ist endlich Gefühl des praktischen, nach außen gerichteten Tuns. Auch dies verdient doch den Namen eines Tuns nur, sofern es innerliches Tun ist. Das Besondere an ihm ist, daß es gerichtet ist auf das Haben von Bewegungsempfindungen. Die daraus resultierenden körperlichen Vorgänge sind kein Tun, sondern ein physikalisches Geschehen.

Das positive Selbstgefühl, d. h. das Gefühl des Tuns, ist an sich lustvoll. Dies muß so sein, da es in der Natur des »Tuns« liegt, ein von der Persönlichkeit, ihrer Gesetzmäßigkeit oder ihren natürlichen Tendenzen, getragenes psychisches Geschehen zu sein, ein Geschehen, in welchem die »Natur der Seele« sich auswirkt.

Das positive Selbstgefühl ist, kurz gesagt, Selbstwertgefühl. Dies heißt nicht: Es ist »Gegenstand« der Lust, oder ich fühle Lust angesichts des von mir betrachteten Tuns, sondern: Indem ich das Tun fühle, fühle ich Lust. D. h. das Tun selbst ist lust-

gefärbt. Das »Selbstwertgefühl« steht darnach in absolutem Gegensatz zu allen Gegenstandsgefühlen.

Dies hindert doch nicht, daß dasselbe auch zum Gegenstandswertgefühl, d. h. zum Gefühl der Lust angesichts meines Tuns werden kann. Es wird dazu notwendig, wenn ich mein Tun nicht mehr unmittelbar erlebe, sondern dasselbe rückschauend betrachte und an ihm mich erfreue. Doch ist auch solches vergangene Tun nie ein bloß vorgestelltes und betrachtetes, kurz nie rein gegenständlich; sondern ich erlebe es in gewisser Weise von neuem. Ich wiederhole es in meinen Gedanken. Das »reflektierte« Selbstwertgefühl — so wollen wir das in der rückschauenden Betrachtung entstehende Selbstwertgefühl nennen — ist also Gegenstandswertgefühl, und auch nicht. Dies liegt in der Eigenart des Ich. Das vergangene Ich, das ich rückschauend betrachte, ist jederzeit der Tendenz nach ein gegenwärtiges. Davon sogleich ein Weiteres.

In meinem Tun kann ich unterscheiden die Kraft des Tuns, den Reichtum, die Weite, die Mannigfaltigkeit, die Differenziertheit, und endlich die Einheitlichkeit, einschließlich des Zusammengefaßtseins in einem Punkt oder einschließlich der »monarchischen Unterordnung«. Je nachdem das eine oder das andere Moment überwiegt, ist das Selbstwertgefühl ein Gefühl der Kraft, des Reichtums oder der inneren Weite, der Differenziertheit, und ein Gefühl der Freiheit und Herrschaft.

Ein ausgesprochenes Kraft- und zugleich Freiheitsgefühl ist das Gefühl des Stolzes. Tritt dazu die Überhebung über andere, so nennen wir den Stolz »Hochmut«. Die Verachtung Anderer ist an sich Unlust. Dadurch kommt in das Selbstwertgefühl des Hochmütigen ein Moment der Schärfe und Unfreiheit.

Das gesteigerte Selbstgefühl, das nicht in einem gesteigerten Selbst begründet ist, sondern in Ehrung, Gunst, sei es Gunst des Geschickes, sei es Gunst anderer Menschen, ist »Eitelkeit«. Nicht der Stolz, nur die Eitelkeit ist durch Andere verletzbar. Jene eigenartige Fundamentierung macht auch das Gefühl der Eitelkeit zu einem besonderen Gefühl.

»Trotz« ist ein Gefühl der äußeren und inneren Einwirkungen und Gegenwirkungen sich entgegensetzenden und dadurch

»gestauten« Kraft, also gleichfalls mit der Negation behaftet. Das Gefühl des Triumphes ist das Gefühl des Vollbringens aus eigener Kraft, trotz der Hindernisse und Gegenwirkungen; also ein eigenes Gefühl der Befriedigung oder Lösung einer Spannung. — Doch soll auf die unendlichen Gefühlsmöglichkeiten, die hier sich auftun, an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden.[1])

Billigung und Mißbilligung.[2])

Grundbedingung des unmittelbaren Selbstwertgefühles bleibt jederzeit die Einstimmigkeit des Wollens und Tuns mit sich selbst. Die Tatsache der Einheit der Seele oder der Persönlichkeit, und die daraus fließende Tendenz der möglichsten Vereinheitlichung alles psychischen Geschehens, schließt vor allem die Tendenz der Einstimmigkeit der Persönlichkeit in allem ihrem aktiven Verhalten in sich. Der Widerspruch des eigenen Wollens und Tuns mit sich ist ein Widerspruch mit dieser Tendenz oder ist die innerliche Verneinung meiner selbst.

Das Gefühl dieser Selbstverneinung nun ist negatives Selbstgefühl. Umgekehrt ist jedes negative Selbstgefühl Gefühl einer solchen Selbstverneinung. Wie das positive Selbstgefühl oder die »Selbstbejahung« ohne weiteres Selbstwertgefühl, so ist dies negative Selbstgefühl ohne weiteres Selbstunwertgefühl oder Gefühl des verminderten Selbstwertes.

Dem unmittelbaren Selbstgefühl wurde soeben schon entgegengestellt das reflektierte. Ich nannte so dasjenige Selbstgefühl, das sich ergibt in der rückschauenden Betrachtung meiner. Diese, meinte ich, sei nicht bloße Betrachtung, sondern es liege in ihr zugleich ein Wiedererleben.

Damit ist eine neue Seite der Tatsache oder des Gesetzes der Einheit der Persönlichkeit bezeichnet. Dieselbe entspricht dem unmittelbaren Bewußtseinserlebnis der Identität des Ich in den

---

[1]) Einiges hierüber, insbesondere über die trügerische Wertverschiebung, welcher der Stolz auf Güter sein Dasein verdankt, in »Die ethischen Grundfragen«, Hamburg und Leipzig 1899.

[2]) Vgl. für das Folgende, bis zum Schlusse dieses Abschnittes, die soeben erwähnten »Ethischen Grundfragen«.

verschiedenen Zeiten: Meine vergangene Persönlichkeit und jede Weise ihrer Betätigung ist nicht nur vergangen, sondern hat, sofern ich mich derselben erinnere, der Tendenz nach unmittelbare Gegenwart.

Hieraus ergibt sich zunächst die Möglichkeit der Zufriedenheit mit meinem vergangenen Verhalten, der gegenwärtigen gefühlsmäßigen Bejahung desselben. Sie ist ein rückwärts gewendetes Gefühl der Einstimmigkeit meiner mit mir selbst, ein Gefühl des Einklangs zwischen meiner Vergangenheit, die der Tendenz nach Gegenwart ist, und der jetzigen tatsächlichen Gegenwart. Wir bezeichnen dies Gefühl als Gefühl der Billigung des eigenen vergangenen Verhaltens. Dasselbe ist ein neues und eigenartiges Lustgefühl. Aller Stolz auf das, was ich getan habe, ist ein solches Gefühl.

Eben darauf aber beruht auch die gefühlsmäßige Verneinung meines vergangenen Wollens und Tuns. Sie ist das Gefühl des Widerstreites zwischen der Tendenz meiner Vergangenheit, Gegenwart zu sein, und der Weise, wie ich jetzt naturgemäß mich betätige. Dies Gefühl ist ein Gefühl der Mißbilligung. Dasselbe ist nicht minder ein eigenartiges Gefühl, als das der Billigung. Wir nennen es auch Gefühl des Bereuens oder der Beschämung.

Eine völlig analoge Beziehung aber, wie zwischen meiner Vergangenheit und meiner Gegenwart, besteht zwischen der fremden und der gegenwärtigen eigenen Persönlichkeit. Wir wissen: Alles Bewußtsein von dem, was in der fremden Persönlichkeit ist und sich regt, verdankt sein Dasein der Einfühlung. Darum ist alles, was die fremde Persönlichkeit ist, und jede Weise ihrer Betätigung, ihr Wollen und Tun, ihr Urteilen, ihre Lust und Unlust, sofern ich davon weiß, der Tendenz nach nicht nur von mir vorgestellt und gewußt, sondern erlebt oder innerlich mitgemacht.

Dabei fragt es sich aber jederzeit, ob dies Mitmachen oder diese Einfühlung positiver oder negativer Art ist, d. h. ob das Mitmachen in Übereinstimmung oder in Widerstreit steht mit dem, worauf meine eigene Persönlichkeit jetzt hintendiert. Je nachdem wird die innere Verhaltungsweise der fremden Persönlichkeit von mir

gefühlsmäßig bejaht oder verneint. Hier gewinne ich wiederum jenes eigenartig neue Gefühl der Billigung bzw. Mißbilligung.

Zum eigenen vergangenen und zum fremden Verhalten gehört insbesondere auch die eigene vergangene, bzw. die fremde Lust und Unlust. Auch diesen gegenüber besteht die Tendenz des Wiedererlebens, bzw. des Mitmachens.

Mit Bezug hierauf aber muß besonders betont werden: Ich kann mich einstimmig, und kann ein andermal mich in Widerstreit fühlen mit meiner vergangenen Lust oder positiven Wertung, einschließlich der Wertung meiner selbst; und ich kann ebenso mich in Widerstreit, und ein andermal mich einstimmig fühlen mit meiner vergangenen Unlust oder negativen Wertung. Ich kann jene und diese das eine Mal billigen und ein andermal mißbilligen.

Hier ist zu bedenken: Indem meine vergangene Lust in der Erinnerung wiederkehrt, kehrt auch der Persönlichkeitsgrund oder die Persönlichkeitswurzel, die Gesinnung, wieder, woraus dieselbe entstammte, oder die darin sich betätigte. Und auch diese Gesinnung hat die Tendenz, in der Gegenwart in mir wirklich zu sein. Und indem ich nun dies Stück meiner vergangenen Persönlichkeit bejahe oder verneine, bejahe oder verneine ich zugleich die Lust oder Unlust, sofern dieselbe daraus stammt, also mir jetzt Symptom einer bestimmt gearteten Persönlichkeit oder Gesinnung ist; ich gewinne also ein Gefühl der Lust oder Unlust, obzwar der eigenartigen Lust oder Unlust, an der vergangenen Lust oder Unlust.

Ebenso und aus gleichem Grunde kann ich auch an der Lust des Anderen Lust und Unlust, an der Unlust des Anderen Unlust und Lust fühlen. Anders ausgedrückt: Ich kann mit der Lust und Unlust Anderer, ebenso wie mit der vergangenen eigenen Lust und Unlust, positiv und negativ »sympathisieren«.

Objektive Wertungen.

Dies Gefühl der positiven und negativen Sympathie mit mir selbst und mit Anderen führt uns nun wieder zurück zu einem bereits oben festgestellten Gegensatz der Wertgefühle. Dieselben haben, so sahen wir, Subjektivitäts- oder Objektivitätscharakter.

Letzteres ist der Fall, wenn sie Gefühle sind der von einem gewerteten Gegenstande geforderten Wertung; ersteres, wenn sie subjektiv bedingt sind.

Die »subjektiven Bedingungen«, die hier in Frage stehen, sind die »Neigungen« Kants, d. h. die Geneigtheiten, auf Wertforderungen mehr oder minder zu hören. Solche »Neigungen« oder subjektive Bedingungen des Wertens sind alle diejenigen Faktoren in mir, welche die in der Natur des zu bewertenden Gegenstandes gegründete oder von ihr geforderte Wertung hemmen, verschieben, trüben können; d. h. jede Stumpfheit, Trägheit, Laune, jedes Werten des äußerlich imponierend Auftretenden, des Neuen, Seltenen, Überraschenden, Außerordentlichen, Wunderbaren, soweit es durch diese, dem Wesen des gewerteten Gegenstandes selbst fremden »Qualitäten« bedingt ist; andererseits jedes gewohnheitsmäßige Werten, und jedes Höherwerten dessen, was mir räumlich, oder zeitlich, oder persönlich näher steht. Alle diese Momente lassen sich schließlich zusammenfassen in den einzigen Ausdruck: Subjektive Bedingungen des Wertens sind alle zu dem gewerteten Gegenstand selbst und seiner eigenen Qualität hinzutretenden »empirischen Faktoren« des Wertens; seien dieselben nun empirische Bestimmtheiten meiner Person — Trägheit, Laune, Gewohnheit usw. —, oder empirisch bestimmte Weisen, wie der Gegenstand in mir auftritt oder an mich herantritt oder zu mir sich verhält. Alle diese Bestimmtheiten sind, eben als empirische, »zufällig«, also veränderlich, und eben damit Bedingungen einer nur subjektiven Wertung. Die objektive Wertung ist, als objektive, allem Zufall und aller Veränderlichkeit entrückt. Die vom Gegenstand geforderte Wertung bleibt dieselbe, solange der Gegenstand derselbe bleibt. Ich bezeichnete diesen Satz bereits — S. 186 — als das Identitätsgesetz auf dem Gebiete des Wertens.

Die »Neigungen« oder die subjektiven Bedingungen des Wertens sind auf dem Gebiete des Wertens, was die subjektiven Geneigtheiten, zu glauben, oder die Bedingungen derselben, auf dem Gebiete des Verstandes sind.

Verweilen wir aber hierbei noch einen Augenblick. Wertungen, so sagte ich ehemals, S. 256, sind jederzeit subjektiv, sofern sie eben Wertungen sind, d. h. Ausdruck der Beziehung zwischen

Vorstellungen, oder, allgemeiner gesagt, psychischen Vorgängen einerseits, und den in »mir« liegenden Bedingungen oder Tendenzen meines Verhaltens oder des Geschehens in mir, d. h. letzten Endes: meines Apperzipierens, andererseits. Dies hindert doch nicht, daß meine Wertung eines Gegenstandes zugleich eine objektive Wertung sein kann.

Die Bedingung dieser Objektivität aber haben wir schon an jener Stelle andeutungsweise in doppelter Weise bezeichnet. Das dort Angedeutete können wir jetzt bestimmter sagen.

Eine Wertung ist objektiv, wenn oder soweit in der allgemeinen, d. h. von zufälligen oder empirischen Bedingungen unabhängigen, »Natur« der Seele der Grund der Wertung liegt. Ganz Dasselbe aber ist es, wenn ich sage: Die Wertung eines Gegenstandes ist eine objektive, wenn und sofern sie aus der reinen und vollen Apperzeption dieses Gegenstandes fließt. Denn diese reine und volle Apperzeption des Gegenstandes ist eben die von jenen empirischen Bedingungen unabhängige. Sie ist die volle innere Zuwendung zu dem Gegenstande, so wie er ist; und die Frage, was er als eben dieser so beschaffene Gegenstand, unabhängig von jenen empirischen Faktoren, für mich bedeutet.

Hierin nun liegt zugleich die Antwort auf die Frage, was denn das objektiv wertende Subjekt sei. Es ist das voll und »natürlich« wertende, d. h. dasjenige, bei welchem die allgemeine Natur der Seele zu ihrem vollen Rechte kommt. Wiederum aber muß gesagt werden: Dies ist der Fall in dem Maße, als die Wertung aus der vollen und reinen Apperzeption des Gegenstandes, so wie er ist, herfließt.

Diese Antwort auf die Frage nach dem Subjekt der objektiven Wertung genügt aber nur, solange es sich lediglich um die Bewertung des einzelnen Gegenstandes handelt. Sie genügt nicht mehr, wenn wir in Betracht ziehen, daß Gegenstände der Wertung sich wechselseitig negieren, also die Wertungen miteinander konkurrieren. In dieser Konkurrenz der Wertungen wird die »objektive« Wertung zum objektiven Vorziehen und zum objektiven Wertentscheid.

Der objektive Wertentscheid aber ist derjenige, in welchem die konkurrierenden Wertungen gemäß ihrem objektiven Gewicht, oder

dem Gewicht der von den Gegenständen gestellten Wertforderungen, sich einander über- und unterordnen. Und endgültig, oder kurz gültig, ist ein solcher objektiver Entscheid, wenn alle Wertungen, die irgend für ihn in Betracht kommen können, mit ihrem vollen objektiven Gewicht dabei mitgesprochen haben.

Hieraus ergibt sich, was das Subjekt der absolut objektiven Wertungen ist. Dies Subjekt ist negativ gesagt, das nicht durch empirische Faktoren bestimmte Ich; es ist also nicht das jeweilige »empirische Ich«. Dies Subjekt ist, positiv gesagt, das Ich, das alle möglichen Gegenstände des Wertens kennen gelernt, und die von ihnen gestellten Forderungen des Wertens rein und vollkommen sich »zu Gehör gebracht«, und zugleich die so gewonnenen objektiven Wertungen zu einem einheitlichen System der Wertungen verarbeitet hat.

Dies Ich ist ein Ideal. Es entsteht in mir, diesem Individuum, soweit ich objektiv, d. h. in reiner und voller Apperzeption der Gegenstände, werte, was ich irgend werten kann, und soweit ich alle die Wertungen aneinander messe und zu einheitlichen Wertungen verarbeite.

Aber hier ist noch besonders zu betonen: Die überhaupt möglichen Wertungen zerfallen in diese beiden Klassen: Sie sind einerseits meine in den verschiedenen Momenten meines Daseins vollzogenen Wertungen der Gegenstände; und sie sind andererseits die Mitwertungen, d. h. die Wertungen, die ich in der Einfühlung in Andere vollziehe. Auch die Objektivität dieser Mitwertungen und die Einfügung aller überhaupt möglichen Wertungen dieser Art in jenes einheitliche System von Wertungen gehört zum Bestande des idealen Ich.

Damit stellt sich das ideale Ich, oder das Subjekt der absolut gültigen Wertungen, dar als ein »überempirisches«, d. h. von jenen zufälligen empirischen Faktoren freies, und zugleich als ein überindividuelles. Und dies letztere in dem doppelten Sinn: Es steht über dem, was mich in den einzelnen Momenten meines Daseins bestimmen mag, und es steht über dieser meiner individuellen Einzelpersönlichkeit.

Der gültige objektive Willensentscheid, so sagte ich vorhin, ist derjenige, in welchem alle möglichen Gegenstände des Wertens mit

ihrem vollen objektiven Gewicht zu ihrem Rechte gekommen sind. Statt dessen kann ich jetzt auch kürzer sagen: Es ist der durch das objektive System der Werte geforderte. Und wiederum dasselbe ist es, wenn ich sage: Es ist der von diesem idealen Ich geforderte Wertentscheid. — Auch dies ideale Ich ist, obgleich Ich, ein meinem jeweiligen und diesem individuellen Ich transzendenter »Gegenstand«. Es erweist sich als solcher und erweist seine Realität eben in solchen »Forderungen«.

Ethische und ästhetische Wertung.[1])

Das Gefühl der Billigung und Mißbilligung ist das spezifisch ethische Wertgefühl; dies ist also ein Wertgefühl eigener Art.

Dies ethische Wertgefühl hat, wie wir oben sahen, zum letzten Gegenstand die Persönlichkeit. Alle Werte bemißt es nach dem Persönlichkeitswert. Hier erweisen sich also die Persönlichkeitswerte als der Maßstab für alle Werte, und demnach als die einzig unbedingten Werte.

Diese — einzig unbedingten — Persönlichkeitswerte sind die eigentlichen, d. h. eben die letzten, ethischen Werte. Im übrigen hat bedingten Wert die Lust; d. h. sie hat Wert, sofern sie ein Symptom ist des freien und ungehemmten Zurgeltungkommens oder Sichauswirkens, des Sichbefriedigens, eines Wertvollen, d. h. irgend eines Positiven in der Persönlichkeit. Ethischen Nützlichkeits- oder Zweckmäßigkeitswert endlich hat jede Sache, sofern sie der Ausgestaltung der ethisch wertvollen Persönlichkeit, oder dem ungehemmten Sichbefriedigen derselben dient. Nichts überhaupt ist der ethischen Bewertung entzogen. Sie ist die Bewertung von allem, nämlich unter dem Gesichtspunkt des Persönlichkeitswertes.

Im ethischen Werturteil entsteht der Begriff des Guten. Das Gute ist der Gegenstand des gültigen ethischen Werturteiles. »Das« Gute ist »die« Persönlichkeit, d. h. jenes »ideale Ich«.

Mit der ethischen Bewertung fällt die ästhetische hinsichtlich dessen, was in beiden den Wert begründet, zusammen: Grund

[1]) Für das Folgende, bis zum Schluß dieses Abschnittes, vgl. »Die ethischen Grundfragen«, Hamburg und Leipzig 1899; und die »Ästhetik«, Band I, ebenda 1903.

eines ästhetischen Wertes ist jederzeit ein, an sich betrachtet, ethisch Wertvolles.

Diese Tatsache hindert aber nicht, daß beide Arten der Wertung grundsätzlich verschiedene Sphären haben. Die ethische Bewertung ist die Bewertung des Wirklichen oder möglicherweise Wirklichen innerhalb des Wirklichkeitszusammenhanges, oder die Bewertung der in der Welt der Wirklichkeit zu realisierenden Zwecke.

Anders die ästhetische Bewertung. Ästhetisch wertvoll ist zunächst, wie wir schon wissen, nicht das Sinnliche als solches, sondern einzig das Sinnliche, in welches ich, und sofern ich in dasselbe mich positiv einfühle. Das ästhetische Wertgefühl ist unmittelbares beglücktes Erleben meiner selbst in einem sinnlichen Gegenstande.

Dies unmittelbare Erleben steht gegenüber allem Wissen. Die ästhetische Betrachtung und Einfühlung steht als solche, wie schon früher — S. 200 — gesagt, diesseits oder jenseits jeder Frage nach der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Eingefühlten.

Hinzugefügt muß werden: Mit dem Eingefühlten zugleich ist auch der sinnliche Träger desselben in der reinen ästhetischen Betrachtung nicht Gegenstand der Wirklichkeitsfrage. Derselbe ist für die ästhetische Betrachtung lediglich »Erscheinung« oder »Bild«.

In dem hier bezeichneten Sachverhalt besteht die ästhetische Idealität des Schönen; in dem unmittelbaren Erlebtsein seines Inhaltes besteht zugleich seine ästhetische Realität. Die ästhetische Betrachtung ist volle betrachtende Versenkung in das ästhetische Objekt, und unmittelbares Erleben dessen, was in dem Objekte kraft der Einfühlung liegt. Die ästhetische »Symbolik«, die ästhetische »Illusion«, dies alles besagt nichts als dies unmittelbare Erleben.

Das Bewußtsein der Objektivität oder des Gefordertseins durch den Gegenstand, kurz der Gültigkeit der ästhetischen Wertung ist das ästhetische Urteil. In ihm erst entsteht der Begriff des Schönen. Das gültige ästhetische Urteil ist das in der Vereinheitlichung aller für dies Urteil in Betracht kommenden objektiven Wertungen entstehende und sich behauptende Werturteil. Das Subjekt der gültigen ästhetischen Wertung ist wiederum jenes überempirische und überindividuelle Ich. Zugleich muß dies hier näher bestimmt werden als das Ich, das der vollen ästhetischen Einfühlung in alles dasjenige, was eine solche verstattet, mächtig ist.

Die Pflicht und das ideale Ich.

Aus dem positiven Werten erwächst das entsprechende Wünschen und Wollen. Wir sahen: Dies ist das von der positiv wertenden Persönlichkeit getragene Streben. Indem aber das Werten zum Wünschen oder Wollen wird, wird, wie schon früher gesagt, das Bewußtsein der Objektivität des Wertens zum Bewußtsein der Objektivität des Wünschens und Wollens, d. h. zum Bewußtsein, daß etwas sein, bzw. von mir getan werden *solle*. Das letztere Bewußtsein ist das Bewußtsein der Pflicht. Dies Bewußtsein des Sollens oder dies Pflichturteil, ist gültig, wenn es angesichts aller an mein Wollen gerichteten Forderungen möglicher Gegenstände standhält. Das diesem Urteile gemäße Wollen ist das *sittliche* Wollen. Es entsteht, wenn ich in allem meinem Wollen auf alle dafür in Betracht kommenden Forderungen, die von irgendwelchen Gegenständen an mein Wollen gestellt werden können, rein und vollkommen höre, und wenn ich alle diese Forderungen in einem einzigen, in sich widerspruchslosen Willensentscheid zusammenschließe. Ein solcher Willensentscheid ist unaufhebbar, seine Maxime ist notwendig allgemeingültig.

Auch das Subjekt des sittlichen *Wollens* ist jenes ideale Ich. Die sittlichen Forderungen sind Forderungen des »objektiven Systems« der Zwecke *oder dieses Ich*.

Der negativen objektiven Wertforderung entspricht das Bewußtsein des *Nichtsollens* oder des ethischen Verbotes. Zwischen beiden liegt das Bewußtsein der objektiven Möglichkeit des Wollens oder das Bewußtsein des »*Dürfens*« oder des »*Erlaubten*«. Es ist das Bewußtsein, daß dem Wollen kein Sollen negierend gegenübertritt.

Das vollendete ideale Ich, nach seiner Willensseite betrachtet, kann auch das vollendete *Gewissen* heißen. Die erreichte Annäherung an dasselbe ist mein *tatsächliches* Gewissen. Das »Gewissen« im Sinn eines bloßen Vermögens ist die Möglichkeit, auf die an mein Wollen gestellten Forderungen der Gegenstände zu hören. Es ist andererseits das Gesetz der Einstimmigkeit mit mir selbst in allem meinem Wollen.

Dieser Willensseite des idealen Ich steht gegenüber die intellektuelle Seite: der vollkommen erkennende Verstand; und die ästhetische Seite: der vollkommene Geschmack.

Die volle und freie Übereinstimmung des Wollens mit dem Sollen ergibt das Gefühl der sittlichen Freiheit und Herrschaft, wie die volle und freie Übereinstimmung meines ästhetischen Wertens mit den Forderungen des Schönen das Gefühl der ästhetischen Freiheit und Herrschaft, die volle Übereinstimmung des Verstandesurteils mit den logischen Geltungsforderungen das Gefühl der intellektuellen Freiheit oder der geistigen Herrschaft über die Objekte.

Wie das ethische Werten alle möglichen Gegenstände des Wertens umfaßt, so erstrecken sich die an unser Wollen gerichteten ethischen Forderungen auf alle Gebiete menschlicher Tätigkeit.

Das oberste Sittengesetz ist letzten Endes nichts anderes, als das Gesetz der Objektivität überhaupt; verhalte Dich den Forderungen der Gegenstände gemäß. Statt »Objektivität« können wir auch sagen: Vernünftigkeit oder Wahrhaftigkeit.

Dies oberste Sittengesetz, übertragen auf die Erkenntnistätigkeit, ist die Forderung der unbedingten wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit; übertragen auf die ästhetische Betrachtung, die Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit der ästhetischen Wertung und Beurteilung; übertragen auf die Kunst, die Forderung der unbedingten künstlerischen Wahrhaftigkeit, d. h. die Forderung, daß der Künstler Schönes gestalte. Dies aber wiederum heißt, daß er, sofern er sich Künstler nennt, jederzeit solches ins Dasein rufe, in das wir unmittelbar, und ohne inneren Widerspruch mit uns selbst, uns einzufühlen vermögen, und in dem wir eben damit jederzeit irgendwie über unser reales Ich uns hinausgehoben fühlen können.

Das religiöse Gefühl.

Das religiöse Gefühl entspringt aus dem sittlichen. Das sittliche Bewußtsein ist letzten Endes das Bewußtsein, daß das Gute absolut, d. h. überall und in absoluter Vollendung sein solle. Das sittliche Wollen ist das unbedingte Wollen dieses vollendet Guten.

Dies nun schließt, wie aus früher Gesagtem sich ergibt, und Kant deutlich erkannt hat, den Glauben in sich, daß die Vollendung des Guten in aller Welt möglich sei. So ergibt sich also aus dem sittlichen Wollen das sittliche Postulat, daß die Welt in ihrem letzten Grunde auf das vollendete Gute, — das zugleich die vollendete

Erkenntnis und mit Beidem die vollendete Glückseligkeit in sich schließt, abziele, also das Vertrauen, daß der Weltgrund ein unendliches geistiges und das Gute wollendes Wesen sei.

Und da das Gute im Ganzen nicht ins Dasein treten kann, ohne im Einzelnen da zu sein, das Gute aber im Einzelnen nur existiert in der einzelnen Persönlichkeit, so ergibt sich daraus weiter der Gedanke und das Vertrauen, daß es eine Fortdauer der einzelnen Persönlichkeit gebe über den Punkt der scheinbaren Vernichtung hinaus ins Unendliche, und daß in derselben ein unendlicher Fortschritt stattfinde zur Verwirklichung der absoluten »überempirischen und überindividuellen« Persönlichkeit in den Individuen.

Der sittlich bedingte Glaube an die Existenz des sittlichen Weltzweckes und das Walten der sittlichen Weltordnung, die Ehrfurcht vor dem sittlichen Weltgrund und das Gefühl der Einheit mit ihm, die Hoffnung, daß jener Weltzweck im Individuum und den Individuen sich verwirklichen werde, das sind die spezifisch religiösen Gefühle.

Sechster Abschnitt.

Besondere psychische Zustände.

XXI. Kapitel: Affekte, Temperamente, »Typen«.

Affekte.

Von den affektiven oder den Affektgefühlen unterscheiden wir die Affekte. Affekte sind Gemütsbewegungen, d. h. sie sind die Gemütsseite oder die affektive Seite der psychischen Bewegungen. Jede Wahrnehmung, jede Vorstellung, jeder Gedanke hat seine affektive Seite, ist also zugleich ein Affekt. Doch pflegt man speziell von Affekten zu reden, wenn die psychische Bewegung eine heftigere, und demgemäß von intensiveren Affektgefühlen begleitet ist.

Je mehr ein einzelner psychischer Vorgang oder Zusammenhang von solchen die Aufmerksamkeit oder die apperzeptive Tätigkeit heftig und ganz in Anspruch nimmt, um so mehr liegt in ihm, wie wir wissen, die Tendenz, die Einheitsbeziehungen zwischen ihm und denjenigen Inhalten der Persönlichkeit, die bestimmt sind, den Vorgang, oder Zusammenhang von solchen, zu assimilieren, außer Funktion zu setzen, und eben damit diese Persönlichkeitsinhalte zu lähmen, oder die Seele rings um sich her zu »hypnotisieren«.

Auch diese Wirkung des Affektes nun pflegt man in den Begriff des Affektes hineinzunehmen. Es kann aber ein Affekt allgemein oder in jedem Individuum um so mehr diese psychisch lähmende Wirkung üben, je weniger der Vorgang oder Zusammenhang von solchen unmittelbar in dem gegenwärtigen psychischen Leben Anknüpfungspunkte findet, also in denselben unmittelbar sich einordnen, und Teil eines umfassenderen Zusammenhanges werden kann; bei den einzelnen Individuen um so eher, je minder fest und unmittelbar wirkungsfähig in ihnen jene Einheitsbeziehungen

sind, je mehr also das Individuum eine Disposition zur Dissoziation in sich trägt.

Was dies letztere betrifft, so unterscheiden sich schon in der normalen Sphäre — davon war bereits die Rede — die Individuen, die leicht »außer sich« oder »außer Fassung« sind, von den sofort »gefaßten« oder rasch »sich fassenden«. Die letzteren sind eben diejenigen, die vermöge der größeren Festigkeit der Einheitsbeziehungen leichter das affizierende Erlebnis in den Zusammenhang mit den dazugehörigen Vorstellungen einordnen. Das Erlebnis selbst weckt in ihnen unmittelbar diese Vorstellungen und stellt dieselben sich gegenüber. Und damit eben ist die Möglichkeit der Einordnung gegeben.

Andererseits hat aber freilich der affizierende Vorgang oder Zusammenhang von Vorgängen jederzeit und in jedem Individuum je mehr er die psychische Kraft in Anspruch genommen hat, um so mehr die Tendenz, weiter zu wirken und mit ihm zusammenhängende Gedanken, Willensakte usw. anzuregen, und in ihren Zusammenhang sich einzufügen; d. h., auch wo jene Lähmung stattfindet, kann auf die Lähmung eine entgegengesetzte, erregende Wirkung folgen. Und diese ist naturgemäß eine um so heftigere, je mehr sie zurückgehalten war: Die Lähmung geht über in eine nachfolgende heftigere Entladung. Für letztere ist immerhin vorausgesetzt, daß bei der ersteren die Dissoziation keine allzu tiefgehende war, d. h. nicht so tiefgehend, daß der Weg zu den Vorstellungen, die der affizierende Vorgang zu wecken tendiert, dauernd versperrt bleibt.

Solcher Aufeinanderfolge von Lähmung und Entladung begegnen wir etwa bei der plötzlichen Freude oder dem Zorn. Die Lähmung und die Entladung erstrecken sich dabei naturgemäß auch auf die Impulse zu körperlichen Bewegungen.

Andererseits üben eine dauerndere lähmende Wirkung naturgemäß diejenigen Affekte, bei denen es in der Natur des affizierenden Vorgangs liegt, daß er nicht unmittelbar bestimmte Vorstellungen zu wecken vermag. Derart ist der Affekt der Bestürzung, wenn ich unvorbereitet von einer Tatsache in Kenntnis gesetzt werde, die für mich einschneidende Bedeutung besitzt, bei der aber »nichts zu tun« ist, oder der Affekt der Scham oder der Reue

über eine begangene Tat, die als solche nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Sofern für die Widerstandslosigkeit gegen die Affekte eine psychische Dissoziation oder eine Disposition zu einer solchen Bedingung ist, verstehen wir, daß für psychische Erkrankungen, welchen eine solche Dissoziation zugrunde liegt, aufs höchste gesteigerte Affekte charakteristisch sind. Doch davon nachher.

Die körperlichen Folgeerscheinungen der Affekte sind — Folgeerscheinungen, die mit den Affekten an sich nichts zu tun haben. Doch können sie vermöge ihres unmittelbaren Zusammenhanges mit den Affekten diese rückwirkend verstärken oder ihre Dauer steigern. Wir sahen ehemals, daß die Wahrnehmung fremder Affektäußerungen, bzw. der Trieb zur Nachahmung derselben, den entsprechenden Affekt in mir zu erzeugen vermag. Die Impulse zu den Affektäußerungen, so sagte ich, bilden mit den Affektzuständen eine psychische Einheit, derart, daß die Auslösung jener — durch die fremden Affektäußerungen — die Tendenz zum Erleben des Affektes in sich schließt. Eben dieser Zusammenhang nun wird auch hier in gleicher Weise wirken. Umgekehrt kann die Unterdrückung der Affektäußerungen den Affekt vermindern. Dies hindert doch nicht, daß andererseits die »Entladung« ablenkend zu wirken vermag.

Daß die Einführung gewisser Stoffe in den Körper einen Affekt zu »erzeugen« vermöge, ist nicht richtig gesagt. Sie vermag nur die psychischen Bedingungen, insbesondere der Dissoziation, zu erzeugen, die für die eigentümlich lebhafte und lebhaft affizierende Vorstellungsbewegung, in welcher der Affekt besteht, der günstige Boden ist.

Wer zu starken Affekten neigt, wird wohl auch als leidenschaftlich bezeichnet. Leidenschaft ist im übrigen der dauernde Zustand besonderer Erregbarkeit für bestimmte Arten psychischer Vorgänge und Zusammenhänge von solchen, und für die daraus hervorgehenden Strebungen oder Wollungen. Bedingung ist auch hier, daß dieser gesteigerten Erregbarkeit keine entsprechende Steigerung der Einheitsbeziehungen oder der Kraft der vereinheitlichenden und ausgleichenden Gesamtpersönlichkeit zur Seite geht.

Solche »Leidenschaften« können ursprünglich, also angeboren

sein; sie können entstehen aus einer körperlichen Disposition oder Gewöhnung, die eine entsprechende psychische Disposition im Gefolge hat; aus rein psychischer Gewöhnung; und aus psychischen Erkrankungen. Die Leidenschaft des Rauchens und Trinkens gehört der zweiten Gattung an; die Leidenschaft des Spieles wird zur dritten gehören; der leidenschaftliche Tatendrang des Manischen, die Tobsucht und dergleichen, fällt in die vierte Gattung.

Temperamente.

Die S. 227 ff. unterschiedenen zwei Gruppen von Willenstypen können auch ebenso viele »Temperamente« heißen. Umgekehrt lassen sich alle individuellen Typen, d. h. alle für ein Individuum allgemein charakteristischen Weisen des psychischen Lebensablaufes als Temperamente bezeichnen. Jenen Willenstypen entsprechen, wie wir schon sahen, gleichartige Verstandestypen. Dieselben ergeben sich, wenn wir die auf S. 168 ff. unterschiedenen möglichen Arten des Urteilens in der dauernden Eigenart eines Individuums begründet denken. Es gibt insbesondere die besonnen Urteilenden, und die in ihrem Urteilen Unbesonnenen, Raschen, Heftigen; es gibt die Fanatiker einer Meinung, andererseits diejenigen, die leicht jetzt von Diesem, jetzt von Jenem überzeugt sind; und es gibt die schwer überzeugten oder schwer belehrbaren, trägen Denker.

Vielleicht wird man geneigt sein, jene Willenstypen und demnach auch diese Verstandestypen zu unterscheiden als den normalen, den cholerischen, den sanguinischen und den phlegmatischen Typus. Dazu wäre dann doch wohl noch ein Zusatz zu machen. Der Choleriker wird zugleich zu bezeichnen sein als derjenige, der das einmal Ergriffene festhält; während wir unter dem Sanguiniker den Momentmenschen verstehen.

Dies nun heißt: Bei jenem erweisen sich die Gedächtnisspuren des vergangenen Erlebens oder der ehemaligen Weisen des Verhaltens in einem nachfolgenden Verhalten in höherem Grade mit wirksam. Bei diesem dagegen fehlt solche Wirksamkeit relativ.

Diesen Gegensatz müssen wir aber verallgemeinern. Es besteht ein allgemeiner Gegensatz zwischen den in höherem Grade durch die Nachwirkung ihrer vergangenen Erlebnisse und Verhaltungs-

weisen mitbestimmten, und den ausschließlicher durch den gegenwärtigen »Eindruck« bestimmten Individuen. Und wir verstehen diesen Gegensatz aus unseren allgemeinen Anschauungen. Auch zwischen dem psychischen Vorgange, der jetzt in mir angeregt oder ausgelöst wird, und den Gedächtnisspuren oder den Dispositionen, die von ehemaligen, gleichartigen psychischen Vorgängen in mir geblieben sind, besteht eine Einheitsbeziehung, die fester oder minder fest sein kann. Und daraus ergibt sich ein Unterschied der Individuen, bei welchen solche Dispositionen in ihrem gegenwärtigen Erleben stark, und denjenigen, bei welchen sie schwach mitwirken. Die letzteren sind die Oberflächlicheren und Beweglicheren. Die ersteren sind die Stetigeren und Gleichmäßigeren, in höherem Grade sich »treu Bleibenden«, schließlich die starr Festhaltenden.

Diesen Gegensatz nun müssen wir auch bei den Temperamenten berücksichtigen. Und wir müssen ihn zu den Gegensätzen, die wir zunächst für den Gegensatz jener »Typen« verantwortlich machten, d. h. zum Gegensatz zwischen größerer und geringerer Energie der einzelnen Vorstellungen, und zum Gegensatz der festeren oder minder festen Einheitsbeziehungen zwischen Gründen und Gegengründen, Motiven und Gegenmotiven, hinzufügen, wenn die oben bezeichneten »Temperamente« ihre volle Charakteristik erfahren sollen.

Wir werden es insbesondere als für den Phlegmatiker charakteristisch ansehen müssen, daß bei ihm die durch ein vergangenes Erleben oder Verhalten geschaffenen Dispositionen in erheblichem Grade das gegenwärtige Verhalten mit bestimmen. Zugleich muß angenommen werden, daß in ihm die einzelnen Vorgänge an sich geringe Energie haben, und demnach im einzelnen schwächere Dispositionen erzeugen. Dieselben werden aber stark durch die Häufigkeit des gleichen Erlebens. Der Phlegmatiker erscheint demgemäß als ein solcher, der gebunden ist an das, was er immer wieder erlebt, gesehen, gehört, getan hat, kurz gebunden durch die »Gewohnheit«. Er ist stark im gewohnheitsmäßigen Verhalten, und versagt gegenüber dem Neuen.

Und ebenso ist auch, wie schon oben angenommen wurde, der »Choleriker« ein Festhaltender. Dagegen gehört zum Sanguiniker

die relative Unwirksamkeit der Gedächtnisspuren des vergangenen Erlebens und Verhaltens.

Zu den bezeichneten Willens- oder Verstandestypen aber treten gewisse Typen, die vorzugsweise als Gefühls- oder Stimmungstypen erscheinen.

Hier operieren wir wiederum mit dem Begriff der Einheitsbeziehungen und ihrer größeren und geringeren Festigkeit bzw. Lockerheit — der Dissoziation oder Dissoziationstendenz —, und dem Begriff der größeren oder geringeren Erregbarkeit oder Reizbarkeit für das Einzelne. Zugleich aber beachten wir folgendes:

Es ist ein erstes Zeichen der geistigen Gesundheit, daß das Lustvolle in mir Kraft gewinne. Das Lustvolle ist ja das den allgemeinen Tendenzen, Bedürfnissen, Neigungen, kurz der »Natur« der Seele Gemäße. Mein kraftvolles Erfassen desselben ist darum das unmittelbarste Zeichen der natürlichen Kraft meines Wesens. In solcher Erfassung bin ich aktiv. Sie ist aktive Apperzeption. Dagegen bin ich passiv in der Erfassung des Unlustvollen. Die Kraft der Hingabe an das Lustvolle ist also Stärke der aktiven Apperzeption oder, allgemeiner gesagt, der Aktivität oder aktiven »Reizbarkeit.«

Nicht minder gehört freilich zur psychischen Gesundheit die starke Reaktionsfähigkeit gegen das Negative, Feindselige, meiner Natur Zuwiderlaufende, und demgemäß Unlustvolle. Es ist ein Zeichen der Schwäche meines gesamten Wesens, wenn das Negative, da wo es sich mir aufdrängt, nicht mehr, oder wenn es in minderem Grad als solches verspürt wird. Aber je gesünder ich bin, desto mehr wird diese Reaktion zum Herrwerden über das Negative, zur Assimilation und Absorption durch das Positive oder die Gegenstände der aktiven Apperzeption.

Dazu ist aber, wie zu jeder Absorption, die genügende Festigkeit der Einheitsbeziehungen, durch welche dieselbe vermittelt wird, vorausgesetzt. Diese ist der zweite Faktor der psychischen Gesundheit.

Das Verhältnis dieser beiden Grundfaktoren der geistigen Gesundheit kann nun aber als ein verschiedenes gedacht werden. Vor allem bestehen zwei entgegengesetzte Möglichkeiten. Einmal: Es fehlt nicht an der Stärke jenes ersten Faktors. Das Lustvolle, das sich darbietet, wird leicht und lebhaft erfaßt. Aber es fehlt an dem

zweiten Faktor, an der unmittelbaren Wirksamkeit der Assoziationen, die jederzeit zwischen dem Positiven und dem Negativen bestehen, zwischen dem Lustvollen und seiner Kehrseite, zwischen Licht und Schatten.

Unter dieser Voraussetzung kann durch die Energie jenes Positiven eine Dissoziation vollbracht werden. Das Positive dissoziiert sich und gebärdet sich als das Einzige. Es entsteht ein blinder Optimismus, eine Euphorie, die an sich Gesundheit ist, aber zugleich geistige Enge.

Ein andermal können wir das Verhältnis umgekehrt denken. Es fehlt an der Energie jener natürlichen Aktivität; dagegen sind diese Assoziationen von größerer unmittelbarer Wirksamkeit. Jetzt zeigt sich die besondere Fähigkeit des Unlustvollen, oder irgendwie den natürlichen Tendenzen Zuwiderlaufenden, des Störenden, der Nachtseite des Lebens, die angeeignete Kraft festzuhalten, oder richtiger, die besondere Fähigkeit desselben, gegen die Tendenz der Absorption sich zu behaupten. Damit wird das Negative zum Herrschenden. Es entsteht ein Negativismus oder Pessimismus, eine melancholische Gemütsverfassung.

Diesen beiden steht gegenüber die volle Gesundheit dessen, der auch für das Negative nicht blind, noch dagegen stumpf ist, in dem aber dies Negative durch die natürliche Übermacht des Positiven, und vermöge der unmittelbaren Wirkungsfähigkeit der Einheitsbeziehungen assimiliert und absorbiert wird.

Sonstige psychische Charaktere.

Zwischen der größeren Erregbarkeit für das Einzelne und für die feiner abgestuften Unterschiede, der größeren psychischen »Reizsamkeit« oder Reizempfindlichkeit, der weiter und weiter gehenden Differenziertheit des psychischen Lebens, einerseits, und der geringeren Fähigkeit der Assimilation oder der geistigen Verarbeitung, der Unterordnung des minder Bedeutsamen unter das Bedeutsame, der Ausgleichung, andererseits, besteht die uns bekannte Abhängigkeitsbeziehung: Mindere Fähigkeit der Assimilation oder mindere Kraft der einheitlichen Gesamtpersönlichkeit — die eben in solcher »Assimilation« sich betätigt — läßt leichter die Einzelerregungen und

Abstufungen von solchen zu selbständiger und »unkontrollierter« Wirkung kommen. Umgekehrt liegt in der größeren »Reizempfindlichkeit« und psychischen Differenziertheit eine Tendenz der Schwächung oder Lähmung der Gesamtpersönlichkeit.

Hier leuchtet der Zusammenhang ein zwischen gesteigerter Kultur, Raffinement, Differenzierung des Denkens, der Kunst, der Lebensaufgaben, auf der einen Seite, und Dekadenz auf der anderen Seite, wobei ich unter der Dekadenz eben die Schwächung der Fähigkeit, das Einzelne zu assimilieren, die verminderte Herrschaft der Gesamtpersönlichkeit über die einzelnen Eindrücke und Vorstellungen, die mindere Fähigkeit der psychischen Synthese verstehe. Die Folge ist, daß das Individuum widerstandslos hingegeben ist dem äußerlich anspruchsvoll Auftretenden, dem Neuen oder »Modernen«, dem Wunderbaren, Mystischen, Symbolistischen, dem zufälligen Einfall, dem Schlagwort, dem Orakel, rettungslos verfallen dem kongenialen »Messias«, gleich suggestibel und autosuggestibel, daß es unfähig wird zu richtiger Schätzung und Selbsteinschätzung, fremd und fremder der nüchternen Wahrheit und den ernsten Aufgaben des Lebens.

Tritt hinzu jene Herabsetzung der Reaktionsfähigkeit gegen das Negative, der gesunden Natur Widrige oder Feindselige, dann geschieht es, daß dies nicht mehr abgewiesen wird, sondern statt dessen die Bedeutung des Reizes oder der Würze für den Genuß des Individuums gewinnt. Es entsteht das Behagen am Häßlichen, Krankhaften, Angefaulten, schließlich Perversen, das angeblich »wissenschaftliche« oder »künstlerische« Wühlen darin.

Einem anderen Gebiete gehören allerlei Verschiedenheiten der Anlage an. Das Gemeinsame der verschiedenartigen Erlebnisse, das abstrakt Allgemeine hat gegenüber dem Einzelnen relative Selbständigkeit. Und nun ist es denkbar, daß in einem Individuum diese Selbständigkeit des abstrakt Allgemeinen, und seine Fähigkeit, psychisch zu wirken, größer ist, in einem anderen die Neigung überwiegt, das erlebte Einzelne als Einzelnes zu reproduzieren und zu verbinden. Darnach können wir abstraktere und konkretere Naturen unterscheiden.

Damit steht der Unterschied der größeren oder geringeren sinnlichen Frische der Phantasiebilder in einem gewissen Zusammenhang. Das Allgemeine ist ein Vereinheitlichendes. Wo es geringere Kraft

hat, besteht also eine Art von relativer Dissoziation. Diese ist, wie wir wissen, Bedingung der Halluzination. Je größere sinnliche Frische aber die Phantasiebilder haben, desto mehr sind sie den Halluzinationen angenähert.

Dazu kommen die Verschiedenheiten, die daraus sich ergeben, daß dem einen Individuum auf diesem, dem anderen auf jenem Gebiete des seelischen Lebens eine größere Eindrucksfähigkeit für die einzelnen Vorstellungen, und eine größere Leichtigkeit der Verknüpfung eignet. Hieraus ergeben sich verschiedene Begabungen. Im musikalisch Begabten etwa haben Klangvorstellungen und Beziehungen zwischen solchen größere, ursprünglichere Energie. Daher ihm u. a. eine besondere Fähigkeit der Analyse von Klängen, der Unterscheidung benachbarter Klänge, auch der sicheren Festhaltung des einzelnen Klanges, und demnach der Benennung mit dem ihm zugehörigen Namen — absolutes Tongedächtnis — eigen ist.

Nicht allzu große psychologische Wichtigkeit besitzt der Unterschied der auditiven, visuellen und motorischen »Typen«, d. h. der Unterschied, der darin besteht, daß dem einem leichter Gehörs-, dem anderen Gesichts-, dem dritten Bewegungsvorstellungen sich aufdrängen.

In diesen Zusammenhang gehört endlich auch die Frage nach der Beziehung zwischen Genie und »Entartung«, oder krankhafter psychischer Disposition. Ein solcher Zusammenhang kann bestehen. Die besondere Größe bestimmter geistiger Leistungen kann bedingt sein durch eine Dissoziation und die daraus entspringende Lähmung sonstiger psychischer Betätigungsweisen. Umgekehrt schließt jene eine Tendenz zu solcher Lähmung in sich. Dies hindert doch nicht, daß das wahre Genie der vollkommen geistig Gesunde ist, der Starke, Reiche und allseitig Lebendige, der mit der Energie der geistigen Leistung auf einem Gebiete die Fähigkeit verbindet, allerlei in sich zumal zu hegen, und überall zu assimilieren, zu vereinheitlichen, Jedem seine Stelle in der Einheit einer vollen Persönlichkeit anzuweisen, kurz der allseitig Aktive, und — nicht der Beherrschte, sondern der Herr in seinem geistigen Hause.

XXII. Kapitel: Schlaf, Traum und Hypnose.

Der Schlaf.

Die physiologische Natur des Schlafes ist in Dunkel gehüllt. Aber hier handelt es sich nur um das psychologisch Erkennbare oder Deutbare.

Der Schlaf ist zweifellos, psychologisch betrachtet, eine Herabsetzung der psychischen Kraft oder der Fähigkeit zu psychischen Leistungen überhaupt. Ebenso zweifellos ist körperliche Ermüdung, also Verbrauch der Kraft, welche für die körperlichen Leistungen zur Verfügung steht, der Kraft des Gesamtorganismus, ein Grund des Schlafes.

Mit der Minderung dieser Kraft mindert sich die psychische Kraft. Diese letztere erhält sich also nicht aus sich selbst, sondern sie muß immer wieder von neuem aus, oder auf Grund der Kraft des Gesamtorganismus entstehen. Sie hat an sich, d. h. abgesehen von dieser Erneuerung, in jedem Augenblicke die Tendenz, zu verschwinden.

Aber körperliche Ermüdung ist doch weder der Grund, d. h. der einzige Grund, noch ist sie eine notwendige Bedingung für den Eintritt des Schlafes. Jemand kann gewohnheitsmäßig seinen Mittagsschlaf halten, ohne vorher körperlich sich ermüdet zu haben. Und, bin ich auf Grund körperlicher Ermüdung im Begriff einzuschlafen, so kann ein Erlebnis von einschneidender Wichtigkeit, also ein psychischer Vorgang von großer Energie, mich wiederum völlig wach machen.

Beachten wir hier auch gleich die Bedingungen des Aufwachens. Neben dem »Ausgeschlafenhaben«, d. h. der Wiederherstellung der Kraft des Gesamtorganismus, steht hier ein beliebiger starker Eindruck, ein kräftiger Stoß oder Schrei, kurz, wiederum ein psychischer Vorgang von genügender Energie.

Daraus schließen wir zunächst auf die Bedingungen des Wachzustandes. Sie sind doppelter Art. Einmal die Möglichkeit, daß aus der allgemeinen Kraft des Organismus die psychische Kraft sich erneure, und zum andern die Energie, mit welcher psychische Vorgänge die psychische Kraft beanspruchen. Der Wachzustand

dauert, die Höhe der psychischen Kraft, die ihn auszeichnet, ist da, unter den zwei Bedingungen: einmal, daß der allgemeine körperliche Kraftvorrat da ist, aus welchem diese Kraft entnommen werden kann, und zweitens, daß dieselbe durch psychische Vorgänge beansprucht wird.

Hieraus ergibt sich eine wesentliche Ergänzung unserer bisherigen Anschauung von der »psychischen Energie«. Sie war uns bisher die Fähigkeit, die psychische Kraft, d. h. die vorhandene psychische Kraft, sich anzueignen. Jetzt erscheint sie zugleich als eine Fähigkeit, psychische Kraft neu zu schaffen, oder aus dem allgemeinen Kraftvorrat des Organismus zu schöpfen. Wir müssen allgemein sagen: Indem ein psychischer Vorgang Kraft aneignet, schafft er zugleich neue Kraft. Er stellt in jedem Augenblicke die im Verschwinden begriffene psychische Kraft wieder her, bzw. vermehrt sie.

Daraus wird verständlich, wieso der Ausschluß äußerer Reize, durch Schließung der Augen, Verdunkelung des Raumes, bequeme Lage, das Einschlafen fördern oder den Fortbestand des Schlafes mitbedingen kann. Die äußeren Reize erzeugen Empfindungsvorgänge, und diese sind nach Maßgabe ihrer Energie Erzeuger psychischer Kraft. — Ich darf aus persönlicher Erfahrung bemerken, daß ich unter normalen Umständen, im Bette liegend und von Dunkel umgeben, vergeblich versuche, einen Gedanken festzuhalten und weiterzuspinnen, auch wenn ich mich noch nicht schläfrig fühle.

Von da werden wir aber sofort weitergeführt. Der Mangel der sinnlichen Reize bedingt das Einschlafen. Aber, ist der Zustand des Schlafes einmal eingetreten, dann bleiben gleich starke oder stärkere sinnliche Reize wirkungslos, um so mehr, je tiefer der Schlaf ist; d. h. sie vermögen die verlorene psychische Kraft nicht mehr herzustellen. Es vermögen ebenso die im Schlaf auftauchenden Traumvorstellungen nicht mehr die reproduktive Wirkung zu üben, welche sie im wachen Leben üben würden.

Gleiches beobachten wir auch schon im Zustand der Schlaftrunkenheit. Ich höre und sehe um mich allerlei, aber es hat seine Eindrucksfähigkeit, und zugleich seine Fähigkeit, zugehörige Vorstellungen zu wecken, verloren. Ich denke mir nichts mehr dabei.

Das Letztere weist auf eine mindere Funktionsfähigkeit der Zusammenhänge oder der Einheitsbeziehungen zwischen psychischen Vorgängen, oder auf eine »Dissoziation«. — Diese beiden Momente: die Herabsetzung der Energie oder Eindrucksfähigkeit der einzelnen Vorgänge, und die psychische Dissoziation, fassen wir hier zusammen im Begriffe der verminderten »psychischen Erregbarkeit«. Eine solche geht also mit der Minderung der psychischen Kraft im Schlafe Hand in Hand.

Diese Abhängigkeitsbeziehung zwischen verminderter psychischer Kraft und verminderter Erregbarkeit hat nichts Verwunderliches. Wir sind derselben in anderem Zusammenhange bereits begegnet. Wir sprachen von einer Lähmung, auch wohl von einer Hypnotisierung oder Einschläferung des übrigen psychischen Lebens, welche durch die Apperzeption eines Vorganges, oder die Konzentrierung der psychischen Kraft auf einen solchen, hervorgerufen werde, wenn die Einheitsbeziehungen zwischen dem Vorgang und diesem übrigen psychischen Leben mindere Festigkeit oder mindere unmittelbare Funktionsfähigkeit besitzen, also nicht unmittelbar die psychische Kraft in das sonstige psychische Leben hinüberzuleiten vermögen. Diese Lähmung des psychischen Lebens nun ist eben das, was ich hier als eine Minderung der Erregbarkeit bezeichne. Eine solche wird also vollbracht durch die Konzentration der Kraft auf einen bestimmten Vorgang, oder negativ gesagt: durch die Entziehung oder Fernhaltung der psychischen Kraft von dem, was die Lähmung erfährt. Es ist also, allgemein gesagt, Entziehung psychischer Kraft zugleich eine Minderung der Erregbarkeit an den Punkten der Psyche, denen die Kraft entzogen wird. Daraus folgt, daß auch die Minderung der psychischen Kraft im Schlafe mit einer Minderung der Erregbarkeit Hand in Hand gehen muß.

Auch an sich aber ist dieser Sachverhalt vollkommen verständlich. Ja, er muß schließlich als selbstverständlich erscheinen. Wir unterschieden bisher begrifflich scharf die psychische Kraft und die Fähigkeit des Einzelnen, sie anzueignen. Tatsachen nötigten uns dazu. Darum können doch die beiden nicht durchaus geschieden sein. Psychische Energie ist die Fähigkeit des einzelnen Vorganges, wirksam zu werden. Die psychische Kraft dagegen ist die Möglichkeit der Wirksamkeit von Vorgängen überhaupt.

Jene ist das Eigentum der einzelnen Vorgänge; diese das der Seele.

Nun sind die einzelnen Vorgänge der Einheit der Seele gegenüber freilich relativ selbständig. Aber sie sind es auch nur relativ. Die psychischen Vorgänge sind eben doch psychische. D. h., durch was immer sie ausgelöst sein mögen, insbesondere auch, wenn ein physiologischer Reiz die Auslösung bewirkt, immer ist doch ihr Zustandekommen zugleich Sache der einheitlichen Seele. Die psychischen Vorgänge überhaupt, also auch ihre Energie, ist auch wiederum in der Einheit der Seele begründet.

Die »verminderte psychische Kraft« nun bedeutet eine Lähmung der Gesamtseele, eine mindere Funktionsfähigkeit derselben überhaupt. Es erscheint darnach als selbstverständlich, daß aus dieser Verminderung auch den einzelnen Vorgängen eine Verminderung ihrer Fähigkeit, die Kraft zu beanspruchen, erwächst.

In jedem Falle verhält es sich tatsächlich so. Wir dürfen die fragliche Tatsache so ausdrücken: Indem psychischen Vorgängen vermöge des Mangels der psychischen Kraft die Möglichkeit der Aneignung derselben genommen ist, ist zugleich die in ihnen selbst liegende Fähigkeit dieser Aneignung herabgesetzt.

Und wie die psychische Kraft und die Energie der einzelnen Vorgänge, so mußten wir im bisherigen die Energie der einzelnen Vorgänge und die Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen unterscheiden. Auch hier besteht eben in der Tat eine relative Unabhängigkeit. Aber auch diese ist wiederum nur eine relative.

Die einzelnen Vorgänge sind relativ selbständig auch in oder gegenüber den Komplexen von Vorgängen oder gegenüber den Zusammenhängen. Andererseits aber ist der einzelne Vorgang auch wiederum nur ein Element in den Zusammenhängen, die durch die Einheitsbeziehungen geschaffen sind. Genauer gesagt: So gewiß nach Früherem der einzelne Vorgang im Zusammenhang der Vorgänge nach Maßgabe der Innigkeit der Einheitsbeziehungen sich »verliert«, so gewiß existiert er andererseits auch wiederum gar nicht außerhalb der Einheitsbeziehungen, sondern hat einzig in ihnen, oder als in sie verflochtener, sein Dasein. Die Einheitsbeziehungen sind für ihn ein notwendiger Existenzgrund. Und demgemäß ist auch die Energie des einzelnen Vorganges zugleich bedingt durch

die Energie des Zusammenhanges, und, sofern dieser durch die Einheitsbeziehungen zustande kommt, einerseits zwar unabhängig von der »Energie« oder der Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen, andererseits doch auch wiederum darin eingeschlossen, darin begründet, also davon nicht zu trennen.

Erinnern wir uns insbesondere auch noch daran, daß die Erfahrungsassoziation oder die erfahrungsgemäße Einheitsbeziehung auch als eine Gedächtnisspur des Gesamtvorganges bezeichnet werden kann. Es ist also die Funktionsfähigkeit der erfahrungsgemäßen Einheitsbeziehungen gar nichts anderes als die in der Tiefe der Gedächtnisspur für den Gesamtvorgang als solchen gegebene Energie des Gesamtvorganges. Die Leistungsfähigkeit der Erfahrungsassoziation ist also ein Spezialfall der durch die Leistungsfähigkeit von Gedächtnisspuren bedingten Vorstellungsenergie überhaupt. Hier ist der Zusammenhang zwischen Vorstellungsenergie und Leistungsfähigkeit der Einheitsbeziehungen unmittelbar deutlich.

Im übrigen sind die »Einheitsbeziehungen« letzten Endes gar nichts anderes, als der Ausdruck dafür, daß alle psychischen Vorgänge nur in der einheitlichen und vereinheitlichenden »Seele« ihr Dasein haben; und umgekehrt die »Seele« der Ausdruck dafür, daß die einzelnen Vorgänge nichts sind, wenn wir sie losgelöst denken von den »Einheitsbeziehungen«, die sie zum Ganzen eines individuellen psychischen Lebenszusammenhanges zusammenschließen.

Fassen wir zusammen, so müssen wir sagen: Es gibt eine von der Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen unabhängige Energie der einzelnen Vorgänge, und eine von der Größe der seelischen Kraft unabhängige Energie der psychischen Vorgänge überhaupt. Andererseits aber ist auch wiederum die Energie der einzelnen Vorgänge in der Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen, und die Energie alles psychischen Geschehens überhaupt in der Größe der psychischen Kraft eingeschlossen. Oder, wenn wir den Begriff der »psychischen Erregbarkeit« im oben angegebenen Sinne verwenden: Diese Erregbarkeit — ist nicht durchaus dieselbe Sache wie die psychische Kraft, aber sie ist durch ihre Größe mitbedingt. Die Minderung der psychischen Kraft ist also ohne weiteres zugleich eine Minderung der psychischen Erregbarkeit.

Die Minderung der psychischen Erregbarkeit ist aber eine Minderung der Energie, sowohl der reproduktiven Vorgänge, als der Empfindungs- und sinnlichen Wahrnehmungsvorgänge. Und sie ist eine Minderung der Funktionsfähigkeit der Einheitsbeziehungen zwischen allen Arten von psychischen Elementen. D. h., sie ist insbesondere auch eine Lockerung der Einheitsbeziehungen, die den durch die physiologischen Reize ausgelösten Empfindungsvorgängen erlauben, die psychische Kraft anzueignen, also in den psychischen Lebenszusammenhang als wirksame Faktoren einzutreten; und sie ist andererseits ebensowohl eine Lockerung der Einheitsbeziehungen zwischen psychischen Vorgängen und motorischen Impulsen. Diese beiden letzteren Momente können wir in dem einen Ausdruck zusammenfassen: Mit der Minderung der psychischen Kraft geht zugleich eine Lösung der Beziehung zwischen »Leib und Seele« Hand in Hand.

In einer Minderung der psychischen Kraft, und einer mit derselben Hand in Hand gehenden Minderung der »psychischen Erregbarkeit« nun besteht, psychologisch betrachtet, der Schlaf. Sofern, wie vorhin gesagt, die psychische Kraft beständig im Entschwinden begriffen ist, können wir jetzt sagen: Wir sind auch im wachen Leben beständig im Einschlafen begriffen. Vielmehr, das wache Leben ist ein beständiges teilweises Schlafen. Es ist ein Schlaf mit einer wachen Insel. Wach ist jederzeit der Bezirk, welcher durch die mit genügender Energie ausgestatteten sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen und reproduktiven Vorstellungen einerseits, und die Einheitsbeziehungen zwischen diesen und sonstigen psychischen Vorgängen andererseits, jetzt gerade geweckt, bzw. wach erhalten wird.

Von hier aus nun sind weitere Bedingungen des Einschlafens verständlich. Gleichmäßig dauernde oder gleichförmig wiederkehrende Eindrücke haben einschläfernde Kraft. So etwa der dauernde Anblick eines glänzenden Gegenstandes, oder ein gleichmäßig wiederkehrendes Geräusch. Auch das Zählen wird als ein Mittel des Einschlafens gerühmt. Dabei ist jedesmal vorausgesetzt, daß die gleichmäßig dauernden oder gleichförmig wiederkehrenden Eindrücke beachtet werden, daß sie aber andererseits nicht Gegenstand eines besonderen Interesses sind, nicht etwa mir ein Problem

oder eine Aufgabe stellen, kurz zu weiteren, von ihnen ausgehenden oder an sie unmittelbar sich anknüpfenden psychischen Bewegungen Anlaß geben oder nötigen.

Damit ist ein Doppeltes gegeben: Die Aufmerksamkeit wird von dem, was mich sonst innerlich beschäftigen und ernstlich in Anspruch nehmen könnte, abgelenkt. Es wird also eine Minderung der Erregbarkeit für das, was außerhalb des Gegenstandes der Aufmerksamkeit liegt, zuwege gebracht. Andererseits bedingt die Gleichmäßigkeit oder Gleichförmigkeit der Eindrücke, daß auch sie selbst nicht dauernd die psychische Kraft festzuhalten vermögen. Das Endergebnis ist eine allgemeine Herabsetzung der psychischen Erregung, eine Minderung des höchsten Höhepunktes derselben, und damit eine Herabsetzung der Erregbarkeit.

Nicht minder wird verständlich, wie der Schreck, oder ein sonstiges eindrucksvolles Erlebnis zum Einschlafen führen kann. Was mich erschreckt, ist ein psychisch Isoliertes, das keine Anknüpfungspunkte in mir findet; und auch die sonstigen »eindrucksvollen Erlebnisse«, welche ich hier meine, sind solche, die ihrer Natur nach für sich bleiben, denen gegenüber nichts zu tun ist, vor denen ich ratlos stehe, die also keine über sie hinausführende psychische Tätigkeit anregen, die ich nur eben hinnehmen muß. Solche Erlebnisse üben, wie wir schon wissen, eine lähmende Wirkung auf das außerhalb ihrer stehende psychische Geschehen. Aber auch die ihnen selbst zugewendete Aufmerksamkeit bleibt ihnen nicht erhalten. Die von ihnen angeeignete Kraft entschwindet auf dem oben angegebenen allgemeinen Wege.

Diese besonderen Bedingungen des Einschlafens können schließlich zusammengefaßt werden in der Regel: Je weniger psychische Vorgänge, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, geeignet sind, die psychische Bewegung von sich aus unmittelbar zu andersgearteten Vorgängen weitergehen zu lassen, oder je mehr sie ihrer Natur nach sich »dissoziieren«, um so mehr wird durch sie die Psyche eingeschläfert; je mehr dagegen solche Vorgänge die psychische Bewegung von sich aus weitergehen lassen können, desto mehr wird durch sie die Psyche geweckt oder wach erhalten.

Der Traum.

Der Schlaf ist aber nicht etwa ein Zustand der gleichmäßigen Herabsetzung der psychischen Erregbarkeit überhaupt. Wir träumen im Schlaf. Und der Traum ist ein partielles Wachsein.

Hier fügen wir hinzu: Ein absolut traumloser Schlaf wäre offenbar ein Wunder. Können starke Reize auch den tiefsten Schlaf brechen, so werden die nie fehlenden minder starken Reize verhindern, daß er jemals zum absoluten Schlaf wird.

Daß auch im Schlaf die körperlichen Reize Empfindungsvorgänge auslösen, darauf weist aber insbesondere die Tatsache, daß wir erwachen können, wenn eine Folge gleichmäßig wiederkehrender Eindrücke plötzlich aufhört, etwa das Mühlengeklapper oder eine Predigt. Gesetzt, es wirkten die sinnlichen Reize in der Seele des Schlafenden gar nicht, so würde auch durch ihr Aufhören in seiner Seele nichts geändert. Und konsequenterweise müssen wir dann auch annehmen, daß im Schlaf die Reproduktion nie völlig versagt, sondern allerlei reproduktive Vorstellungsbewegungen, nur eben kraftlos, sich vollziehen.

Aber es gewinnen auch im Schlafe jetzt diese, jetzt jene Vorstellungen oder Zusammenhänge von solchen so viel Kraft, daß sie über die Schwelle des Bewußtseins zu gelangen vermögen.

Wie dies geschehen kann, darauf sind vom psychologischen Gesichtspunkt aus mehrere Antworten möglich. Einmal: Gewisse Vorstellungen und Vorstellungszusammenhänge haben uns im unmittelbar vorangehenden wachen Leben »zufällig« besonders beschäftigt, also besonders leicht erregbare Gedächtnisspuren geschaffen. Und gesetzt nun, die leise psychische Erregung, die wir im Schlaf jederzeit annehmen müssen, kommt an einen solchen Punkt der leichteren Erregbarkeit, so wird hier die Erregung zu größerer Höhe sich erheben, und es werden von hier aus weiterhin die mit diesem Punkte inniger zusammenhängenden anderweitigen Vorstellungen geweckt werden.

Hiermit können wir sofort eine zweite Möglichkeit verbinden: Auch solche Vorstellungen werden im Schlafe leichter erregbar sein, die bei dem Individuum vermöge seiner Beanlagung oder der Sphäre seiner Interessen besondere Energie besitzen.

Vor allem sind aber hier gewiß körperliche Einwirkungen von Bedeutung. Einzelne körperliche Reize sind stärker, oder sie dauern länger an, so daß ihre psychischen Wirkungen sich zu summieren vermögen; und diese wecken nun die irgendwie mit ihnen zusammenhängenden Vorstellungen. Besonders können in dieser Richtung körperliche Allgemeinzustände wirken, mannigfaltige kleine Reizungen, die zu einer körperlichen Allgemeinempfindung zusammenfließen, oder Weisen des Ablaufes des körperlichen Lebens überhaupt, die in der Seele ihre entsprechende Resonanz finden. Dadurch können allerlei Vorstellungen geweckt werden, in deren Natur es liegt, in gleichartiger Weise abzulaufen, oder deren »Rhythmik« oder »affektiver Charakter« der Rhythmik oder dem affektiven Charakter dieser auf die Seele wirkenden allgemeinen körperlichen Zuständlichkeiten entsprechen.

Endlich ist hinzuzufügen: Es können auch Vorstellungen in den Schlaf hineingenommen und demgemäß mit dem Schlafzustand assoziiert sein, derart daß der Schlaf selbst diese Vorstellungen erregbar erhält. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß der Schlaf, ebenso wie sonstige psychische Allgemeinzustände, in Assoziationen eingehen kann. Wer nach dem Essen einzuschlafen gewöhnt ist, bei dem ist der Zustand des Schlafes assoziativ angeknüpft an das Erlebnis, in welchem das Essen, psychologisch betrachtet, besteht.

Aber auch die umgekehrte Assoziationswirkung findet statt. Man denke etwa an diejenigen, die sich mit Erfolg vornehmen, zu einer bestimmten Zeit zu erwachen. Vielleicht erwachen sie wirklich in dem betreffenden Zeitpunkt; vielleicht auch schlafen sie unruhig. In jedem Fall ist bei ihnen der Gedanke des Aufstehens an den Schlafzustand selbst gebunden, und demgemäß in ihm wirksam.

Daß die hiermit bezeichneten Bedingungen zur Erklärung des Vorstellungsverlaufes im Schlaf genügen, darf doch nicht behauptet werden. Wir werden hinzufügen müssen, daß im Schlaf auch »zufällig«, d. h. aus psychologisch nicht näher angebbaren Gründen, bald diese, bald jene Assoziationen funktionsfähiger, und bald diese, bald jene Gedächtnisspuren reproduzierbarer sind als andere.

Aus diesen Voraussetzungen ergeben sich nun die allgemeinen Eigentümlichkeiten des Traumes.

Das Erste ist hierbei zweifellos der Wegfall der Wahrnehmung

der uns umgebenden Welt, und der ordnenden und regelnden Wirkung, die dieselbe im wachen Leben jederzeit auf unser Vorstellungsleben übt, insonderheit auch der Wegfall der praktischen Zwecke, welche sich uns aus der Wahrnehmung, und den durch dieselbe geweckten Vorstellungen ergeben.

Andererseits ist zu beachten, daß im wachen und normalen Leben jede auftauchende Vorstellung in vielerlei Beziehungen mit anderen Vorstellungen verwoben, und in ihrer Wirkung durch sie bedingt ist. Es treten ihr hemmend und korrigierend gegenüber die Gegenvorstellungen, das Gegenwissen und die Gegenempfindungen. Es konkurrieren an jedem Punkte miteinander mannigfache Assoziationen, so daß schon die Richtung des Vorstellungsverlaufes als eine Auswahl aus vielen Möglichkeiten sich darstellt. Und diese Auswahl ist bestimmt durch allgemeine erfahrungsgemäße Beziehungen, Gewohnheiten des Erlebens, Gesetze, die die Erfahrung hat entstehen lassen, praktische Regeln.

Im Schlafe aber können alle diese Beziehungen mehr oder minder gelöst sein. Die Vorstellungen folgen sich dann, wie es jene oben angegebenen Momente, und die »zufällig« funktionsfähiger gebliebenen Assoziationen, und die zufällig leichter reproduzierbaren Gedächtnisspuren vorschreiben. So wird ohne weiteres das regel- und sinnlose Hin- und Hergehen der Traumvorstellungen verständlich.

Es begreift sich insbesondere aus dem Wegfall der Gegenempfindungen und des Gegenwissens der Eintritt der Traumhalluzinationen und Traumillusionen, und der Glaube an die Wirklichkeit der Traumphantasmen; nicht minder aus dem Wegfall der Gegengründe oder Gegenmotive das Zustandekommen sinnloser Akte des Strebens oder Wollens.

Es begreift sich auch die beliebige Verwandlung von Traumbildern in andere, ohne daß der Träumende sich darüber verwundert oder den Widerspruch gewahr wird. Was hier fehlt, ist das Zusammenapperzipieren der sich folgenden Vorstellungen, die Verwebung in eine Einheit, die Inbeziehungsetzung derselben, das Vergleichen und Aneinandermessen, das Einordnen in die erfahrungsgemäßen Zusammenhänge, in die Gewohnheiten oder Gesetze des Geschehens, in die Regeln des Verhaltens. Auch dies alles setzt eben

die genügende Wirksamkeit von Einheitsbeziehungen voraus. Und es setzt zunächst voraus, daß überhaupt die früheren Vorstellungen dauern, und neben den späteren sich behaupten können; daß also jene eine genügende nachdauernde Energie haben, und zugleich für ihre Festhaltung, trotz der neu auftauchenden Elemente, die psychische Kraft ausreicht. Fehlt dies alles, so werden einfach frühere Vorstellungen von späteren abgelöst oder gleiten in dieselben über. Dies hindert doch nicht, daß der Aufwachende in seiner Erinnerung von einer letzten Traumvorstellung zu einer vorangehenden zurückblickt, und nun den zwischen beiden obwaltenden Widerspruch entdeckt.

Wir begreifen weiter auch die Raschheit, in welcher mitunter die Traumbilder sich folgen, und ihr leichtes Vergessenwerden, insbesondere auch die Schwierigkeit, sie beim Aufwachen festzuhalten. Was den einzelnen Vorstellungen ihr psychisches Gewicht verleiht, und uns dabei verweilen, was zugleich sie im Gedächtnis haften läßt, pflegt nicht ihre eigene Beschaffenheit, sondern ihre Bedeutung zu sein, das, was sie sagen, die daran sich schließenden Konsequenzen usw. Das Mitwirken dieser Faktoren aber ist bedingt durch die allseitige Wirkung der Einheitsbeziehungen.

Auch der Gefühlswert der Vorstellungen, das Staunen, die Furcht, pflegt an der Bedeutung der Vorstellungen zu haften. Es wird also aus unseren Voraussetzungen auch das Wegfallen solcher Gefühle im Traume verständlich. Andererseits kann aber auch an eine Traumgestalt oder ein Traumerlebnis ein stärkeres Gefühl sich heften, als im wachen Leben geschehen würde. Körperliche Zustände vielleicht lassen ängstlich erregende Vorstellungen entstehen, oder verweben Traumgestalten in einen Komplex von solchen, so daß der Träumende fürchtet, was Erfahrung und Überlegung des wachen Lebens als harmlos erscheinen ließen.

Man hat wohl von einer Aufhebung des Selbstbewußtseins im Traume gesprochen. Dies ist Widersinn. Meine Vorstellungen und Wahrnehmungen erscheinen mir im Traume nicht minder als meine Vorstellungen und Wahrnehmungen als im wachen Leben. Und was mich erfreut oder bedroht, erfreut oder bedroht auch im Traume mich.

Eine besondere und abnormere Erscheinung ist das partielle

Aufwachen des Schlafenden zu einem Zustand des Somnambulismus. Anlaß zu solchem Aufwachen muß irgendwelcher psychische Vorgang sein, irgendeine Empfindung oder Vorstellung, welche eine besondere Energie besitzt. Von hier aus wird der Schlafende geweckt. Es stellt sich insbesondere der Zusammenhang zwischen unmittelbaren körperlichen Einwirkungen und der sie aufnehmenden Seele, andererseits zwischen psychischen Vorgängen und motorischen Impulsen wiederum her.

Aber dies Wachsein ist ein partielles. Es entsteht, ausgehend von jener weckenden Empfindung oder Vorstellung, eine begrenzte wache Sphäre, während die übrige Seele im Schlafzustand verharrt. Es entstehen, vermöge der Wirkung jenes ersten Anstoßes und der durch sie wachgewordenen Sinnesempfindungen und Vorstellungen »automatische« Bewegungen und Handlungen, vergleichbar denjenigen, wie sie auch wohl der Schlaftrunkene vollbringt, ehe er in völligen Schlaf verfällt.

Das Besondere des fraglichen Zustandes besteht darin, daß die zusammenhängende wache Sphäre sich isoliert, d. h. daß die Erregung nicht von ihr zu den außerhalb ihrer liegenden Regionen der Seele weitergeht. Dabei ist vorausgesetzt ein Grad der Dissoziation oder der Lockerung der Einheitsbeziehungen, die im völlig normalen Zustand bewirken würden, daß von der wachen Sphäre aus, insbesondere durch die Kraft der bewußten Sinnesempfindungen, die ihr angehören, ein totales Erwachen stattfände. Diese Dissoziation oder Lockerung macht, daß die Erregung nur bis zu einer gewissen Grenze reicht, oder nur nächste, oder innigere, oder auch »zufällig« wirksamere Einheitsbeziehungen zum Funktionieren gelangen.

Dies hat nichts Verwunderliches. Daß im Schlaf insbesondere gewisse Einheitsbeziehungen oder Assoziationen zwischen psychischen Vorgängen einerseits, und Impulsen zu körperlichen Vorgängen andererseits, funktionieren oder wach sein können, während andere im Schlafzustand verharren, zeigt schon das Sprechen im Schlaf. Hier lösen Vorstellungen die Impulse zu zugehörigen Sprachbewegungen aus; während gleichzeitig die im Traumleben entstehenden und auf Bewegungen der Glieder gerichteten Willensakte die entsprechenden motorischen Impulse unausgelöst lassen.

Hypnose und hypnotische Suggestion.

Die somnambulen Zustände führen von selbst zu den Thatsachen der Hypnose und der hypnotischen Suggestion. Jene Zustände sind eine Art der Hypnose, oder die Hypnose ist eine Art des somnambulen Zustandes. Und das partielle Wachsein, das diesen charakterisiert, hat mit der Suggestion dies gemein, eine Loslösung und Verselbständigung einer Region des psychischen Lebens zu sein, das Auftreten einer abgegrenzten wachen Insel in der im übrigen schlafenden Seele.

Normale Suggestion liegt vor in jeder unwillkürlichen Nachahmung, jedem Glauben an die Worte eines Anderen, jeder Erfüllung eines fremden Wunsches, sofern dergleichen nur eben in der Wahrnehmung der nachgeahmten Bewegung, bzw. den Worten oder dem Wunsche des Anderen seinen positiven Grund hat.

Die allgemeinen Bedingungen solcher Suggestion, und damit der Suggestion überhaupt, der Fremd- wie der Autosuggestion, haben wir kennen gelernt, und die Grundarten unterschieden. Die letzteren sind: Die Urteilssuggestion, die Suggestion von Empfindungen — sog. »Halluzinationen« —, und die Suggestion von Handlungen oder die »Willenssuggestion«. Mit Zugrundelegung dieser Unterscheidung können wir die Suggestion genauer so definieren: »Suggestion« besagt, daß auf Grund einer von außen her geweckten, oder im Individuum, das der Suggestion unterliegt, spontan entstandenen Vorstellung ein Urteil, eine Empfindung, ein Antrieb zu einer Handlung entsteht unter inadäquaten Bedingungen; d. h. ein Urteil ohne in dem Individuum vorhandene Gründe für dies Urteil, oder trotz der in ihm vorhandenen Gegengründe; eine Empfindung ohne den entsprechenden physiologischen Reiz; ein Antrieb zum Handeln ohne entsprechende Motive, oder trotz der vorhandenen Gegenmotive. Von Suggestion »im engeren Sinne« kann man reden, wenn diese Suggestionswirkungen geschehen unter Umständen, unter denen sie »normalerweise« nicht geschehen, wenn also ihr Auftreten einen Charakter des Außerordentlichen besitzt, und demnach auf eine »abnorme« Steigerung der Bedingungen der Suggestion hinweist.

Für jede Suggestion ist wichtig die Person des Suggestors, und

die Weise seines Suggerierens; d. h. seine Fähigkeit, autoritativ aufzutreten, auf sich die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, Vertrauen zu erwecken, sich einzuschmeicheln oder in den »Perzipienten« sich einzuschleichen; die Fähigkeit, durch die Weise seines Verhaltens jeden Zweifel oder jeden Gedanken an die Möglichkeit des Widerspruches oder Zuwiderhandelns auszuschließen.

Dadurch schafft der Suggestor einen »Rapport« zwischen sich und dem Perzipienten. Dieser »Rapport« ist nichts, als die besondere Stellung, welche die Vorstellung des Suggestors, und die Vorstellungen dessen, was von ihm ausgeht, in der Seele des Perzipienten durch solche Mittel gewinnen. Er besteht in der besonderen Energie, welche den fraglichen Vorstellungen durch dieselben zu teil wird. Jede suggestive Wirkung der Worte oder Handlungen des Suggestors ergibt eine Disposition für die Zukunft, d. h. erleichtert die nachfolgende und gleichartige Wirkung der Worte oder Handlungen eben dieses Individuums, steigert also den Rapport zwischen den beiden Individuen.

Bedeutsam ist weiter auch, aus früher angegebenen Gründen, das Überraschende oder Momentane der Suggestion, das zum Auftreten der Gegenwirkungen in dem Perzipienten keine Zeit läßt.

Erste Voraussetzung des Gelingens der Suggestion aber ist immer die gesteigerte Suggestibilität, d. h. ein genügender Grad der Lockerung oder Dissoziierbarkeit der Einheitsbeziehungen, insbesondere der »antithetischen Einheitsbeziehungen«, die an den Inhalt der Suggestion die Gegenvorstellungen und Gegenempfindungen, die Gegengründe und Gegenmotive knüpfen.

Jede Suggestion schließt eine Lähmung oder Einschläferung, kurz eine Art der »Hypnose« in sich, oder vollzieht sich vermöge einer solchen. Es besteht aber hierbei ein Stufenunterschied. Von der bei der »normalen« Suggestion stattfindenden Lähmung oder Hypnose war die Rede. Dieselbe besteht in der einfachen Ausschaltung der Wirkung der Gegengründe, genauer der Vorstellungen derselben, bzw. der Gegenempfindungen oder der Gegenmotive, durch eine beliebige suggerierte Vorstellung.

Davon aber ist, obzwar nicht prinzipiell, verschieden die weitergehende Hypnose, die speziell mit diesem Namen belegt zu werden pflegt, oder die Hypnose im engeren Sinn. Ich meine die

Hypnose, die ich schon oben im Auge hatte, d. h. diejenige, die das Bild eines somnambulen oder schlafähnlichen Zustandes gewährt, und schon für die oberflächliche Betrachtung insbesondere dadurch ausgezeichnet ist, daß den Sinnesempfindungen überhaupt, soweit sie nicht durch die Suggestion selbst geweckt oder wacherhalten werden, das Wirksamwerden im psychischen Lebenszusammenhang verwehrt ist.

Hierbei sind aber wiederum zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Einmal: Eine Hypnose, d. h. ein mehr oder minder ausgeprägter somnambuler Zustand, stellt sich ein als Wirkung einer Suggestion, in der nicht unmittelbar die Hypnose suggeriert wird, sondern die irgendwelchen anderweitigen Inhalt hat. Es werden etwa dem Perzipienten, d. h. dem Individuum, das der Suggestionswirkung unterliegen soll, irgendwelche körperliche Lagen, Stellungen, Haltungen suggeriert, und es wird ihm zugleich suggeriert, daß es die bestimmte Lage, Stellung, Haltung, die es eingenommen hat, nicht freiwillig aufheben könne; und daraus ergibt sich der schlafähnliche Zustand, der nun alle möglichen weiteren Suggestionen ermöglicht. Oder aber der Perzipient wird zunächst in einen hypnotischen Zustand versetzt, und dann auf das hypnotisierte Individuum in dieser oder jener Richtung suggestiv eingewirkt. In jenem Falle spricht man wohl von Suggestion ohne Hypnose. Richtiger wäre Suggestion ohne vorausgehende Hypnotisierung. Auch diese direkte Herbeiführung der Hypnose zum Zweck beliebiger nachfolgender Suggestion pflegt freilich zu geschehen durch Suggestion. Aber dabei ist die Hypnose nicht bloß Wirkung einer anderweitigen Suggestion, sondern sie ist selbst unmittelbar das Suggerierte.

Die »Hypnose« im engeren Sinn ist, wie schon oben gesagt, vom gewöhnlichen Schlafzustand ausgezeichnet durch die feste und umgrenzte wache Insel in der im übrigen mehr oder minder schlafenden, d. h. unerregt bleibenden Seele. Diese wache Insel ist bezeichnet durch die Person des Hypnotisators. Sie ist der »Ort« oder Bezirk in der Seele des Hypnotisierten, wo diese Person, ihre äußere Erscheinung, die Klangfarbe und der Tonfall ihrer Stimme, ihren »Sitz« hat. Voraussetzung für das Bestehen der fraglichen Insel ist, daß die Person des Hypnotisators im Entstehen des Schlafzustandes mit diesem sich verknüpft hat. Dies geschieht aber eben

dadurch, daß die Hypnose durch dieselbe herbeigeführt wurde. Der Vorgang ist prinzipiell kein anderer, als wenn ein Schlafender die Stunde, in welcher er wach werden soll, mit in den Schlaf hineinnimmt.

Auch der natürliche Schlafzustand kann durch nachträgliches »Sicheinschleichen« einer Person in das Vorstellungsleben des Schlafenden in einen hypnotischen Zustand verwandelt werden: Traumvorstellungen, die der Hypnotisator durch seine Worte im Schlafenden weckt, können das Vorstellungsleben des letzteren an die Stimme des Hypnotisators binden.

Auch die geflissentliche Überführung des Wachzustandes in den hypnotischen Zustand geschieht zumeist durch Worte, oder auf dem Wege der »Verbalsuggestion«. Es wird in dem Perzipienten die Vorstellung des Schlafes geweckt, und die Erwartung, daß er einschlafen werde, oder der Glaube, daß er einzuschlafen im Begriffe sei, herbeigeführt. Diese »Verbalsuggestion« kann unterstützt werden durch die obenerwähnte einschläfernde Wirkung gleichförmig dauernder oder wiederkehrender Reize. Schließlich können aber auch an die Stelle der Worte irgendwelche Zeichen treten.

Solche Suggestion des hypnotischen Zustandes steht in einer Linie mit der Suggestion von Halluzinationen. Der Schlafzustand ist, so wurde schon gesagt, ebenso wie andere psychische Allgemeinzustände, ein Erlebnis, das den assoziativen Gesetzen unterworfen ist. Im übrigen gilt von der Vorstellung des Schlafes, wie von jeder Vorstellung, daß sie die Tendenz in sich schließt, zum vollen Erleben des »Vorgestellten«, d. h. in der Vorstellung Gemeinten, zu werden.

Die Suggestion in der Hypnose ergibt sich von selbst aus der Lähmung, in welcher die Hypnose besteht.

Keiner besonderen Erklärung bedarf die Tatsache, daß die Glieder des Hypnotisierten in der ihnen angewiesenen Lage verharren, oder die Tatsache der sogenannten »hypnotischen Katalepsie«. Sie ist ein Fall der Willensautomatie. Die Empfindung der Lage hat die Tendenz, sich zu behaupten. Daraus ergibt sich die Fortdauer des entsprechenden motorischen Impulses. Dieser würde durch einen Gegenimpuls aufgehoben werden. Aber für einen solchen fehlen im Zustande der Hypnose die Bedingungen.

Die auffallendsten Erscheinungen der Hypnose sind die »posthypnotischen Suggestionswirkungen«, d. h. die Wirkungen von Suggestionen, die während der Hypnose für irgendwelchen Zeitpunkt nach dem Erwachen aus der Hypnose gegeben worden sind. Der Hergang ist zweifellos dieser: die Umstände, unter welchen das Suggerierte eintreten soll — etwa der posthypnotische, d. h. auf eine Zeit nach dem Erwachen bezügliche Befehl ausgeführt werden, oder die posthypnotische Halluzination sich vollziehen soll —, weckt die in der Hypnose suggerierte Vorstellung, aber so, daß zugleich der hypnotische Zustand, d. h. der Schlafzustand, in den sie sich einfügte, oder mit dem sie zu einem Gesamterlebnis verwuchs, partiell wiederkehrt. Daraus ergibt sich eine Wirkung, wie sie in der ursprünglichen Hypnose selbst sich ergeben würde.

Zu jenen »Umständen« gehört aber auch die seit dem Ende der Hypnose abgelaufene Zeit. Auch dies, daß jetzt, von einem bestimmten Erlebnis an gerechnet, eine bestimmte Zeit abgelaufen ist, ist ein eigenartiges psychisches Erlebnis. Und dies Erlebnis kann die Vorstellung dessen, was der in der Hypnose gegebenen Suggestion zufolge nach Ablauf der bestimmten Zeit geschehen sollte, wecken. Auch im wachen Leben heftet sich ja an das gegenwärtige Erlebnis das Bewußtsein, es sei seit einem bestimmten vergangenen Erlebnis eine bestimmte Zeit abgelaufen. Es heftet sich daran die Vorstellung dieser »Relation«, die nichts ist als die Weise, wie das gegenwärtige Erlebnis mit dem vergangenen durch eine bestimmte Folge von zwischenliegenden Erlebnissen hindurch zu einem einheitlichen psychischen Ganzen sich verwoben hat. Diese Relation besitzt ebenso wie andere Relationen relative psychische Selbständigkeit, kann also als ein eigenes Erlebnis zur Wirkung kommen und insbesondere reproduzierend wirken. Im übrigen erinnere man sich an jene Fähigkeit Mancher, zu einem Zeitpunkt aufzuwachen, für den sie sich das Aufwachen vorgenommen haben.

Bei den posthypnotischen negativen Halluzinationen ist zu bedenken: Was dabei in dem Individuum wirkt, ist zunächst der Drang, das nicht wahrzunehmen, was es nicht wahrnehmen soll, d. h. der Drang, dasselbe zu übersehen, sich innerlich und dann auch äußerlich so zu gerieren, als ob es dasselbe nicht wahrnähme. Wie weit

das Individuum das, was es nicht wahrnehmen soll, tatsächlich nicht wahrnimmt, bleibt jederzeit zweifelhaft.

Was endlich die Furcht vor dem »posthypnotischen Verbrechen« betrifft, so ist zu berücksichtigen, daß das Individuum nach der Hypnose eben doch der Hauptsache nach wacht, also in ihm die eigenen Motive wirken, und gegen den aus der Suggestion stammenden Drang Widerstand üben können.

XXIII. Kapitel: Pathologische Zustände.

Allgemeines zur Psychopathologie.

Die psychischen Störungen oder die abnormen psychischen Zustände psychologisch verständlich machen, kann nur heißen, sie aus Steigerungen oder Herabminderungen, bzw. dem Fortfall von Bedingungen des normalen psychischen Lebens herleiten. Sie können psychologisch verständlich werden, nur soweit dies gelingt.

Mancherlei Hierhergehöriges nun ist schon in Früherem vorweggenommen. Wir sind überall in der Betrachtung des normalen psychischen Lebens zunächst auf Vorstufen des Abnormen gestoßen, und haben auf den Übergang ins Abnorme hingewiesen. Und es wurden einzelne abnorme Erscheinungen, Halluzinationen und Illusionen, Suggestion und Autosuggestion und Erinnerungsfälschungen, Eingebungsvorstellungen, Zwangs- und Wahnvorstellungen, das irrtümliche Bekanntheits- und Fremdheitsgefühl, namhaft gemacht, und ihre Voraussetzungen bezeichnet.

Demgemäß soll es sich in diesem Zusammenhange nur noch um einige ergänzende Bemerkungen handeln. Nicht auf eine Klassifikation der abnormen Zustände, und eine Erklärung der mannigfachen Erscheinungen im einzelnen, sondern nur auf gewisse allgemeine Gesichtspunkte ist es dabei abgesehen.

Von einem »Übermaß« oder »Zuwenig« der Bedingungen des normalen Lebens sprach ich soeben. Dabei drängt sich sogleich die Bemerkung auf: Steigerung der Bedingungen des normalen Lebens kann an sich nur eine Steigerung dieses letzteren ergeben. Sie kann eine psychische Schädigung bedeuten, nur sofern andere Bedingungen, die ihnen im normalen Leben das Gleichgewicht halten, diese Steigerung

nicht mitmachen. Auch das Übermaß führt sich also im Grunde wiederum auf ein »Zuwenig« zurück. Es kann nur gemeint sein als ein relatives Übermaß.

Bedingungen der psychischen Gesundheit sind einmal der Umfang der psychischen Kraft oder die Möglichkeit des gleichzeitigen Vollzuges eines mannigfachen psychischen Geschehens, die Weite desselben. Zum zweiten die Möglichkeit der Differenzierung oder Analyse, der Sonderung und Unterscheidung, endlich die Fähigkeit der Vereinheitlichung, des Zusammenschlusses, insbesondere der »apperzeptiven Synthese«.

In der Weite und Differenziertheit liegt schon die Energie oder Eindrucksfähigkeit der einzelnen Vorgänge, oder wie wir hier kurz sagen wollen, die psychische Reizbarkeit oder Reaktionsfähigkeit eingeschlossen.

Bei dieser »Energie« müssen wir aber zweierlei unterscheiden. Die Energie, mit welcher psychische Vorgänge auftreten, und die Energie ihrer Nachdauer, oder meine Fähigkeit des apperzeptiven Festhaltens.

Von der letzteren ist wiederum zu unterscheiden die Nachdauer im Gedächtnis.

Dagegen kann von dieser nicht durchaus unterschieden werden die Wirksamkeit der Einheitsbeziehungen zwischen psychischen Vorgängen; da wir von einem Gedächtnis nur wissen, soweit Reproduktion stattfindet, die Reproduktion aber jederzeit durch beides zumal bedingt ist: die Reproduzierbarkeit der Gedächtnisspuren, und die Gangbarkeit des Weges, auf dem die Reproduktion geschehen soll.

Ebenso sind in jener Fähigkeit der apperzeptiven Vereinheitlichung oder Synthese die Einheitsbeziehungen und ihre Funktionsfähigkeit mit eingeschlossen.

Diese Synthese besteht aber nicht einfach im Wirken der Einheitsbeziehungen. Sondern sie ist das gesonderte Einandergegenüberstellen, das Abwägen, Wählen, Urteilen, Entscheiden, Unter- und Überordnen. Davon unterscheiden wir die bloße »assoziative Synthese«, das einfache sich Verbinden, zueinander Hinzutreten der psychischen Vorgänge und Bewußtseinsinhalte.

Hinsichtlich aller dieser Faktoren nun kann ein Zuwenig oder eine Herabminderung stattfinden und das Bild einer psychischen Störung ergeben.

Eine ursprüngliche erhöhte Reizbarkeit für bestimmte Vorgänge ist psychisch unmittelbar verständlich, wenn wir annehmen dürfen, daß vermöge der Zuständlichkeit des körperlichen Organismus gewisse Körperempfindungen, vor allem solche, die wir als Gemeinempfindungen bezeichneten, eine besondere Energie besitzen. Solche Empfindungen werden ihrerseits wiederum Vorstellungen, die mit ihnen zusammenhängen, oder hinsichtlich ihrer Charakters mit ihnen verwandt sind, reproduzieren oder in ihrer Energie steigern.

Doch müssen wir auch die Möglichkeit zulassen, daß aus psychologisch nicht näher angebbaren Gründen jetzt diese, jetzt jene psychischen Vorgänge eine »übernormale« Energie besitzen oder gewinnen.

Dabei ist doch wiederum jederzeit zu bedenken, daß die gesteigerte Wirksamkeit psychischer Vorgänge zwei Gründe haben kann: die erhöhte »Reizbarkeit« einerseits, und das Unterbleiben der Assimilation und Absorption durch das sonstige psychische Leben andererseits.

Eine Minderung der »Reizbarkeit« für, oder der Energie von Vorgängen ergibt sich unmittelbar aus der Minderung der Tiefe und schließlich dem Entschwinden der Gedächtnisspuren, kurz der Abnahme oder der Defekte des Gedächtnisses. Beim Schwinden des Gedächtnisses werden aber nicht alle Gedächtnisspuren im gleichen Tempo schwinden, sondern am längsten werden diejenigen verharren und wirkungsfähig bleiben, die am tiefsten gegraben sind. Und die älteren müssen sich auch hier als die widerstandsfähigeren erweisen.

Die Lösung der Einheitsbeziehungen ist ohne weiteres zugleich der Verlust des Gedächtnisses für die Komplexe, die durch diese Einheitsbeziehungen hergestellt sind. Was im Fortschritt solcher Lösung schließlich übrigbleibt, sind die Elemente, d. h. die einfachen sinnlichen Empfindungen, bzw. die ihnen entsprechenden Vorstellungen. Hier müssen wiederum am längsten diejenigen dauern, die unmittelbar auf das sinnliche Wohl und Wehe des Individuums sich beziehen.

Die höchste Leistung der Einheitsbeziehungen ist jene apperzeptive Synthese, weil sie die Vereinheitlichung des zugleich Besonderten ist. In ihr beruht die Kraft des Denkens und Wollens. Allgemeine Erschlaffung und Dissoziation muß darum zunächst in dieser Sphäre sich bemerklich machen.

Im übrigen sind unter den Einheitsbeziehungen vor allem die reinen Erfahrungsassoziationen den Assoziationen der Ähnlichkeit oder Gleichartigkeit gegenüberzustellen. Jene sind geworden, und lösen sich oder erscheinen in ihrer Wirkung gehemmt schon im normalen Leben. Und beides kann nun auch in abnormem Grade der Fall sein.

Dabei ist ein Unterschied zwischen den Assoziationen, die nur zwischen einem einzelnen bestimmten A und einem einzelnen B sich geknüpft haben, und den allgemeinen Assoziationen, den Regeln und Gewohnheiten der Verknüpfung. Je individueller die Assoziationen sind, desto leichter lösen sie sich auch schon im normalen Leben. Bei abnormer sukzessiver Lösung müssen schließlich die allgemeinsten übrigbleiben oder am längsten standhalten.

Im übrigen sind auch abgesehen davon Assoziationen enger und weniger eng geknüpft, also minder leicht oder leichter lösbar.

Wie die alten Gedächtnisspuren, so müssen auch die älteren Assoziationen eine größere Widerstandsfähigkeit an den Tag legen.

Zwischen den Erfahrungs- und den Ähnlichkeitsassoziationen stehen die antithetischen Einheitsbeziehungen. Sie sind die Beziehungen zwischen der Vorstellung eines Gegenstandes, und dem, was die Geltung der Vorstellung verneint, oder zwischen einer Zielvorstellung, und dem, was der Verwirklichung derselben entgegensteht oder sie verbietet. In der Lockerung dieser Einheitsbeziehungen im Verein mit der genügend starken Reizbarkeit für eine Vorstellung oder der genügend hohen Energie einer solchen haben wir die Bedingungen für die Möglichkeit der Halluzinationen und Illusionen, der Suggestion, der Wahnideen und dergleichen gefunden.

Diese antithetischen Einheitsbeziehungen sind es aber vor allem, die unter Voraussetzung einer Dissoziation oder der Disposition zu einer solchen durch die Energie einer Vorstellung zur vollen Unwirksamkeit gebracht oder ausgeschaltet werden können. Die in jeder Apperzeption eines psychischen Vorganges liegende Tendenz

der Dissoziation, und der Lähmung desjenigen sonstigen psychischen Lebens, von welchem der Vorgang sich dissoziiert, ist eine Tendenz des Zurgeltungkommens und Wirksamwerdens des Trennenden oder des Fremden an den psychischen Vorgängen auf Kosten des Vereinheitlichenden. Diese Tendenz und ihre Wirkung muß, wie unmittelbar einleuchtet, um so größer sein, je ausgesprochener das Trennende ist. Verhalten sich aber Vorstellungen wie Ja und Nein, so sind sie insofern absolut getrennt oder einander fremd. Es ist in ihnen als solchen eine Tendenz, sich wechselseitig auszuschließen. Und dies Moment der Fremdheit, d. h. diese Tendenz der Ausschließung, ist es nun, die hier unter der Voraussetzung einer Dissoziationsneigung auf Kosten dessen,was den Vorstellungen gemeinsam ist — und, was in antithetischen Einheitsbeziehungen steht, hat ja jederzeit ein Gemeinsames, — zur Geltung und, eben als Tendenz der Ausschließung, zu entsprechend intensiver Geltung und Wirkung kommt.

Endlich sind auch bei der Ähnlichkeitsassoziation verschiedene Möglichkeiten zu unterscheiden. Sie können Beziehungen der Übereinstimmung sein zwischen Elementen, andererseits zwischen Ganzen, oder Beziehungen der Übereinstimmung des Sinnes und der Bedeutung. Fehlt aber die Fähigkeit der Zusammenfassung des Mannigfachen zur Einheit, bzw. die Fähigkeit des Fortganges von dem unmittelbar Gegebenen zum Sinn oder zur Bedeutung, dann bleiben schließlich nur die Ähnlichkeitsbeziehungen der Elemente, bzw. des unmittelbar Gegebenen übrig. So begreifen wir insbesondere, wie bei fortgeschrittener geistiger Auflösung schließlich die äußerlichsten Wortähnlichkeiten den Vorstellungsverlauf eines Individuums beherrschen können.

Wie für einzelne Vorgänge eine erhöhte Reizbarkeit, so kann für einzelne Vorstellungszusammenhänge, insbesondere Erfahrungsassoziationen, eine besondere Erregbarkeit bestehen. Und solche Vorstellungen, bzw. Zusammenhänge können, nachdem sie einmal zur Wirkung gelangt, und nicht assimiliert und absorbiert worden sind, in ihrer Vereinzelung und Selbständigkeit durch Wiederholung gesteigert werden, und so mehr und mehr, und immer wiederum, sich vordrängen.

Arten psychischer Abnormität.

Zu diesen allgemeineren Bemerkungen seien nun noch einige gefügt, die auf einzelne Arten und Stufen psychischer Erkrankung sich beziehen.

Einem begrenzten Gebiete des Psychischen gehören diejenigen Störungen an, die man wohl unter dem Namen der Aphasie zusammenfaßt. Sie sind Lösungen oder Hemmungen des erfahrungsgemäßen Zusammenhanges zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Ich finde nicht mehr den mir bekannten Namen eines Gegenstandes, oder besinne mich nicht mehr auf die Bedeutung des Namens. Jener Fall ist der einfachere, dieser setzt eine tiefere Störung oder Hemmung voraus. Der Grund liegt darin, daß wir den Gegenstand wahrnehmen und vorstellen können, ohne den Namen zu hören oder mitvorzustellen, der Name aber jederzeit uns den Gegenstand bedeutet.

Daß im Fortschritt der Aphasie zunächst die Namen konkreter Objekte verloren gehen, die Erinnerung an die Namen abstrakter Gegenstände um so schwerer, je abstrakter sie sind, ist daraus verständlich, daß die konkreten Gegenstände für sich vorstellbar, die abstrakten ihrer Natur nach an den Namen als ihren Repräsentanten gebunden sind. Es kommt dazu die größere Allgemeinheit der Abstrakta, die eine mannigfachere Knüpfung der Assoziation zwischen ihnen und den sie bezeichnenden Worten in sich schließt. Gleichartige Lösungen oder Hemmungen von Erfahrungsassoziationen liegen auch bei den verwandten Erscheinungen, der Alexie, Agraphie usw., zugrunde.

Besonders zu bemerken ist, daß dann, wenn ich mich noch bemühe, den Namen eines Gegenstandes zu finden, — wenn ich mich »besinne«, — die Beziehung zwischen Namen und Gegenstandsvorstellung nicht geschwunden, sondern nur in ihrer Wirkung gehemmt sein kann, da das Besinnen eben in der Wirksamkeit dieser Beziehung besteht.

Zu diesen sozusagen lokalen psychischen Störungen stehen in deutlichem Gegensatze die allgemeineren krankhaften Zuständlichkeiten.

Jene »apperzeptive Synthese« ist die Fähigkeit der Vereinheitlichung der mannigfachen psychischen Vorgänge, derart daß

jedem seine Stelle angewiesen wird. In ihr vor allem liegt die Herrschaft der Persönlichkeit über ihre Inhalte.

Die Kraft dieser Synthese ist insbesondere die Kraft, fertig zu werden mit dem Kleinen und Nebensächlichen, dem Störenden und Ablenkenden, dem Vielerlei der Eindrücke und Reize, sowohl derjenigen, die aus dem Körper und der Umgebung stammen, wie derjenigen, die in meinem eigenen Vorstellen entstehen mögen. Aus solcher Kraft erwächst die Sicherheit und Freiheit des Gemütes.

Mindert sich dagegen diese vereinheitlichende Kraft, so ergibt sich das entgegengesetzte Bild. Es entsteht die innere Zerteiltheit und Unsicherheit; Nebenvorstellungen drängen sich auf; die nie fehlenden körperlichen Empfindungen dringen störend herzu. Es mindert sich die Kraft der Verarbeitung, die Fähigkeit, Störungen, Hindernisse, Widerspruch zu ertragen, d. h. zu assimilieren. Es entsteht die Reizbarkeit, die Ungeduld, die Geneigtheit zu allerlei Befürchtungen; es knüpfen sich daran die weiteren Erscheinungen der »Nervosität«.

Solche Nervosität kann bedingt sein durch die Weise der Lebensführung und der Lebensumstände. Jede gewaltsame Zerteilung der Gedanken und Interessen, jedes gewaltsame Hin- und Hergerissenwerden, oder, negativ gesagt, jede Störuug der ruhigen Konzentration oder Zentralisierung des psychischen Lebens, mindert die Möglichkeit solcher Konzentration oder Zentralisierung, und schafft diese erste Stufe einer allgemeinen psychischen Dissoziation, wie sie eben durch den Mangel der Fähigkeit der apperzeptiven Synthese bezeichnet ist.

Je mehr die »aktive Reizbarkeit» oder die Fähigkeit der aktiven Apperzeption, insbesondere des aktiven Festhaltens der Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, vor allem auch der Zielvorstellungen, vermindert, die nachdauernde Wirksamkeit derselben im psychischen Lebenszusammenhange herabgesetzt ist, um so mehr wirken in jeder Art der aktiven Erregung die Hemmungen, es wirkt in das Positive das Negative unmittelbar und demgemäß lähmend mit hinein. Es fehlt die Energie der »Stauungen«, die Geneigtheit zur Arbeit, Bemühung, Anstrengung, es tritt ein unlustiger, passiver Zustand ein, wie er wohl speziell für die »neurasthenische« Depression charakteristisch ist.

Das umgekehrte Bild gewährt die pathologische Suggestibilität, die jetzt wohl meist als spezifisches Charakteristikum der Hysterie angesehen wird. Diese Suggestibilität ist nicht verminderte Reizbarkeit; vielmehr gewinnen die einzelnen Vorgänge oder Zusammenhänge von solchen, vermöge der hoch gesteigerten Dissoziierbarkeit, der Lockerung der Einheitsbeziehungen — die doch von einer tatsächlichen dauernden Dissoziiertheit noch zu unterscheiden ist —, erhöhte psychische Wirksamkeit und Selbstherrlichkeit.

Diese Dissoziierbarkeit ist nicht mehr bloß jene apperzeptive Dissoziation, d. h. sie ist nicht mehr bloße Schwächung der Fähigkeit, das psychische Leben apperzeptiv in einem Punkte oder herrschenden Interesse zusammenzufassen, sondern sie ist Lockerung der assoziativen Einheitsbeziehungen, insbesondere derjenigen, die wir als die antithetischen bezeichnen.

Dabei sind zwei Formen denkbar. Das eine Mal überwiegt der Mangel der unmittelbaren Wirksamkeit dieser antithetischen Einheitsbeziehungen. Das andere Mal sind diese funktionsfähiger, aber die »aktive Reizbarkeit«, die Energie der »natürlichen« Betätigungsweisen der Seele oder die Energie und Leichtigkeit der Zuwendung zu dem, was ihren natürlichen Tendenzen entspricht, ist geringer. In jenem Falle wird die Suggestibilität einen positiven Charakter haben: Das Individuum verfällt insbesondere der Willensautomatie. In diesem Falle gesellt sich zur suggerierten Vorstellung die Gegenvorstellung, und diese gewinnt nun, eben als Gegenvorstellung, die Herrschaft, sie dissoziiert sich und wird »selbstherrlich«. So entsteht der »Negativismus», das zwangsweise Zuwiderhandeln gegen den Befehl oder die Aufforderung.

Dabei ist zu bedenken, daß es für uns das »Natürliche«, das den natürlichen Tendenzen unseres Wesens Gemäßere, darum auch das unmittelbar Befriedigende ist, da, wo kein Gegenmotiv besteht, mit dem fremden Willen uns in Übereinstimmung zu wissen. Aber eben deswegen, d. h. vermöge des Gegensatzes zu diesem natürlichen Zuge, besitzt die Vorstellung des Widerspruches eine besondere Eindrucksfähigkeit oder Aufdringlichkeit, und, auch unter Voraussetzung jener geringeren Dissoziierbarkeit, eine besondere Fähigkeit, sich loszulösen und zu verselbständigen. Es ist also der Negativismus einerseits ein Zeichen einer geringeren Dissoziierbarkeit

und insofern eine Stärke, andererseits ein Zeichen der Schwäche der natürlichen Reaktion auf Eindrücke.

Der Vorgang hat seine normale Vorstufe im kindischen Eigensinne, der gleichen Bedingungen unterliegt, und in jeder nicht sachlich gerechtfertigten Lust am Opponieren. Er hat ein weiteres Analogon in der Lust oder dem Drang, zu schimpfen, Häßliches zu sagen, Widersinniges zu tun, zu zerstören, wie sie normalerweise aus der dissoziierenden Wirkung mancher Affekte sich ergibt, und allerlei Erkrankungen, für welche eine psychische Dissoziation Grundlage ist, mitcharakterisiert.

Die Tendenz der Absorption aller psychischen Vorgänge durch diejenigen Vorgänge oder Zusammenhänge von solchen, welche die größere psychische Energie haben, bedingt im normalen Leben jederzeit eine mehr oder minder vollkommene Konzentration des psychischen Lebens in einem einzigen apperzeptiven Zusammenhange. Vermittler dieser Absorption und Konzentration sind wiederum die psychischen Einheitsbeziehungen. Setzen wir aber in einem Individuum eine genügend starke allgemeine Lockerung der Einheitsbeziehungen, zugleich eine nicht allzu große Energie oder »psychische Größe« des jeweiligen apperzeptiven Zusammenhanges voraus, dann kann es geschehen, daß ein Eindruck oder eine von ihm geweckte Vorstellung, die dem jetzt in dem Individuum herrschenden apperzeptiven Zusammenhange fremd ist, sich verselbständigt, und in der unterapperzeptiven Sphäre selbständig wirkt, daß also neben dem apperzeptiven Geschehen ein in sich zusammenhängendes unterapperzeptives Geschehen sich abspielt. Es entsteht m. a. W. eine simultane Spaltung der Persönlichkeit, oder ein simultanes »Doppel-Ich«.

Offenbar kann aber hierbei jener Eindruck oder jene Vorstellung die psychische Kraft nicht in der Weise gewinnen, daß dieselbe unmittelbar dem apperzeptiven Zusammenhang entzogen wird. Dies geschähe ja notwendig vermöge der Einheitsbeziehungen zwischen beiden. Diese aber müßten vielmehr jenem, dem apperzeptiven Zusammenhang fremden Vorgang die Kraft entziehen, oder müßten die Absorption desselben bewirken. Sondern jene Kraftaneignung geschieht aus der letzten Quelle der psychischen Kraft, aus dem Kraftvorrat des Organismus.

Nachdem aber die Kraft einmal von diesem Vorgang angeeignet ist, bleibt sie ihm. Sie wird nicht, oder wird mit verminderter Leichtigkeit und Vollkommenheit vom apperzeptiven Zusammenhang absorbiert. So wird vielleicht vom Individuum in der unterapperzeptiven Sphäre eine nicht allzu einfache geistige Leistung vollbracht, während es bewußterweise mit etwas völlig Anderem beschäftigt, etwa in einer Unterhaltung begriffen ist.

Solche Vorkommnisse sind doch wiederum nur eine Steigerung dessen, was auch normalerweise geschieht. Ich gehe vielleicht mit Sicherheit und ohne Unterbrechung »automatisch« oder »mechanisch« meines Weges, oder radle, summe vielleicht gleichzeitig ein Lied vor mich hin, oder aber ich spiele mit irgendeinem Gegenstand, während ich einem beliebigen Gedankenzusammenhange, der mit allem dem nichts zu tun hat, ebenso ununterbrochen nachgehe, und darauf allein achte und innerlich unmittelbar mich darauf bezogen finde.

Dies ist verständlich aus der relativen Selbständigkeit der einzelnen psychischen Vorgänge und Zusammenhänge von solchen überhaupt, die überall der Assimilation und Absorption entgegensteht. Das Auszeichnende jener pathologischen »Spaltung« ist nur dies, daß vermöge der dabei vorausgesetzten allgemeinen Dissoziation diese Selbständigkeit erhöht ist, und demgemäß in der unterapperzeptiven Sphäre auch andere, als solche eingeübte und darum geringerer Kraft bedürftige Vorgänge und Zusammenhänge sich abspielen können.

Spezielleres über Arten des Abnormen.

Mit der »Neurasthenie« zeigt verwandte Züge die »manische Depression«. Diese wiederum kann ein Bild gewähren, das sie von der pathologischen Melancholie schwer unterscheiden läßt. Doch scheinen die Zustände, die mit diesen verschiedenen Namen bezeichnet werden, auch wiederum wesentlich verschieden.

Oben war die Rede von der »normalen« melancholischen Stimmung und dem melancholischen Temperament; und vorhin wurde wiederum hingedeutet auf die Grundbedingung dieser »Melancholie«. Sie besteht in einer Herabsetzung der »aktiven Reizbarkeit« oder

der Fähigkeit der aktiven Apperzeption, wodurch die Gegenstände der passiven Apperzeption, insbesondere die Vorstellungen des Negativen, des Hemmenden, Widrigen, Nichtseinsollenden, die Übermacht gewinnen.

Hieraus nun verstehen wir auch den pathologischen Zustand der Melancholie, wenn wir einmal jene Bedingung der »normalen« Melancholie steigern, und zum andern auch hier das Moment einer abnormen Lockerung der Einheitsbeziehungen hinzunehmen, wenn wir insbesondere eine Loslösbarkeit der Vorstellungen von den korrigierenden Erfahrungszusammenhängen, und dem, was diese als wahrscheinlich und nicht wahrscheinlich, möglich und nicht möglich erscheinen lassen, voraussetzen, eine Unfähigkeit also, die umgebende Wirklichkeit in ihrer erfahrungsgemäßen Bedeutung zu beurteilen und die sich aufdringenden »negativen« Vorstellungen nach ihrem Wirklichkeitsgehalte zu prüfen. Indem die letzteren nicht an den Wirklichkeitszusammenhängen sich messen, werden sie »selbstherrlich«. Das Negative wird geglaubt. Es entstehen die Versündigungs- und Verfolgungsideen, schließlich der »Nihilismus«.

Im Unterschiede von der Melancholie scheint für die »manische Depression« charakteristisch das abnorme Fühlbarwerden und die abnorme Wirksamkeit von Hemmungen des Vorstellens, Denkens, Wollens.

Solche Hemmungen hat man mit Recht den Lähmungen aufs bestimmteste gegenübergestellt. Es bestehen aber auch, was die »Lähmungen« angeht, noch zwei Möglichkeiten. Ich bemühe mich vielleicht vergeblich, den mir bekannten Namen einer Person zu finden. Davon ist zu unterscheiden: einmal die Möglichkeit, daß ich den Namen nicht mehr weiß, daß mir also die Person so gegenübersteht, als ob ich ihren Namen nie gehört hätte; und die andere, daß ich den Namen freilich noch weiß, aber zu träge bin, mich darauf zu besinnen.

Diese drei Möglichkeiten sind charakteristisch verschieden. Im zweiten Fall ist die Einheitsbeziehung oder die Erfahrungsassoziation zwischen der Person und dem Namen gelöst oder verschwunden. Im ersten Falle wirkt sie, oder die Vorstellung der Person wirkt auf die Vorstellung des Namens vermöge der Assoziation hin. Dieser

Wirkung aber steht die Hemmung gegenüber. Im dritten Falle würde die Assoziation, da sie besteht, auch wirken, aber sie hat geringe Energie und erlahmt darum gegenüber der Hemmung. Im zweiten Falle liegt eine volle Dissoziation vor, im dritten ist das Entscheidende die Kraftlosigkeit der in mir wirksamen Vorstellung, im ersten Fall ist der Sachverhalt ein mittlerer: Die in mir wirkende Vorstellung hat eine gewisse Energie, so daß sie sich von der Hemmung besondern und derselben gegenübertreten kann.

Dies Letztere nun scheint der Fall der manischen Hemmung oder des manischen »Stupors«. Es findet ein »Sichbemühen« statt, das doch der Hemmung nicht, oder nicht mit normaler Leichtigkeit Herr wird, ein bemühtes Gehen oder Sprechen etwa.

Dieser Zustand kann aber schließlich in einen der melancholischen Depression verwandten übergehen. Es geschieht dies, wenn die Energie der »aktiven« Vorstellungen in dem Individuum geringer wird, oder die Fähigkeit der »aktiven Apperzeption« sich mindert. Es stellen sich dann vielleicht auch bei der manischen Depression die Erscheinungen des Verfolgungswahns und schließlich des »Nihilismus« ein.

Dies Letztere nun beweist, daß auch bei der manischen Depression eine Lockerung der Beziehungen stattfindet zwischen den im Individuum vorzugsweise wirksamen negativen Vorstellungen und dem korrigierenden Erfahrungshintergrund. Dieselbe ist zugleich eine Loslösbarkeit von den Zusammenhängen, die normalerweise einen verbindenden oder vereinheitlichenden Hintergrund abgeben für das, was ich früher erlebt, vorgestellt, gewollt habe, und das, wozu ich nachher erlebend, vorstellend, wollend übergegangen bin, kurz eine Lockerung des »vernünftigen« Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Momenten meines psychischen Daseins.

Und daraus nun wird der Übergang der manischen Depression in die positive oder aktive Manie, oder es wird der Wechsel zwischen beiden verständlich. Er ergibt sich aus einem Wechsel der Steigerung und Herabstimmung der »aktiven Reizbarkeit«. Die Steigerung derselben läßt jene Dissoziierbarkeit in aktuelle Dissoziation umschlagen, in eine Lähmung dessen, was die aktiven Erregungen korrigieren könnte, und eine Lähmung der Wirksamkeit des

Zusammenhanges zwischen Früher und Später. So wird insbesondere der »manische Tatendrang« begreiflich, das planlose Sichhinwenden jetzt zu diesem, jetzt zu jenem sinnlosen Unternehmen; und nicht minder die manische Ideenflucht, die rasche und zusammenhangslose Folge von Vorstellungen, vielleicht am Leitfaden einer bloßen Wortähnlichkeit.

Dieser Sachverhalt hat allgemeinere Bedeutung. Auch sonst ist für psychische Störungen, die eine starke Disposition des Unwirksamwerdens von Einheitsbeziehungen zur Grundlage haben, ein Gegensatz zwischen einem positiven und einem negativen, oder einem aktiven und einem passiven Zustande charakteristisch. Und dieser ist jedesmal verständlich aus einem Gegensatz und Wechsel der stärkeren und der minder starken »aktiven Reizbarkeit«. Die erstere bewirkt eine Dissoziation oder Verselbständigung der aktiven oder positiven Erregungen, d. h. der den natürlichen allgemeinen Tendenzen der Seele entsprechenden Vorstellungen und Gedanken, und damit einen Zustand der »Euphorie«, die letztere ein Hervortreten des Hemmenden, Störenden, Unlustvollen, kurz des Negativen. Zu jenen euphorischen Zuständen gehört vor allem auch die Euphorie des stillen Größenwahns.

Andererseits sind hier immer drei Weisen des Hervortretens des Negativen möglich. Dasselbe wirkt einmal unmittelbar lähmend, die Aktivität herabstimmend; oder es verselbständigt sich, es entsteht also ein Zustand des Hingegebenseins an das Negative, des Beherrschtseins von ihm, wie er etwa den Versündigungswahn charakterisiert; oder endlich die aktiven Erregungen besitzen noch genügende Energie, um dem Negativen sich entgegenzusetzen und das Bild eines negativ erregten, leidenschaftlich reizbaren, aggressiven Zustandes, schließlich vielleicht der Tobsucht, zu ergeben. Hinzuzufügen ist, daß die fortschreitende Dissoziation schließlich die volle Selbstherrlichkeit der aktiven oder lustvollen Erregungen, obgleich zuletzt nur noch der allernächstliegenden, auf die Befriedigung der niedrigsten Triebe zielenden, begünstigen muß.

Abnorme Verschiebungen des Gleichgewichts.

Die Bedingungen der geistigen Störungen, die im obigen vorausgesetzt wurden, waren allgemeine: Die allgemeine Herabsetzung der aktiven Erregbarkeit, die allgemeine Dissoziation oder Dissoziierbarkeit der Einheitsbeziehungen, insbesondere der antithetischen Einheitsbeziehungen.

Daneben aber besteht nun die Möglichkeit der Verschiebung des Gleichgewichts: Die aktive Reizbarkeit für bestimmte Gruppen von psychischen Vorgängen etwa hat ein Übergewicht gewonnen über diejenigen, die ihnen normalerweise das Gleichgewicht halten. So kann etwa für sexuelle Vorstellungen eine abnorm gesteigerte aktive Erregbarkeit bestehen, eine Steigerung der aktiven Apperzeption derselben.

Dazu tritt dann die zweite Möglichkeit: Gewisse Erfahrungsassoziationen sind minder funktionsfähig, andere sind funktionsfähiger geblieben, oder es eignet ihnen eine relativ gesteigerte Funktionsfähigkeit.

Oder endlich die Reproduzierbarkeit der Gedächtnisspuren ist da vermindert, dort vollkommener bestehen geblieben. Es braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß diese letztere Aufhebung des Gleichgewichtes von der der zweiten Art im einzelnen nicht durchaus zu trennen ist.

Aus allem dem ergeben sich Verschiebungen in der Richtung des Ablaufes der Vorstellungen, Gedanken und Wollungen, damit zugleich Verschiebungen des Gefühlslebens.

Daß gewisse Assoziationen wirkungsfähiger sind als andere, bedingt etwa die abnorme Ablenkung des Vorstellungsverlaufes, ebenso wie andererseits das Bleiben bei, und das wiederholte Zurückkehren zu bestimmten Vorstellungen und Vorstellungszusammenhängen; wie solches etwa bei der Frage- oder Namensucht, oder den sonderbaren Wiederholungen irgendwelcher Worte, den sog. »Stereotypien«, vorliegt. Bei jener Fragesucht ist das eigentlich Abnorme nicht dies, daß die Tendenz des Fragens besteht, und immer wieder sich einstellt, sondern daß die Assoziationen unwirksam sind, die im normalen Leben die Vorstellungsbewegung davon ablenken, oder

auf Grund welcher wir uns das beständige Fragen »abgewöhnt« haben, kurz die Assoziationen, welche normalerweise die Vorgänge oder Assoziationen, in deren Wirkung das »Fragen« besteht, absorbieren. Und was jene »Stereotypien« betrifft, so ist zu bedenken, daß jede einmal vollzogene Vorstellungsverbindung eine Tendenz der Wiederholung in sich schließt, und daß diese Tendenz mit der Wiederholung wächst, wenn nicht eine immer innigere Einfügung in einen allgemeineren Zusammenhang und eine entsprechende Tendenz der Absorption durch diesen Zusammenhang — eine Tendenz des »Sichverlierens« — damit Hand in Hand geht und jene Tendenz neutralisiert.

Ein »normales« Analogon solcher »Stereotypien« sind die Flickworte, die manche überall in ihre Rede einflechten. Sind dieselben einmal als bloße Flickworte, d. h. als Elemente, die nicht in den betreffenden Gedankenzusammenhang hineingehören, sondern selbständig sich dazwischenschieben, gebraucht, so verselbständigen sie sich mehr und mehr, und gewinnen immer mehr die Fähigkeit, sich, mögen sie passen oder nicht, dazwischenzudrängen. Eine beliebige Hemmung des Vorstellungsablaufes, eine momentane »Verlegenheit«, genügt, die Worte zu reproduzieren. Auch das gewohnheitsmäßige Ausstoßen bestimmter Flüche, Verwünschungen, Beteuerungen gehört hierhin. Das Abnorme jener abnormen »Stereotypien« besteht lediglich in der Steigerung des hier vorliegenden Sachverhaltes.

In gleicher Weise können auch alle möglichen anderen sonderbaren Vorstellungsbewegungen in einem Individuum sich abspielen — und zugleich die entsprechenden Gefühle, Wollungen und Handlungen erzeugen —, nicht weil irgendwelche abnormen positiven Bedingungen in ihnen zur Wirkung kämen, sondern lediglich, weil bestimmte anderweitige Vorgänge, oder weil die Assoziationen fehlen, oder nicht genügend wirksam sind, die normalerweise diese Vorgänge absorbieren und das psychische Geschehen in andere, »normalere« Bahnen einlenken würden.

Störungen und Zerstörungen.

Weiter ist ein Unterschied uns vor allem wichtig. Relative Steigerungen und Herabsetzungen normaler Faktoren des psychischen Lebens irgendwelcher Art können ihrer Natur nach vorübergehend sein, und entsprechend vorübergehende oder heilbare Störungen bedingen. Davon sind zu unterscheiden die dauernden Herabsetzungen und schließlich der Ausfall, die sukzessive und endlich völlige Zerstörung.

Dieser Gegensatz könnte als ein Gegensatz der funktionellen und der organischen Störungen im psychologischen Sinne bezeichnet werden.

So ist es vor allem etwas Anderes, ob eine Lockerung der antithetischen Einheitsbeziehungen besteht, eine »Disposition« zur Dissoziation, welche mehr oder weniger leicht zur aktuellen Dissoziation wird, oder ob eine dauernde Dissoziiertheit vorliegt. Diese kann wiederum zunächst auf einen Punkt oder einige Punkte beschränkt sein. Dann ergeben sich einzelne feststehende Wahnideen, vielleicht mit Intaktheit des psychischen Lebens im übrigen. Diese Wahnideen erscheinen wie Tatsachen, die jeder Überlegung standhalten, so daß sie auch gegen Einwürfe verteidigt werden. Solcher lokalen Zerstörung scheint aber freilich die Eigentümlichkeit anzuhaften, daß sie nicht auf ihren ursprünglichen Ort beschränkt bleibt, sondern weitergeht. Die Wahnideen werden zu Wahnsystemen.

Hiervon ist wiederum zu unterscheiden die Herabsetzung der psychischen Funktionen überhaupt: Es lösen sich die Einheitsbeziehungen jeder Art, und es mindert sich zugleich die Fähigkeit der Knüpfung neuer. Es schwächt sich das Gedächtnis, und es verliert sich zugleich die Fähigkeit der Einprägung des Neuen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß hier naturgemäß die alten Gedächtnisspuren und Assoziationen sich als widerstandsfähiger erweisen.

Damit zugleich mindert sich der Umfang der psychischen Kraft. Es verengert sich das Bewußtsein. Indem die erfahrungsgemäßen Zusammenhänge schwinden, schwindet das Verständnis des Wahrgenommenen und die Orientierung. Es schwinden die

assoziativ bedingten Interessen, d. h. schließlich jedes Interesse, außer dem an den Inhalten der unmittelbaren sinnlichen Triebe. Die zuletzt übrigbleibenden Assoziationen sind die oberflächlichsten Ähnlichkeitsassoziationen, etwa die Wortgleichklänge. Auch die Zusammenhänge zwischen Bewegungsimpulsen lösen sich, es treten an die Stelle der koordinierten Bewegungen Erscheinungen der Ataxie, der Paraphasie und dergleichen. Der Mangel der Merkfähigkeit und des Gedächtnisses löst zugleich die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das psychische Leben wird zu einem lediglich auf den Moment beschränkten Triebleben, vielleicht noch beherrscht von einigen festgebliebenen Wahnvorstellungen. Das Ende solcher »Verblödung« ist das Ersterben des gesamten psychischen zugleich mit dem des körperlichen Lebens.

Anhang: Metaphysisches.

Grenzen der Erkenntnis.

Manche psycho-pathologische Erscheinungen gehen mit bestimmten Veränderungen des Gehirnes nachweisbar Hand in Hand. Bei anderen sind solche nicht gefunden. Daraus folgt nicht, daß sie bei den letzteren nicht bestehen.

Durch jene Tatsachen wird die Abhängigkeitsbeziehung zwischen dem Psychischen und dem Physischen in besonderem Maße eindringlich, und scheint der Gedanke der Identität von Seele und Gehirn nahegelegt. Indessen hier ist die Frage, was wir unter dem Gehirn verstehen.

Das Gehirn als rein physisches Ding, gleichartig anderen physischen Dingen, ist das Reale, das wir gewissen physischen Erscheinungen, um der widerspruchslosen Denkbarkeit eben dieser, und nur dieser physischen Erscheinungen willen, zugrunde legen oder in ihnen mitdenken. Das reale Ich dagegen, oder die Seele, ist das Reale, das ich meinem Bewußtseinsleben, und nur ihm, um seiner widerspruchslosen Denkbarkeit willen, zugrunde legen oder in ihm mitdenken muß.

Offenbar ist, solange wir bei diesen Begriffsbestimmungen bleiben, die Frage nach der Identität von Seele und Gehirn sinnlos. Beide sind begrifflich absolut geschieden. An die Stelle der Frage nach der Identität muß die einfache Tatsachenfrage treten, ob und wie weit das Bewußtseinsleben einerseits, die physischen Erscheinungen andererseits, in nachweisbarer gesetzmäßiger Abhängigkeitsbeziehung stehen.

Eine solche Abhängigkeitsbeziehung ist nun, auch schon abgesehen von den psycho-pathologischen Erscheinungen, zweifellos. Wir sahen aber auch schon: Dieser Zusammenhang kann nicht so gedacht werden, als ob das materielle Ding oder das mechanische System, das wir »Gehirn« nennen, gegen alle sonstige Gewohnheit

mechanischer Systeme, statt des Mechanischen, das nach allgemeinen Gesetzen des mechanischen Geschehens aus ihm folgt, Bewußtseinsleben ins Dasein rufe, oder zu diesem mechanischen Geschehen, ohne Beeinträchtigung desselben, solches hinzutreten oder ihm »parallel« laufen lasse. Sondern das tatsächliche Gebundensein der Bewußtseinserlebnisse an das Gehirn ist denkbar nur unter der Voraussetzung des Panpsychismus, oder des universalen psychophysischen Parallelismus.

Dies aber heißt: Es besteht ein einziger Weltzusammenhang, der einerseits in den physischen, andererseits in den psychischen Erscheinungen sich offenbart; ein einziger materieller und zugleich geistiger Weltgrund; eine Weltmaterie, die zugleich ein Welt-Ich ist. Denn ein Zusammenhang des Geistigen ist eben seiner Natur nach ein Zusammenhang in einem Ich.

Dieser eine Weltgrund ist, sofern er materiell ist, oder er ist nach seiner materiellen Seite das letzte Substrat der physischen Gehirnerscheinungen, und derselbe Weltgrund ist, sofern er psychisch oder geistig ist, der letzte Träger meines Bewußtseinslebens. In ihm ist der einzige »Sitz« meiner Seele oder meines individuellen realen Ich.

Vermöge der einen Weltgesetzmäßigkeit läßt dieser Weltgrund das Gehirn oder die Gehirnerscheinungen, und mit ihnen zugleich mein individuelles Bewußtseinsleben ins Dasein treten. Kein Wunder, wenn beide aneinander gebunden sind. Aber wir dürfen auch nur sagen, daß sie in diesem Weltgrund, oder vermöge dieser einen Weltgesetzmäßigkeit, aneinander gebunden sind.

Was nun in dieser Weltgesetzmäßigkeit, oder für sie, die Verkümmerung des individuellen seelischen Lebens, seine Krankheit, was endlich der Tod bedeutet, das wissen wir nicht. Darum sollten wir darüber auch nicht mit wissenschaftlichem Anspruch urteilen.

Hieran schließt sich aber eine weitere Überlegung. Was ist die Materie oder die materielle Substanz? Man definiert sie als einen Träger von Kräften. Man nennt sie vielleicht schlechthin »Energie«. Aber »Kräfte«, »Energie«, das sind nichts als Namen für ein Etwas, dessen Dasein die Möglichkeit eines materiellen Geschehens in sich schließt, das aber an sich ein völliges X bleibt.

Und wir nennen das materielle Geschehen ein materielles oder

ein mechanisches, weil wir es als ein räumliches, also als Bewegung fassen. Aber ob es an sich ein räumliches ist, dies wissen wir nicht. Vielleicht ist, was wir als Bewegungsvorgang denken, an sich ein Geschehen ganz anderer Art.

In jedem Fall aber müssen wir weiter fragen: Was ist denn in diesen Bewegungsvorgängen dasjenige, was sich bewegt? Man antwortet: Nun, die Materie. Aber dies heißt ja, wie wir soeben sahen: Das, was da sich bewegt, ist ein X, das die Möglichkeit von Bewegungen in sich schließt. Damit sind auch die Bewegungsvorgänge, es ist also alles materielle Geschehen ein X. Die Bewegungsvorgänge sind Veränderungen, aber sie sind Veränderungen, und zwar angeblich »räumliche« Veränderungen, von bloßen Möglichkeiten. Und diese Möglichkeiten sind wiederum Möglichkeiten von anderen oder für andere Möglichkeiten, bzw. von oder für Veränderungen solcher. Der gesetzmäßige Zusammenhang des materiellen Geschehens überhaupt ist ein gesetzmäßiger Zusammenhang von Möglichkeiten oder, vollständiger gesagt, von Möglichkeitsgrößen oder quantitativ bestimmten Möglichkeiten.

Und hierbei bleibt es, solange wir in der Sphäre des physisch »Realen« weilen. Wir gelangen zu Wirklichkeiten, erst wenn wir die Erscheinungen ins Auge fassen. Es gibt schlechterdings keine mögliche Antwort auf die Frage nach dem Wirklichen, dessen Möglichkeit die Materie ist, als die: Sie ist die Möglichkeit von Erscheinungen, also von Bewußtseinserlebnissen. Diese sind das Wirkliche, das schließlich allein jenen Möglichkeiten ihren Sinn gibt, ohne welches alles materielle Geschehen in den Abgrund der inhaltslosen Möglichkeiten versinkt, die nirgends als in unserem abstrahierenden Denken existieren können.

Die Materie ist, so müssen wir schließlich sagen, ein an sich völlig leerer Grenzbegriff; etwas Imaginäres; ein Zusammenhang oder eine logische Abhängigkeitsbeziehung zwischen quantitativ bestimmten hypothetischen Forderungen. Denn nichts Anderes als dies sind jene »Möglichkeiten«. Die »Materie« besagt: Wenn ein Geschehen von bestimmter Größe stattfindet, so folgt daraus ein Geschehen von bestimmter Größe, doch ohne jede Bestimmung, wie beschaffen das Geschehen ist, das die Größe hat. Hier ist nebenbei zu bemerken: die Verschiedenheit der »Energieformen« ist

eine lediglich quantitative Verschiedenheit, eine Verschiedenheit von Bewegungsgrößen und Bewegungsformen, welch letztere aber gleichfalls auf rein quantitative Bestimmungen hinauslaufen; also letzten Endes eine Verschiedenheit quantitativ bestimmter Möglichkeiten.

Gleichartiges aber gilt auch von dem »realen« Psychischen. Das »reale Ich« ist der Zusammenhang von Möglichkeiten eines Bewußtseinslebens; und der einzelne psychische Vorgang ist ein Grad der Möglichkeit, daß ein bestimmtes Bewußtseinserlebnis ins Dasein trete.

Dies ist kein Vorwurf gegen Naturwissenschaft und Psychologie. Die Herstellung des Kausalzusammenhangs, auf welchen sie beide ausgehen, ist nun einmal ihrer Natur nach das Mitdenken oder Hinzudenken von etwas um der »Möglichkeit«, d. h. der widerspruchslosen Denkbarkeit der Erscheinungen willen. Darum kann dies Hinzugedachte nichts anderes sein als ein Inbegriff und gesetzmäßiger Zusammenhang von Möglichkeiten. Diese sind der quantitativen Bestimmung fähig, da wir Größenbegriffe endlos frei erzeugen, und, vermöge ihrer Unabhängigkeit von der Qualität dessen, worauf sie angewandt werden, auf beliebige gedachte, auch an sich qualitativ völlig unbestimmte Gegenstände, d. h. auf bloße abstrakte Möglichkeiten, anwenden können.

Dagegen ist es unmöglich, daß wir an dem, was jenseits der Erscheinungen liegt, irgendeine qualitative Bestimmtheit erkennen. Qualität ist eben jederzeit etwas unmittelbar Erlebtes. Es gibt für uns keine andere Qualität als die erlebte oder erlebbare. Auch das Kausalgesetz, dem zuliebe wir in den Erscheinungen ein Reales mitdenken, kann nicht das Bewußtsein neuer Qualitäten in uns entstehen lassen. Und es erlaubt uns ebensowenig, demjenigen, was wir den qualitativ bestimmten Erscheinungen zugrunde legen, eine der erlebten, d. h. in der Erscheinung vorkommenden Qualitäten zuzuerkennen. Die Herstellung des Kausalzusammenhanges ist ihrer Natur nach die Feststellung eines nicht mehr qualitativ Bestimmbaren, das Aufzeigen von Grenzen der qualitativen Bestimmbarkeit, oder, sofern das qualitativ Unbestimmte doch nicht als solches existierend gedacht werden kann, eines Imaginären.

Jenseits der Erkenntnisgrenzen.

Bei diesem Sachverhalt nun können wir stehen bleiben. Doch nur, solange wir uns begnügen, in Worten zu denken. Wir reden dann von einer Materie, von Kräften und Energien, und glauben damit etwas zu meinen, und meinen damit doch ein — Nichts, d. h. nicht dies oder jenes, nichts, das so, wie wir es denken, als existierend gedacht werden kann. Wir meinen ein Reales, das doch der möglichen Realität entbehrt. Und wir reden in gleicher Weise von einem realen Ich und realen psychischen Vorgängen, und meinen auch damit ein — Nichts.

Aber die Forderung, daß wir in den Erscheinungen ein Transzendentes denken, ist zugleich die Aufforderung, es denkbar zu machen, d. h. es als ein solches zu denken, das so, wie wir es denken, Wirklichkeit haben kann. — Diese »Aufforderung« darf doch nicht der logischen Forderung gleichgesetzt werden. Sie ist nicht gleichbedeutend mit logischer Notwendigkeit.

Gesetzt aber, wir versuchen dieser Aufforderung zu genügen: Dann finden wir: Es besteht dazu nur eine einzige Möglichkeit; nämlich die schon angedeutete: Wir müssen das Reale denken als Bewußtseinsleben, müssen also das, was wir den Erscheinungen, d. h. letzten Endes unserem Bewußtseinsleben zugrunde legen, denken als ein gleichartiges Bewußtseinsleben, nämlich als das Bewußtseinsleben des Welt-Ich, des geistigen Weltgrundes. Umgekehrt gesagt, wir müssen alles Gegebene, die ganze Welt der Erscheinungen, fassen als Erscheinung oder Offenbarung dieses Welt-Ich oder Weltbewußtseins.

Und tun wir dies, dann ergibt sich von selbst das Weitere: Diesem Welt-Ich gehört mein individuelles Bewußtsein, wie das der anderen Individuen, an als ein Teil. Das Welt-Ich differenziert sich in solche individuelle Bewußtseinseinheiten. Doch nicht, um in sie sich aufzulösen. Wie überall, so ist auch hier das Ganze mehr als die Summe der Teile, die »Gesamtwelle« mehr als die Summe der »Wellengipfel« — unter denen die höchsten, die wir kennen, die Menschen sind —, und die Einheit des Ganzen, der »Zusammenhang« der Teile, etwas von jedem Teil und demnach auch von der Summe der Teile Verschiedenes. Er ist das die Teile in sich

Hegende oder ihr »Substrat«. Die Weltbewußtseinseinheit ist das, worin und wodurch die individuellen Bewußtseinseinheiten ihr Dasein haben; so wie meine Gedanken und Wollungen in »mir« und durch »mich« ihr Dasein haben.

Ich nenne hier die individuelle Bewußtseinseinheit einen »Teil« des Weltbewußtseins. Dies hindert nicht, daß sie auch als eine — beschränkte und unvollkommene — »Erscheinung« desselben bezeichnet werden kann. Sie ist in der Tat im Vergleich zu diesem Weltbewußtsein »Erscheinung« im vollen Sinn. Erscheinung, so sahen wir, ist das unmittelbar Gegebene, in dem ein ihm Transzendentes mitgedacht werden muß, oder in dem die Forderung, ein solches vorzustellen, enthalten liegt.

In meinem Bewußtseinsleben nun muß ich ein Transzendentes mitdenken. Dies Transzendente ist aber für diese metaphysische Betrachtung in Wahrheit oder seinem »An sich« nach das Weltbewußtsein. Alle von mir erlebten Forderungen sind Forderungen des Weltbewußtseins, mein Bewußtsein zu sein. Sie sind die Forderung des Ganzen, als einer an sich unteilbaren Einheit, überall dies Ganze oder diese unteilbare Einheit zu sein.

Solche Forderungen bestehen für das unendliche Weltbewußtsein selbst nicht mehr, da es ja für dies nichts Transzendentes mehr gibt, das Forderungen stellen könnte. An die Stelle der Forderungen tritt in ihm oder für dasselbe das Erleben, die »Erfüllung« der Forderungen. Es ist Dasselbe, wenn ich sage: Es gibt für das Weltbewußtsein keinen »Gegenstand« und keinen Gegensatz zwischen Inhalt und Gegenstand. An die Stelle der Gegenstände sind die Inhalte getreten. Vielmehr, alle »Gegenstände« überhaupt sind, an sich betrachtet, Inhalte dieses Weltbewußtseins.

Demgemäß gibt es auch für das Weltbewußtsein keinen Zusammenhang der Forderungen und keine denselben beherrschende Gesetzmäßigkeit, keine Kausalität und kein Kausalgesetz. An die Stelle des Kausalzusammenhanges tritt hier der Zusammenhang des Erlebens und seine innere Folgerichtigkeit und Vernünftigkeit.

Dagegen besteht das Bewußtsein der Forderung notwendig für das endliche Bewußtsein. Es ist ein Merkmal seiner Endlichkeit und Beschränktheit, der Ausdruck dafür, daß es nur Teil ist. Zu-

gleich sind doch die Forderungen dasjenige in mir, das mich über mein individuelles Bewußtsein hinausweist.

Doch unterscheiden wir: Das Verhältnis der individuellen Bewußtseinseinheit zur Weltbewußtseinseinheit ist ein doppeltes. Jene hat in diesem auch wiederum ein relativ eigenes Dasein. Sie ist etwas für sich, etwas relativ Einzelnes oder relativ Vereinzeltes. Das Individuum hat seine eigenen, aber begrenzten, lückenhaften, unvollkommenen und schattenhaften Inhalte. Diese sind ein Teil des Gesamtinhaltes des Weltbewußtseins, aber nicht so, wie derselbe für das Welt-Ich da ist, eingefügt in den Zusammenhang dieses Gesamtinhaltes, und durch ihn erleuchtet, sondern so, wie er eben für das endliche Ich, für die qualitative und quantitative Enge seines Bewußtseins da sein oder in ihm sich »spiegeln« kann, ein Ton in der Weltmelodie, ein Satz in einem unendlichen Gedankenzusammenhang, für sich vielleicht so sinnlos, wie es ein aus dem Zusammenhang gerissener Satz sein kann.

Das Dasein dieser Inhalte für das endliche Ich, und die Bestimmtheit derselben durch dies individuelle Ich und seine Einzelheit, damit zugleich durch seine qualitative und quantitative Enge, gibt sich zu erkennen im Bewußtsein der Subjektivität.

Andererseits gibt es in mir aber doch zugleich das Vermögen, aus mir herauszublicken auf den Weltgrund. Dies Vermögen ist das Vermögen der Apperzeption oder des Denkens, genauer der reinen Gegenstandsapperzeption. Daraus gewinne ich das Bewußtsein der Objektivität. In ihm kommt mir die andere Seite meines Wesens, das Positive an meinem Verhältnis zum Weltbewußtsein, dies, daß ich doch eben ein Teil desselben bin, zum Bewußtsein.

Diese positive Beziehung zum Weltgrund, diese Zugehörigkeit zu ihm, ist aber wiederum eine mehrfache. Der Weltgrund ist einmal etwas außer mir, etwas, das mehr und unendlich viel mehr ist als ich. Indem ich darauf hinblicke, entsteht mir das Bewußtsein der realen Außenwelt. Ich denke sie so, wie ich sie eben vermöge meiner Beschränktheit zu denken vermag, d. h. letzten Endes in den rein quantitativen Bestimmungen der Physik. Nur in der Einfühlung in Andere habe ich unmittelbar Wirkliches außer mir. Hier vermag ich, an einzelnen Punkten, die Forderung des

Weltbewußtseins, mein Bewußtsein zu sein, zu erfüllen. Der Instinkt der Einfühlung ist der Vermittler dieser Erfüllung oder der Träger dieser unmittelbaren Offenbarung des Wirklichen.

Der Weltgrund ist aber zum anderen das, was an einem bestimmten Punkt unmittelbar mich trägt oder unmittelbar meinem individuellen Bewußtsein zugrunde liegt, d. h. vor allem auch seine Einheit schafft und erhält. Hier entsteht mir das Bewußtsein eines meinem Bewußtseinsleben transzendenten realen Ich und der Vorgänge in diesem realen Ich.

Dies reale Ich ist also nichts als das mir transzendente Welt-Ich an diesem Punkt, in dieser individuellen Eingeengtheit, Beschränktheit und Unvollkommenheit. Es ist die individuelle Weise seiner Differenzierung an dieser Stelle; der Zusammenhang des Welt-Ich, sofern er unmittelbar den Zusammenhang meines Bewußtseinslebens in sich schließt.

Und die »psychischen Vorgänge« sind das Geschehen in dem Weltbewußtsein an dieser Stelle, sofern dadurch die Inhalte dieses individuellen Bewußtseins unmittelbar ins Dasein gerufen werden. Sie sind das Reale an meinen Bewußtseinserlebnissen, d. h. das unmittelbare Begründetsein derselben in dem Transzendenten und das unsagbare Hervorgehen aus demselben.

Das »Unbewußte« in mir endlich ist dies Geschehen im Weltbewußtsein, sofern es nicht bis zur Schwelle meines individuellen Bewußtseins vorzudringen, und in die Enge desselben, auch nicht in der Unvollkommenheit, die den Inhalten desselben notwendig eignet, einzugehen, nicht in dem individuellen Ich sich zu spiegeln oder für dasselbe da zu sein vermag.

Die Forderungen, die ich in dem Gedanken der realen »physischen« Außenwelt und des psychisch Realen anerkenne, bezeichnete ich als die Forderungen des Weltbewußtseinsinhaltes, mein Bewußtseinsinhalt zu sein; sie sind Forderungen, »vorzustellen«. Aber das Weltbewußtsein ist nicht nur »Vorstellen«, d. h. nicht nur gegenständliches Erleben, sondern es ist ein Wollen und Tun. Sein Erleben ist nicht ein empfangendes, sondern ein schaffendes. Es ist Zwecksetzung und Zwecktätigkeit.

Und auch die Gesetzmäßigkeit dieser Tätigkeit nun spiegelt sich, wiederum unter Voraussetzung der reinen Gegenstandsapperzeption,

in einem Bewußtsein der Objektivität, nämlich im Bewußtsein der Objektivität des Wertens und Wollens, und schließlich im sittlichen Bewußtsein. Die von mir erlebte Forderung des Wollens ist die Forderung des Weltwillens, mein Wille zu sein. Das sittliche Bewußtsein ist die unmittelbarste und vollste Offenbarung des Weltbewußtseins in mir; die unmittelbare Stimme Gottes in meinem Innern; die höchste Erkenntnis.

Je mehr Realität, d. h. je mehr Kraft, Reichtum und innere Einstimmigkeit das einzelne Individuum hat, oder je mehr das Weltbewußtsein ihm von seiner Realität verleiht, wir können auch sagen, je mehr ich, in jedem Sinne des Wortes, »erfahre« und das Erfahrene apperzipiere — denn alles Erfahren ist Mitteilung des Welt-Ich an das individuelle Ich, und alle Apperzeption ist Hinwendung auf diese Mitteilung und das mitteilende Welt-Ich —, desto mehr wird das individuelle Ich von seiner Vereinzelung befreit. Es wird zu jenem »überempirischen und überindividuellen«. Dies ist nicht ein »Sichverlieren« desselben im Welt-Ich, sondern ein Finden des wahren oder positiven Ich in ihm.

So wird das individuelle Ich zum erkennenden, objektiv wertenden und sittlich wollenden, und in allem dem zum freien. Die Freiheit ist Kraft, Aktivität, so gewiß die Willkür, oder die Vereinzelung, die darin sich offenbart, Schwäche ist, Armut, Passivität.

Die sittliche Zwecktätigkeit des Individuums dient dem Weltzweck, vielmehr, sie ist das Walten des Weltzweckes in dem einen Punkte, dem Individuum.

Der Weltzweck aber kann kein anderer sein, als die unendliche Differenzierung des im Uranfang ungeschiedenen unendlichen Weltwesens in einzelne Bewußtseinseinheiten, und die Vereinheitlichung derselben zu einer höheren, nicht mehr ungeschiedenen, sondern unendlich gegliederten Einheit, das »Sichobjektivieren« der Gottheit in der reichen Fülle der Geister, und das Finden seiner selbst, das immer vollkommenere »Sichhaben« in ihnen. Gott will sich, aber in dieser Fülle; und er denkt, d. h. erlebt sich immer reicher in ihr. Der Weltprozeß ist das Wachstum der geistigen Energie in solcher Weltanalyse und »apperzeptiven Weltsynthese«.

Und hier wiederhole ich, was ich oben sagte, mit der Modifikation, die aus dem Vorstehenden sich ergibt. Was in der Verwirklichung

des Weltzweckes geistige Verkümmerung und Krankheit, und was schließlich der Tod bedeutet, wissen wir nicht. Wir dürfen aber glauben, daß alle diese Erscheinungen jedesmal nicht das Ende eines vergeblichen Versuches bedeuten, an einer Stelle den Weltzweck zu verwirklichen, sondern ein notwendiges und zweckvolles Stadium im unendlichen Fortgang zu seiner Realisierung.

Die Wissenschaft geht naturgemäß den Weg vom unmittelbar Gegebenen, d. h. vom eigenen einzelnen Bewußtseinsleben zum Transzendenten, das sich ihr der Hauptsache nach nur darstellen kann in Gestalt von Forderungen. Dabei wird das unmittelbar Wirkliche zur Erscheinung, und das nur Gedachte zum »Realen«. Die metaphysische Betrachtung dagegen, die wir hinzufügten, findet von da den Rückweg. Das unmittelbar Wirkliche, oder das Bewußtseinswirkliche, wird für sie zum wahrhaft und endgültig Wirklichen; aber es kann dazu nur werden in der Ausweitung zum Weltwirklichen.

Auch die psychologische Betrachtung ist eine Betrachtung vom Standpunkte des endlichen Bewußtseins. Und was sie betrachtet, ist das endliche oder individuelle Bewußtsein, da nun einmal nur dies unmittelbar gegeben ist. Dies heißt aber ohne weiteres, daß auch sie ein Transzendentes, das für sie nur in Gestalt von Forderungen da ist, denken muß. Und sie denkt dasselbe notwendig nach dem Gesetz der »Forderungen«, d. h. nach dem Gesetz der Kausalität. Und hierbei hat der Begriff der Kausalität genau den Sinn, den er auch für den Physiker hat.

Insbesondere kann die Psychologie ebensowenig wie die Physik des Begriffes des transzendenten Substrates entbehren. Alle die soeben bezeichneten Begriffe, insbesondere aber auch der des Substrates, sind der unmittelbare und notwendige Ausdruck jenes endlichen Standpunktes und der Endlichkeit und Begrenztheit des betrachteten Gegenstandes. Nur das Absolute ist denkbar ohne die Hinzufügung eines ihm Transzendenten, oder ist verständlich unmittelbar aus sich selbst, negativ gesagt, ohne Wechselwirkung mit Anderem, und ohne Substrat. Alles Endliche ist, eben als solches, »getragen«, nämlich von dem Absoluten. Ohne dies

wäre es nicht endlich. Und es kann nicht verständlich werden ohne das Hinzudenken dieses Tragenden, oder dieses Substrates.

Indem wir aber jenen Standpunkt aufgeben und uns in Gedanken hinein versetzen in das Absolute, finden wir von allem dem nichts mehr. Ich sagte schon: An die Stelle der Kausalität tritt hier der unmittelbar erlebte Zusammenhang. Damit zugleich tritt an die Stelle der Substantialität die reine Aktualität. Jener Zusammenhang aber ist letzten Endes Zweckzusammenhang. So schlägt der Standpunkt der kausalen Betrachtung, ohne doch an seiner unbedingten Geltung für die wissenschaftliche Erkenntnis Einbuße zu erleiden, schließlich, für die metaphysische Betrachtung, um in den voluntaristisch-teleologischen.

REGISTER.

Ablenkung, pathologische 328 ff.
Abnormes 318 ff.
Absorption 74 ff., 133 ff., 326.
Abstraktion 115—124.
Abstumpfung, psychische s. Absorption, Gewohntheit.
Abwägen 229, s. Apperzeptive Synthese.
Affekt 293 ff.
Ähnlichkeit s. Gleichheit; Assoziation der A. 43 ff.
Aktivität 206 ff., 211 f. s. Wünschen, Wollen, Tun.
Aktualitätstheorie 9, 120 f., 345.
Altruistische Gefühle 200, 282; vgl. Einfühlung.
Analogieschluß 151.
Analyse 111 ff.; vgl. Apperzeptive Synthese.
Angleichung, Gesetz der A. 84 f., 134.
Annahme 166, 225.
Antithetische Einheitsbeziehungen 48; A. Verschmelzung 152, 176, 227 ff.
Apperzeption 53—127; Richtungen der A., Apperzeptionsstreben 216 f.
Apperzeptive Einfühlung 188 f., 190 f.; A. Schwelle 54; A. Synthese 124 ff., 170, 228 ff., 231 f.; A. Streben 216 f.
Apriorisch 112, 138, 148, 185 f.
Assimilation 74 ff.
Assoziation 43—49.
Assoziatives Streben 217 f.
Ästhetisches 283 ff., 287 f., s. Einfühlung.
Aufmerksamkeit 33—36, 53.
Ausdrucksbewegungen 102 ff., 294.
Autosuggestion 168 ff., 227.

Bedingung 138, 158; B. der Erscheinung 160.
Befehlsautomatie s. Suggestion.
Bekanntheitsgefühl 275 f.
Besinnen 217 f., 241 f.
Bewegungsempfindungen 31 f.
Bewegungstäuschungen 90.
Bewußtsein 2; Grade des B. 39 f.
Bewußtseinsinhalt 1; Arten der B. 16 ff.; vgl. Inhalt.
Beziehungsapperzeption 62.

Dekadenz 299.
Differenzierung eines Gemeinsamen 95 ff.
Dissoziation 105 ff., 168 f., 172, 227 f., 318 ff.

Einfühlung 91, 187—201.
Einheitsapperzeption 63 ff.
Einheitsbeziehungen 42 ff., 105 ff.
Einzelapperzeption 63 ff.
Empfindungsinhalte 23 f.
Empirische Apperzeption 61 ff.
Energie s. Psychische Energie.
Entmutigung 226.
Entscheid, logischer 169 f.; voluntativer 231 f.
Entschluß 229.
Enttäuschung 273.
Erfüllung der Gegenstandsforderungen 163 ff.
Erfüllungstendenz 163, 224.
Erinnerungsfälschung 174.
Erkenntnis 177 ff.; Grenzen der E. 334 ff.
Erkenntnistätigkeit 241 ff.

Erklärung 155, 159, 243ff.
Erlebnisgefühle 276.
Erleiden 211f.
Ermüdung, psychische s. Gewohntheit.
Ermutigung 226.
Erscheinung 139, 158, 177—186.
Erstaunen 273.
Erwarten 217f.
Ethisches 186, 281f., 287ff.
Ethische Gefühle 287ff.
Existenzialurteil 156ff.
Experiment 13ff.

Farben 24—29.
Finalbetonung 77.
Fremdgefühle 272ff.
Fremdheitsgefühl 275ff.
Forderungen des Gegenstandes 58ff., s. Erkenntnis, Objektivität, Urteil.

Gebundenheit 215.
Gedächtnis 49ff., 102.
Gefühle 249—291; G. und Empfindungen 16ff.
Gegenstand 53—57.
Gegenstandsgefühle 252ff.
Gehörssinn 29f.
Geltung s. Forderung, 141, 176.
Genie 300.
Geometrisch-optische Täuschungen 90f.
Geräusche 82f.
Gesamtvorgänge 71ff.
Gesetz 138.
Gesichtssinn 24—29.
Gewichtstäuschungen 31f.
Gewißheit 244.
Gewohntheit, Abstumpfung durch G. 77f.
Glauben 163ff., 252, 290f.; subjektive Bedingungen des Gl. 166ff.
Gleichheit usw. 132ff.
Gleichungen 132f.
Gliederung s. Differenzierung.
Größengefühl 268ff.
Größenkontrast 99ff.
Größenschätzung 89f.
Grund 137, 142, 156, 186.
Gültigkeit s. Forderung.

Halluzination 26, 170ff.
Heimgefühle 272ff.
Hemmung beim Streben 252ff.; pathologische H. 328f.
Hypnose 313ff.
Hypothetisches Streben 225f.
Hypothetisches Urteil 166.

Ich 2; I. und der Körper 18; Reales I. s. Seele; Ideales I. 289ff.
Identität 132.
Identitätsgesetz 132, 157f., 186, 284.
Illusionen 174; Ästhetische I. 288.
Induktion 151.
Inhalt und Gegenstand 55ff., 139; s. Bewußtseinsinhalt.
Initialbetonung 77.
Instinkt 246f.
Intellektualgefühle 277f.
Interesse 222ff.

Katalepsie, hypnotische 316.
Kategorien 118f.
Kausalgesetz 156ff.; Ethisches K. 186.
Kausalität 137f., 156ff., 177ff.; Psychische K. 5f., 179ff.
Klänge 79ff.
Komik 274f.
Komplexe Gegenstände 65ff.
Komplexe Relationen 135f.
Konsonanz 80ff., 136.
Kopula 143f.
Kraftempfindungen 31.
Kraftgefühl und Kraftbegriff 211f.

Langeweile 278.
Linearität der apperzeptiven Bewegung 108f.
Logik 252.
Logische Gefühle 249ff.
Lokalisation s. Raum; L. von Gehörsinhalten 93.
Lustgefühl 259ff.

Materie 335f.
Meinen = Apperzipieren 59; Meinen = blindes Glauben 168, 232.
Metaphysisches 334ff.

Methoden 12ff.
Mischgefühle 271ff.
Möglichkeitsbewußtsein 146ff.
Monarchische Unterordnung 97ff., 136, 229; M. U. im Urteil und Wollen 152, 154.
Motive 224, 230ff.

Negatives Urteil 148ff.; N. Streben s. Widerstreben.
Negativismus 325.
Neigungen 284f.
Neugier 235.
Neuheit, Reiz der N. 78.
Numerische Apperzeption, Einheiten, Relationen 63, 65—68, 129—131.

bjektive Empfindungen 161; O. Qualität 60f.; O. Dasein 61f.; O. Wert 62, 175f.; O. Relationen 63, vgl. Relationen; O. und subjektives Gewicht 165, vgl. Erkenntnis.
Objektivitätsbewußtsein 58ff., 60ff., 141ff., 249ff.
Organempfindungen 247f.

Panpsychismus 12.
Passivität 206ff., 211f.
Pathologisches 310ff.
Perzeptionsstreben 214ff.
Pflicht 289ff.
Prädikat 142ff.
Priorität, Gesetz der P. 77.
Psychisch Reales 5ff., 183f.
Psychische Energie 36f., Bedingungen derselben 41; P. E. und Glauben 167f.
Psychische Erscheinungen 181ff.
Psychische Kausalität s. Kausalität.
Psychische Kraft 34—37.
Psychische Quantität s. Quantität.
Psychische Vorgänge 21f., 342f.
Psychologie 1, 4.
Psychologische Relationen 140f.
Psychophysischer Parallelismus 10ff.
Psychophysische Wechselwirkung 10ff.

Qualität, Urteile der Q. 142; Objektive Q. 60f.
Qualitative Apperzeption 60f.; Q. Relationen 131f., 136f.
Quantität 118; Psychische Q. 74ff.
Quantitätsgefühl 268ff.

Raumanschauung 85ff.
Raum. Geometrischer R. 185f.
Relationen 128—141.
Relativitätsgesetz 74ff.
Religiöses Gefühl 290f.

Schlaf 301ff.
Schmerzempfindungen 33.
Schreck 273.
Schwereempfindungen 31.
Seele 7ff.; S. und Gehirn 9ff.; S. als psychischer Faktor 52, 120f., 181ff., 342ff.; s. Substanz.
Sehfeld 85—88.
Selbstgefühle 279ff.
Seltenheitswert 77.
Sollen 62, 289ff.
Somnambulismus 311f.
Soziale Beziehungen 200f., 282f.; vgl. Einfühlung.
Spannungsempfindungen 17.
Sprache 195ff.
Stauung, psychische 109ff., 242ff.
Stereotypien 332.
Streben 202ff.; Arten des S. 213ff.
Subjekt 142.
Subjektive Empfindungen 161.
Subjektivitätsbewußtsein 250f.
Substrat und Substanz 119ff., 345.
Suggestion 173ff.
Symbolik, ästhetische 288.
Symbolische Relationen 139ff.
Sympathie 281ff.
Synthese s. Apperzeptive S.

Tätigkeit s. Tun.
Temperamente 295ff.
Tiefenbewußtsein 88f.
Töne 29ff.
Tonverschmelzung 80f.
Traum 308ff.
Tun, Tätigkeit 210ff., 279f.
Typen 300; T. des Urteilens 168f.; T. des Strebens 224—234.

Überdruß 273.
Überraschung 273.
Unbewußte Empfindungen und Vorstellungen 37ff.
Unlustgefühl 117.
Ursache s. Kausalität.
Urteil 141—154; s. Forderung, Geltung, Objektivität; Ästhetisches U. 288; Ethisches U. 289.
Urteilsfälschung 174.

Vereinheitlichung. Gesetz der V. 71ff.
Verflechtung 68ff.
Vergleich 131—135.
Verschmelzung 229; Intensive V. 79ff.; Extensive V. 83ff.; Qualitativ extensive V. 94f.; Antithetische V. s. Antithetisch.
Verwebung 68ff.
Vokalklänge 82.
Voluntarismus 345.

Wahnideen 333; vgl. Autosuggestion.
Wahrscheinlichkeit 147, 153.
Webersches Gesetz 75f.
Wert, Wertapperzeption 62, 175f., 186.
Widerstand 211f.
Widerstreben 203ff.
Wille 202—248.
Willensautomatie s. Suggestion.
Willenshandlung. Innere W. 241 Äußere W. 244ff.
Wirken. Gefühl und Begriff des W. 210ff., 242.
Wirklichkeit 156ff.; Objektive und Subjektive W. 178, 182f.
Wirklichkeitsstreben 218ff.
Wollen 210ff., 239ff.
Wünschen 213.

Zahl s. Numerische Apperzeption.
Zeichen 139f.
Zeitbewußtsein 83ff.
Zustandsgefühle 277f.
Zweck und Mittel 238ff., 244ff.
Zwecktätigkeit 240ff.
Zweifel 169, 228, 230f.; Lösung des Z. 242f.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.